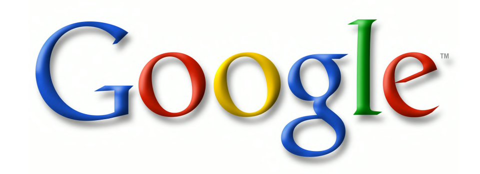
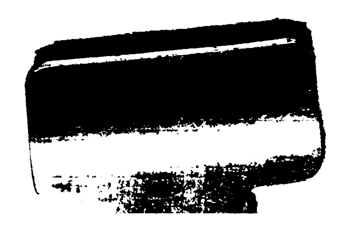








Der Neue Plutarch.

Sechster Theil.

Der Neue Plutarch.

Sechster Theil.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

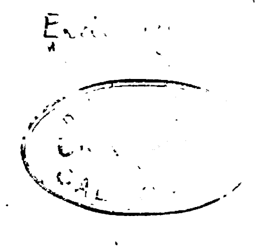
Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Sechster Theil.





Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1879.

G. F.

Vorwort des Herausgebers.

Der vorliegende Band unsers „Neuen Plutarch" bringt die Biographien eines ausgezeichneten Fürsten, eines berühmten Feldherrn, eines derjenigen deutschen Schriftsteller, die zu unsern Classikern gerechnet werden, und eines neuern jüngst verstorbenen englischen Staatsmanns.

Zwei unserer anerkanntesten Historiker haben sich der Aufgabe unterzogen, die Lebensbilder des Großen Kurfürsten und des Generals Wellington zu entwerfen.

Der Große Kurfürst als der Herrscher, welcher den Grund zur Größe des preußischen Staats mit dem Schwert und der Feder legte, der Bahnbrecher für die glorreiche Aera der Hohenzollern, nimmt in der gegenwärtigen Epoche ein besonderes Interesse in Anspruch, nachdem auf dies Herrschergeschlecht die deutsche Kaiserkrone übergegangen ist. Die unparteiische Darstellung seines Leben zeigt uns, wie dasselbe für seine Nachfolger nach allen Seiten hin gleichsam eine vorbildliche Bedeutung hat.

Wellington, einer der Hauptfelden der europäischen Befreiungskriege, ist besonders durch den feindseligen Spott, mit welchem Lord Byron ihn behandelt hat, vielfach in Misachtung gekommen. Unsere Biographie zeigt uns den tapfern, ausdauernden General in seiner historisch wahren Gestalt.

Das Interesse für Herder ist in jüngster Zeit durch die Gesammtausgabe seiner Werke, durch biographische und sonstige Schriften über ihn auf das lebhafteste angeregt worden. Eine kurze abgeschlossene Lebensbeschreibung des vielseitigen und bedeutenden Mannes, welche seinen Entwickelungsgang verfolgt, seine Vorzüge und Leistungen mit Wärme hervorhebt, wird daher unsern Lesern gewiß willkommen sein.

In die jüngste Vergangenheit des englischen Reichs, welches durch die letzten Ereignisse an den Wendepunkt einer neuen entscheidenden Entwickelung gestellt worden ist, führt uns die Biographie des Earl Russell, dessen staatsmännische Wirksamkeit in ihrem Einfluß auf die Geschicke Englands im Laufe der letzten Jahrzehnte hier im Zusammenhang dargestellt wird.

So schildert dieser Band vier hervorragende Männer, welche alle, obgleich nach verschiedenen Seiten hin wirkend, ein volles Recht auf eine Nische im Pantheon der Geschichte in Anspruch nehmen dürfen.

Leipzig, im December 1878.

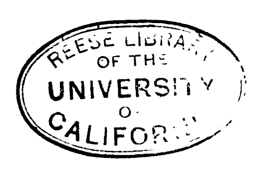
Rudolf von Gottschall.

Inhalt des sechsten Theils.

Der Große Kurfürst.

Von

Bernhard Erdmannsdörffer.



Das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke zu Berlin gewährt den Anblick eines im Siegesgepränge heimkehrenden Triumphators. Alles daran ist stolze Hoheit und ruhige selbstgewisse Majestät. Man würde den mächtigen Ueberwinder erkennen auch ohne die gefesselten Gestalten am Sockel des Denkmals. So ließ durch die Meisterhand Schlüter's der Sohn das Andenken des Vaters bald nach dessen Tode verewigen, und es wurde eins der vollendetsten Bildwerke geschaffen, welches die neuern Zeiten hervorgebracht haben.

Aber ist darin nicht doch vielleicht mehr das Wesen des Stifters, König Friedrich's I., zur Anschauung gebracht als das des Großen Kurfürsten selber? Dieser majestätische Held, auf seinem gewaltigen Streitroß, mit dem stolz überschauenden Blick, mit dem stattlich prunkenden Aufritt, ist er eigentlich im Sinne des brandenburgischen Fürstenthums im 17. Jahrhundert gedacht? Oder mischt sich nicht in die Auffassung etwas von dem anspruchsvoll pompösen Geschmack des Zeitalters Ludwig's XIV., dem Friedrich I. auf allen Gebieten zu huldigen liebte? In der Thal, ebenso wie die Idee der vier gefesselten Sklaven am Sockel höchst wahrscheinlich von dem Denkmal des französischen Königs stammt, das im Jahre 1686 mit spöttischen Anspielungen auf die von Frankreich besiegten Mächte in Paris errichtet worden war, so scheint uns, bei aller Bewunderung vor dem eminenten Kunstwerth, dieser Große Kurfürst doch wesentlich französisch drapirt. Es ist der große hochgewaltige Herrscher im Stil Ludwig's XIV., in der französischen Auffassung des Königthums, der hier mit den Zügen des großen Brandenburgers dargestellt wird.

Nichts Individuelles darin, nichts Specifisches, wie etwa in dem Rauch'schen Monument Friedrich's des Großen. Völlig idealistisch ist das Bildniß; aber sein Idealismus ist vielleicht doch mehr französisch als deutsch.

Indem ich dies schreibe, hängt mir gegenüber das in kurzer Frist so populär gewordene Bild des Großen Kurfürsten von Camphausen. Da erscheint er als ein ganz anderer. Nichts von jener sublimen, kraftvoll in sich selbst ruhenden Majestät, die auf eine besiegte Welt niederblickt: an der Spitze seiner Krieger ist er dargestellt, im historischen Kriegskleid, mit wallenden Federn auf dem Hut und flatterndem Haupthaar, wie er soeben die lange spanische Klinge aus der Scheide zieht zum entscheidenden Reiterangriff auf die schwedischen Stellungen in der Schlacht bei Fehrbellin. Ganz als ein Streiter ist er hier gebildet, mitten in dem wichtigsten Kampf seines Lebens. Der Sieg ist noch nicht gewonnen, aber er blitzt ihm aus den Augen. Statt thronender Machtfülle ist hier Fülle der Thatkraft, leidenschaftlich bewegtes Handeln im größten Stil der beherrschende Eindruck.

Diese beiden Kunstwerke sind als solche nicht miteinander zu vergleichen. Der historischen Erinnerung aber entspricht doch mehr das Bild des streitenden Fürsten als das des triumphirenden. Denn ein Leben der That und des Kampfes bis zuletzt ist es gewesen, nicht des gesicherten Besitzes und Genusses, was dem Gründer des preußischen Staats beschieden war. „Der hat viel gethan!“ sagte Friedrich der Große einst am Grabe seines großen Ahnherrn. Er hat in der That den Grund gelegt, auf dem alle Spätern zuversichtlich weiter bauen konnten, auf dem wir heute festen Fußes stehen. Das neue Deutsche Reich hat in ihm den ältesten seiner Baumeister zu ehren.

Das Leben dieses großen Fürsten soll hier in seinen Hauptzügen erzählt werden.

Daß dem brandenburgischen Staate ein großes Geschick in der Welt vorbehalten sei, hätte um die Zeit des beginnenden 17. Jahrhunderts nicht leicht jemand voraussagen können.

Von der Höhe des Mittelalters ab bis zu unsern Tagen faßt sich der Entwickelungsgang der deutschen Geschichte zusammen in dem Proceß des Erwachsens eines neuen nationalen Königthums aus dem deutschen Territorialfürstenthum. Von dem Standpunkt aus, den wir jetzt innehaben, überblicken wir einen Zusammenhang, der von den Tagen Heinrich's des Löwen bis zur Begründung des neuen Deutschen Reichs sich erstreckt. Aber viele und verschiedenartige Kräfte haben nacheinander angespannt und verbraucht werden müssen, ehe das Ziel erreicht wurde. Seit dem 16. Jahrhundert gab die kirchliche Trennung dem protestantischen Fürstenthum und seiner Opposition gegen die alte Reichs- und Kaisergewalt zu den andern Motiven des Widerstandes auch noch die Vertretung der höchsten geistigen Interessen der Nation hinzu. Von der staatenbildenden Kraft, welche in unserer Nation, nicht als der stärkste ihrer Triebe, vorhanden war, wandte sich der beste Theil von dem Ganzen hinweg und den Theilen zu. Aber welchem von diesen wird die Zukunft gehören? Im Laufe der Zeit ist es verschiedenen der deutschen großfürstlichen Territorien und ihren Dynastien beschieden gewesen, nicht nur die eigene Staatshoheit zu einem beträchtlichen Maß unabhängiger Kraft auszubilden, sondern auch, auf diese Kraft gestützt, zeitweilig als führende Macht an die Spitze der andern zu treten. Der Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen, in dem zuletzt diese Entwickelung gipfelte, ist nur der letzte zur Entscheidung führende Ausdruck des Verhältnisses; vorher standen andere Namen an der Stelle des preußischen und versuchten sich an der großen Aufgabe. Wie mächtig und bedeutsam war eine Zeit lang die Stellung der sächsischen Ernestiner im Reich, besonders nachdem sie die Sache der Reformation zu der ihrigen gemacht hatten — sie wurden von der fremdländischen Macht Karl's V. zermalmt. Für einige Jahrzehnte bewahren dann die sächsischen Albertiner den hohen Rang, zu dem sie Kurfürst Moritz erhoben. Aber neben ihnen und über sie hinweg kommt seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts das pfälzische Haus in die Höhe; es liegt etwas Glänzendes in dem Emporkommen dieses fürstlichen

Geschlechts; nach einigen Jahrzehnten schon meint es sich stark genug, mit Habsburg um die Palme ringen zu dürfen; aber sein Sturz war um so jäher, und so erschöpft ist nach diesem Fall die gesammte deutsche protestantische Welt, daß geraume Zeit nachher aus ihrer Mitte sich kein ähnlicher Versuch mehr erhebt, daß die Führerschaft der Opposition im Reich auswärtigen Mächten, Dänemark, Schweden, Frankreich in die Hände fällt. Nur das katholische Baiern Maximilian's I. nimmt für sich und an der Spitze der katholischen Mittelstaaten eine selbstständig bedeutende Stellung ein.

Neben allen diesen Versuchen anderer großfürstlicher Häuser in Deutschland hat das brandenburgische lange Zeit hindurch keinen sehr hervorragenden Rang eingenommen. Glänzend war es im 15. Jahrhundert unter den beiden ersten Friedrich und unter Albrecht Achill in die Reichspolitik eingetreten; aber dann war ein Stillstand gefolgt. Während des ganzen 16. Jahrhunderts lag in der innern und äußern Geschichte des brandenburgischen Hauses und Landes scheinbar wenig oder nichts, was ihm eine besondere Bedeutsamkeit für das Ganze verlieh; bis in die Zeiten des großen Kriegs sind Sachsen, Pfalz, Baiern, zeitweilig sogar Hessen von größerer allgemeiner Bedeutung gewesen als Brandenburg.

Das Emporkommen dieses Staats ist ein langsames gewesen. In seiner Geschichte wechseln, gleichwie nach einem angelegten Plane, die Epochen energischer Kraftentwickelung nach außen mit den meist längern Perioden stiller Kraftsammlung im Innern. In dem ganzen Verlaufe waltet ein haushälterischer Zug, eine nüchterne Berechnung des Möglichen; Vergeudung der Kräfte an Unausführbares findet sich selten; aber wenn es zum Handeln kommt, sind auch meistens die Mittel ausreichend zur Stelle; in dem langen Laufe seiner Geschichte hat der brandenburgisch-preußische Staat nur zwei Niederlagen erlitten, die ins Mark trafen und ihn völlig wehrlos dem Sieger preisgaben: Jena und Olmütz; immer sonst hat doch das Wort Friedrich's des Großen gegolten von dem letzten Mann und dem letzten Thaler. So wurde Brandenburg der letzte und der siegreiche

in der Reihe der deutschen Territorialstaaten, die im Kampf gegen die alten Reichsgewalten eigene Größe suchten und damit für die Vollendung der nationalen Geschicke arbeiteten.

Aber in der Zeit, mit deren Darstellung diese Erzählung beginnen muß, war, wie gesagt, von dieser künftigen Größe noch wenig vorauszusehen. Bedeutende Perspectiven hatten sich allerdings dem Hause der Hohenzollern im Anfang des 17. Jahrhunderts eröffnet. An den beiden entgegengesetzten Enden des deutschen Sprachgebietes fielen ihm zwei Landerwerbungen durch Erbschaft zu, die seiner Stellung in der Welt mit einem mal ein anderes Ansehen gaben. Die eine war die lang vorhergesehene jülich-klevische Erbschaft. Unter den vielen Bewerbern um die wichtigen Herzogthümer und Grafschaften am Niederrhein und in Westfalen gelang es zweien, sich glücklich in Besitz zu setzen, dem wittelsbachischen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg und dem brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund. Jeder von ihnen erhob den Anspruch auf das Ganze, und indem keiner in der Lage war, denselben durchzusetzen, wohl aber beide gemeinsam als „possidirende Fürsten“ allen Bestrebungen von dritter Seite her den Riegel vorschieben konnten, so ward eine vorläufige Theilung unter Vorbehalt aller Rechte, wie sie im Jahre 1614 erfolgte, der natürliche Ausweg. Mit dem Besitz von Kleve, Mark und Ravensberg gewann das Haus Brandenburg Stellung in einem der Brennpunkte der gesammten westeuropäischen Politik; wer an dieser Stelle Rechte zu behaupten hatte, war damit ohne weiteres eingeführt in das verschlungene Getriebe der großmächtlichen Interessen, die in jenen Bereichen sich kreuzten: Frankreich und Spanien, Oesterreich, die Niederlande, England, für alle wurde es fortan eine Nothwendigkeit, mit diesem neuen Factor zu rechnen, der, mit einer ansehnlichen Macht in den innern Reichslanden begabt, nun auch an dieser entscheidungsvollen Stelle sein Banner aufpflanzte.

Und ebenso vielverheißend war die andere Erwerbung. Das Herzogthum Preußen, seit den Zeiten der Säcularisation des Ordenslandes in Besitz der fränkischen Seitenlinie des Hohen-

zollern'schen Hauses, fiel jetzt nach deren Aussterben der Kurlinie zu. Ein Land deutscher Zunge, aber nicht des Reiches Lehn, sondern der Krone Polen; seine Vereinigung mit dem deutschen Fürstenhaus gab diesem zuerst den Zutritt zur See, ohne welchen nie eine staatliche Bildung völliges Genügen in sich finden kann; sie führte dasselbe zugleich ein in die Kreise der baltischen und der nordischen Politik, zeigte ihm die hohe nationale Aufgabe, die hier zu lösen war.

Nach Osten und nach Westen hin stellten diese beiden Erwerbungen den brandenburgischen Staat in die folgenreichsten Beziehungen. Die Umrisse eines norddeutschen Großstaats sind damit gegeben. In drei weit voneinander getrennte Gruppen liegt das Gebiet vertheilt, die klevische, die märkische, die preußische; zwischen den beiden nach Osten und Westen weit vorgestreckten Flügeln umspannt diese Staatsbildung jetzt das gesammte Nord- und Mitteldeutschland als ihr natürliches Actionsgebiet; sie muß innerhalb dieses Bereichs herrschen oder wenigstens mitherrschen; sie muß danach streben, die weiten Lücken zwischen den einzelnen Gruppen auszufüllen, und ohne jemals eine eigentlich erobernde Macht zu werden, ist sie dieser innern Nothwendigkeit ihrer Lage doch immer gefolgt: von dem Großen Kurfürsten an hat jeder preußische Regent, mit alleiniger Ausnahme Friedrich Wilhelm's III., das Staatsgebiet erweitert seinem Nachfolger hinterlassen.

Aber es währte geraume Zeit, bis diese neugewonnenen Vortheile zu den Wirkungen gelangten, die sie in Aussicht stellten. Die Flügel waren gewachsen, aber in freiem Flug sie zu regen, hinderte zunächst noch für mehr als ein Menschenalter der ungeheuere Sturm, der nun über Deutschland in dem Kriege der dreißig Jahre dahinbrauste. Die Geschichte des brandenburgischen Staats in diesem drangsalvollen Zeitalter ist aller erhebenden Momente bar, sein Leiden ohne Würde, sein versuchtes Handeln ohne Kraft und Charakter. Auch ein begabterer Herrscher als der damalige Kurfürst Georg Wilhelm (1619—40) würde an der Spitze einer noch so unfertigen Staatsbildung, wie Brandenburg es damals war, und gegenüber

so verhängnißvoll übermächtigen Ereignissen kaum Ersprießliches haben leisten können. Aber Georg Wilhelm war in der That der schwachmüthigsten einer in der Hohenzollern'schen Ahnenreihe. Immer waren die Parteien seines Hofs, die bald nach der einen, bald nach der andern Seite ihn zu drängen suchten, mächtiger als er selbst. Den größten Theil seiner Regierungszeit hindurch aber stand er unter dem dominirenden Einfluß des Grafen Adam von Schwartzenberg, seines viel angefochtenen, zuletzt aber doch allmächtigen Ministers. Ein katholischer Edelmann aus den jülich-klevischen Landen, der schon bei der Besitzergreifung wichtige Dienste geleistet, zur Befestigung der brandenburgischen Herrschaft in jenen Bereichen wesentlich beigetragen hatte und nun allmählich von Georg Wilhelm zum bestimmenden Rathgeber für die gesammte Staatsleitung erhoben worden war. Er war kenntnißreich und von hervorragender politischer Geschicklichkeit; die vielen schwerlastenden Anklagen, die gegen ihn von den Zeitgenossen erhoben wurden, sind theils wenig glaubwürdig, theils betreffen sie allgemein verbreitete und in den politischen Sitten des Zeitalters begründete Misbräuche, über die auch er sich nicht erhob; aber daß er der Sache des brandenburgischen Staats mit aufrichtigem Willen gedient, ist doch glaublicher als das oft behauptete Gegentheil. Er gehörte mit Ueberzeugung der politischen Richtung an, die in der allgemeinen Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse und gegenüber dem eigensüchtigen Eingreifen der großen Fremdmächte Schweden und Frankreich die relativ sicherste deutsche Fürstenpolitik im freien Anschluß an den Kaiser und an seine Führung zu finden meinte. Es war die Richtung, in welcher auch die Politik des kursächsischen Hauses sich bewegte, und diesem folgend hatte in dem Prager Frieden von 1635 Georg Wilhelm, dem Rathe Schwartzenberg's gemäß, sich von den Schweden und ihren deutschen protestantischen Bundesgenossen losgesagt und war auf die Seite des Kaisers getreten. Dies war die letzte der vielfältigen politischen Wandlungen dieser Regierung gewesen. Sie hatte eine gewisse Berechtigung in der damaligen politischen Lage gehabt: für Brandenburg stand jetzt die Frage der pommerischen

Erbfolge im Vordergrund; das Aussterben des alten einheimischen Herzogshauses war in Kürze zu erwarten und das Nachfolgerecht des brandenburgischen Hauses völlig zweifellos; aber thatsächlich war das Land schon nicht mehr in der Hand des rechtmäßigen Herrn, sondern in der der schwedischen Eroberer, und diese ließen schon jetzt deutlich erkennen, daß sie nicht gesonnen waren, das werthvolle Beutestück freiwillig wieder herauszugeben. Der Anschluß Georg Wilhelm's an den Kaiser wurde vornehmlich unter dem Gesichtspunkt vollzogen, daß das Anrecht Brandenburgs auf Pommern durch eine neue förmliche Erklärung unter den Schutz von Kaiser und Reich gestellt wurde. Aber der Erfolg täuschte die auf diese Combination gestellten Erwartungen, ebenso wie er die der schwedisch gesinnten Gegenpartei im Rathe des Kurfürsten getäuscht haben würde. Im März 1637 starb der letzte Pommernherzog. Im Frühjahr darauf begann Georg Wilhelm, von kaiserlichen Truppen unterstützt, die Feindseligkeiten, um sich in Besitz des Herzogthums zu setzen. Einige Monate war das Glück dem Unternehmen günstig; als aber dann der schwedische General Banér Verstärkungen erhielt, erfolgte der rascheste Wechsel; der geplante Eroberungszug schlug gänzlich fehl; weder die eigenen Kräfte genügten, noch die dürftige Hülfe des Kaisers, der sich des Vortheils erfreute, den Bruch des Brandenburgers mit Schweden bewirkt zu haben, für den aber dabei die Erwerbung Pommerns durch seinen rechtmäßigen Herrn durchaus in zweiter und dritter Reihe stand. Das Ende war, daß von der kaum geworbenen Armee ein großer Theil schmachvoll auseinanderlief; was übrigblieb, reichte kaum hin die Festungen zu halten; das flache Land der Marken war fast schutzlos den schwedischen Einfällen preisgegeben. Und schwerer noch als das Rauben und Brennen der Feinde lastete auf den märkischen Landen der Rest der eigenen Soldateska. Kurfürst Georg Wilhelm hatte, als dieser Krieg unternommen wurde, sich zu der Bedingung verstehen müssen, daß die dafür geworbenen Truppen als ein Theil der kaiserlichen und Reichsarmee betrachtet werden und daher alle, mit Ausnahme der Festungsgarnisonen, außer dem Landesherrn

auch dem Kaiser den Fahneneid schwören sollten. Die Folgen dieser doppelten Pflichtnahme waren die verhängnißvollsten. Verwildert durch die erlittene Niederlage, noch über das gewöhnliche Maß dieser Zeit hinaus, hausten die Trümmer der brandenburgischen und Reichsarmee, von habgierigen Offizieren, zum Theil selbst märkischen Edelleuten, geführt, in den Marken, die sie nicht zu vertheidigen vermochten, aber mit zuchtloser Gewaltsamkeit bis aufs äußerste bedrückten und aussogen; und bei alledem schützte sie der zweifache Eid; der Landesherr und sein Regiment waren ohnmächtig diesen Obersten gegenüber, die in jedem Streitfalle auf den Namen des Kaisers sich beriefen und den Gehorsam weigerten. Die Politik, zu welcher Schwartzenberg seinem Herrn gerathen, hatte zum Resultat in den Marken einen Zustand beispielloser Auflösung und Verwilderung. Georg Wilhelm begab sich nach dem Scheitern des pommerischen Feldzugs mit seiner Familie nach Königsberg, indem er Schwartzenberg als Statthalter in Berlin zurückließ. Fern von den Stürmen des Kriegs, in seinem preußischen Herzogthum, welches allein eine ruhige Zuflucht bot, beschloß er seine Tage. Auf seinem heranwachsenden Sohn, der, von seinen Studienreisen heimgekehrt, jetzt neben ihm stand, ruhte die Hoffnung einer bessern Zukunft.

Nur einen Sohn, neben zwei Töchtern, hatte dem Kurfürsten Georg Wilhelm seine pfälzische Gemahlin Elisabeth Charlotte, eine Schwester des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich, gebracht. Als der Kurprinz Friedrich Wilhelm geboren wurde — am 16. Februar 1620 — zogen sich eben die Unwetter zusammen, in Böhmen und in der Pfalz, die sich bald über ganz Deutschland entladen sollten; von kriegerischem Treiben, das in diesen Tagen vorübergehend gerade auch Berlin erfüllte, ist er im Leben empfangen worden. Für die Zeit der ersten Knabenjahre und des ersten Lernens aber wurde ihm das günstige Geschick zutheil, sie still und einfach an gesicherter Stelle zu verleben, wenig berührt von den stürmischen Wechselfällen der Zeit und entfernt von den Zerstreuungen des Hofs. Man

sandte den Siebenjährigen mit einem tüchtigen Erzieher nach Küstrin, und hier hat er mehrere Jahre verlebt. Das Lernen, berichteten die Lehrer, ging langsam und nicht eben leicht von statten; aber das Erfaßte machte er sich fest zu eigen; dabei wächst er in blühender Gesundheit empor; ein lebhafter Knabe, der mit hellen Augen in die Welt blickt; nach der Sitte der Zeit schon jetzt ein eifriger Jäger; mit regem Sinn für alles, was von kriegerischen Eindrücken sich in seinen Kreis drängte; dazu ein frommes Gemüth; für den religiösen Unterricht erweist er sich am empfänglichsten; hier wird ihm das höchste Lob seines Erziehers zutheil. Manches trat doch auch in den Gesichtskreis, was Kunde gab von dem wildbewegten Welttreiben draußen, Truppenvorbeizüge in der Nähe, Wallenstein'sche Offiziere, die dem jungen Kurprinzen ihre Aufwartung machten und deren Erzählungen seiner Phantasie Nahrung gaben; dann schwedische Einquartierung in Küstrin, und vor allem wichtig vielleicht ein Besuch bei Gustav Adolf, als dieser im April 1631 vor Frankfurt a. O. lag. Der große Schwedenkönig war mit einer Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm vermählt, und da er selbst nur eine Tochter als Erbin seines Reichs besaß, so richteten schon damals seine Blicke sich auf den heranwachsenden brandenburgischen Neffen als künftigen Eidam und Nachfolger in seiner Herrschaft. An den zwölfjährigen Knaben knüpfte sich hierdurch bereits eine weitaussehende politische Combination, die mögliche Vereinigung der schwedischen und brandenburgischen Lande zu einem großen protestantischen Nordreiche: „Wenn der Heirathsplan wirklich zur Ausführung kommt", schreibt im Jahr 1632 ein französischer Diplomat an den Cardinal Richelieu, „so wird der Brandenburger der mächtigste Fürst von Europa werden."

Die nächsten Zeiten brachten mannichfache Bewegung in das Leben des jungen Kurprinzen. Wir finden ihn bald in Wolgast bei seiner Tante, der Schwedenkönigin Marie Eleonore, bald bei dem alten Pommernherzog Bogislaw in Stettin, der den voraussichtlichen Erben seiner Lande väterlich liebte; dann wieder stand er im Frühjahr 1633 mit seinen Aeltern an dem Sarge

Gustav Adolf's in Wolgast und geleitete mit seinen Blicken das schwedische Staatsschiff, welches die Leiche des nordischen Königs heimführte, an der Küste vorüber, wo er drei Jahre früher als Befreier zuerst den deutschen Boden betreten hatte.

Damals stand Kurfürst Georg Wilhelm noch fest auf seiten des großen antihabsburgischen Bundes, welchen Gustav Adolf von Sieg zu Sieg geführt hatte. Es entsprach dieser politischen Stellung, daß jetzt der Beschluß gefaßt wurde, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zur Vollendung seiner Erziehung für einige Jahre nach den Niederlanden zu schicken. Es war gleichsam ein Stück politischen Programms, wenn der Erbe des Landes in die Schule der Oranier gegeben wurde. Die Kurfürstin Elisabeth Charlotte, die sich den Traditionen ihres pfälzischen Hauses immerdar fest verbunden hielt und in ihrem Sinne von früh her auf den Sohn einzuwirken suchte, hatte den Plan besonders begünstigt; ihre nächsten Angehörigen hatten nach ihrer Vertreibung aus der Pfalz in den Niederlanden eine neue Heimat für die langen Zeiten der Verbannung gefunden.

Im Sommer 1634 trat Friedrich Wilhelm, von seinem getreuen Erzieher geleitet, die Reise nach Holland an, und vier wichtige Jahre seines Lebens hat er dort, in Leiden, in Arnheim, im Haag, auf dem ländlichen Wohnsitz seiner Tante, der Böhmenkönigin Elisabeth, oder im Feldlager des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien verbracht. Man wird nicht eben meinen dürfen, daß der junge Fürst, der als vierzehnjähriger Knabe in diese neue Umgebung eintrat und als achtzehnjähriger Jüngling ihr wieder entzogen wurde, mit Bewußtsein und vergleichendem Verständniß die ganze Fülle des Wissenswerthen und Lehrreichen in sich aufnahm, welche das Leben dieses niederländischen Freistaats, der Blick auf die stolze Blüte seines Handelsverkehrs und auf die Eigenart seines Verfassungslebens, die Berührung mit den hohen Häuptern des nassau-oranischen Hauses und mit vielen von den großen Staatsmännern der Republik einem gereiftern Alter wol darbieten konnte. Aber offenbar ist die Wirkung auf den jungen Fürsten eine sehr bedeutende gewesen; sein Erzieher Gerhard von Leuchtmar muß

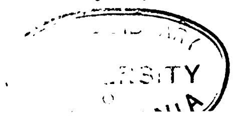
ihn sehr verständig geleitet haben, und er selbst entwickelte sich in diesen Jahren und unter dem Einfluß dieser Atmosphäre zu einer Reife und Festigkeit des Geistes, die er in der Enge der heimischen Verhältnisse und unter dem Druck höfischen Zwanges und höfischer Intriguen kaum so früh gewonnen haben würde.

Jedenfalls war Friedrich Wilhelm hier völlig umgeben von den Aeußerungen des entschieden protestantischen und antihabsburgischen Geistes, der das Lebenselement der niederländischen Provinzen seit Beginn ihres Befreiungskriegs war. Mit dem ersten Erwachen eigenen Denkens und Fühlens lebte er sich aufs natürlichste in eine verwandte Richtung ein. Und dies um so fester, als nun in der Heimat jener geschilderte Umschwung erfolgte, der den brandenburgischen Staat auf die Seite der Gegenpartei hinüberführte. Es mag ihm manches harte Urtheil über Schwartzenberg und vielleicht über seinen Vater selbst zu Ohren gekommen sein in dem Lande der freien Rede und der schwunghaften Publicistik. Gegen das System des Prager Friedens und gegen den Minister, welcher der Träger desselben war, erfüllte er sich mit wachsender Abneigung, und die Erfolge bestärkten diese Stimmung. Fast schien es, als sollte auch eine Herzensangelegenheit hierbei noch eine Rolle spielen. Das Gerücht verbreitete sich, daß der junge Kurprinz eine Neigung habe für die pfälzische Prinzessin Ludovika Hollandine, seine Cousine, und eine Verbindung mit der Tochter des vertriebenen Böhmenkönigs und pfälzischen Kurfürsten würde natürlich einen sehr ausgeprägten politischen Charakter an der Stirn getragen haben. Georg Wilhelm und sein Minister Schwartzenberg nahmen die Sache so ernst, daß es zu nachdrücklichen Vorstellungen und Verwarnungen an den Prinzen kam. Sie erschien ihnen um so bedenklicher, als gleichzeitig und in Verbindung damit von den klevischen Ständen das Project aufgebracht wurde, der Kurprinz sollte, etwa nach seiner Verheirathung mit der Pfälzerin, zum Statthalter der klevisch-märkischen Lande erhoben werden und dort seine Residenz nehmen; und mit Recht befürchtete Georg Wilhelm, daß hinter diesem Plane sich nur die alten Autonomiegelüste der klevischen Stände in einer neuen

Einkleidung versteckt hielten. Mit Entschiedenheit legte er sein Veto ein sowol gegen den Heirathsplan, sofern ein solcher wirklich vorhanden war, wie gegen den der selbstständigen Statthalterschaft.

Ueberhaupt aber erschien in Berlin das fernere Verbleiben des Kurprinzen in seiner jetzigen Umgebung je länger je mehr unstatthaft. Bei der nun einmal gewählten politischen Stellung des brandenburgischen Staats lag darin ein offenbarer Widerspruch. Schwartzenberg sprach geradezu die Ansicht aus, daß eine habsburgische Heirath ihm am angemessensten scheinen würde. Jedenfalls erging an den Prinzen die Aufforderung zur Heimkehr, da der Vater einen längern Aufenthalt in den Niederlanden „weder nützlich noch reputirlich" erachte, und nach längerm Hin- und Herschreiben, als alle Mittel der Einrede erschöpft waren, mußte Friedrich Wilhelm im Sommer 1638 dem Rufe in die Heimat folgen.

Nach solchen Vorgängen konnte das Leben am väterlichen Hofe, zuerst in Berlin und dann in Königsberg, sich nicht sehr erfreulich gestalten. Vater und Sohn waren sich gegenseitig entfremdet worden. So selbstständig der junge Prinz sich bereits fühlen gelernt hatte, Georg Wilhelm hielt ihn geflissentlich von allen Geschäften fern; militärische Beschäftigung gab es in dem im Friedensstand befindlichen preußischen Herzogthum nicht; die nochmals vorgebrachte Frage der klevischen Statthalterschaft oder einer andern ähnlichen Stellung wies der Kurfürst auch jetzt entschieden von der Hand; die drückende pecuniäre Abhängigkeit, worin er gehalten wurde, verstimmte den jungen Kurprinzen noch mehr; eine melancholische Stimmung bemächtigte sich seiner, die zu Besorgnissen Veranlassung gab. Zu allem kam das Misverhältniß zu Schwartzenberg, den er als den bösen Dämon seines Hauses betrachtete und gegen den er sich mit dem tiefsten Argwohn erfüllte. Indem alle diesem Minister feindseligen Elemente am Hofe sich dem künftigen Herrscher zuwandten und sich ihm zu empfehlen suchten, mag ihm das Schlimmste über denselben zugetragen worden sein, und er hat Insinuationen der ärgsten Art damals geglaubt und zu ihrem Inhalt sich auch



später noch bekannt. Bis auf bessere Begründung kann man gleichwol alle diese zum Theil höchst abenteuerlichen Geschichten von Vergiftungsattentaten, von Schwartzenberg'schen Successionsplanen in Brandenburg und in den klevischen Landen u. dgl. für durchaus nichts anderes halten als für Ausgeburten höfischer Uebelrede und des leidenschaftlichen Parteihasses, den der mächtige und oft gar eigenmächtige, auch von Selbstsucht keineswegs freie Minister sich zugezogen hatte.

Die Sache des brandenburgischen Staats forderte eine neue geschicktere und glücklichere Hand an das Ruder, und auch der junge Fürst, der in sich die Kraft fühlte, das Ruder zu ergreifen, befand sich in wenig beneidenswerther Lage, als Kurfürst Georg Wilhelm am 1. December 1640 zu seinen Vätern heimging.

Unter so außerordentlichen Verhältnissen ist es für einen neueintretenden Regenten schon Verdienst genug, wenn es ihm gelingt, den Uebergang ohne allzu große Misgriffe und Uebereilungen zu vollziehen, zumal wenn er selbst erst zwanzig Jahre alt, praktisch unerfahren und von dem Hoffen und Fürchten erregter Parteien umgeben ist. Der Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm ist in dieser Hinsicht exemplarisch. Mit glücklichem Takte werden Vorsicht und Energie gepaart. Alles wird gewagt und auch durchgeführt, was unerlaßlich erscheint, um dem Gleiten auf abschüssiger Bahn Einhalt zu thun. Aber nichts geschieht, was brüske Umkehr, plötzliche Wendung zur Gegenpartei bedeutete. Es geschieht überall genug, um einen gründlichen Wandel des Systems vorzubereiten, aber nirgends so viel, um denen eine Handhabe zur Gewaltthat zu geben, die an dem Beharren Brandenburgs in der bisherigen Richtung interessirt waren.

So geschah es, daß der Kurfürst den Grafen Schwartzenberg, so gründlich er ihn hassen mochte, doch in seinem Amte bestätigte. Das Glück kam ihm hier zu Hülfe; ehe noch der unausbleibliche Conflict eintrat, starb der Graf, wenige Monate nach dem Regierungswechsel, und das wichtigste Glied der Kette,

womit Brandenburg an den kaiserlichen Hof gefesselt war, wurde damit gesprengt. Das andere Glied bildete die in den Marken liegende, auch dem Kaiser durch ihren Fahneneid verbundene Soldateska, die sich dem neuen Herrscher noch schwieriger und unbequemer zeigte als dem verstorbenen. Wollte der Kurfürst Herr im Lande sein, so mußte dieses halbfremde aufsässige Kriegsvolk beseitigt werden. Auch dies gelang; die Truppen wurden theils dem Kaiser zugeschickt, theils abgedankt. Der Commandant von Küstrin, Oberst Konrad von Burgsdorf, einer von den Offizieren, die sich aus Haß gegen Schwartzenberg schon unter der vorigen Regierung dem Kurprinzen genähert hatten, erwarb sich dabei durch entschlossenes Dreinfahren besondere Verdienste; es knüpfte sich dabei ein engeres Verhältniß zwischen ihm und dem jungen Kurfürsten an, und die nächsten zehn Jahre hindurch war Burgsdorf, dem nun die einflußreichsten Vertrauensämter übertragen wurden, die Persönlichkeit, die dem neuen Herrscher am nächsten stand und den namhaftesten Einfluß übte auf den Gang der Geschäfte. Im ganzen ist zu bemerken, daß ein Personenwechsel in größerm Umfang nicht in der Tendenz des Kurfürsten lag; wo immer möglich, wurde zunächst mit den alten Kräften weiter regiert; erst allmählich im Laufe der nächsten Jahre wächst eine neue Generation in den Dienst hinein. Nur das ergab sich schon jetzt von selbst, daß eine Anzahl tüchtiger, von Schwartzenberg verdrängter Persönlichkeiten wieder herangezogen wurde; an ihrer Spitze der wackere Sigismund von Götze, der Veteran unter den brandenburgischen Staatsmännern, in dem noch die Traditionen lebten aus den bessern hoffnungsvollen Zeiten des Kurfürsten Johann Sigismund, und der jetzt sofort rehabilitirt und zum Kanzler ernannt wurde.

Einen andern bedeutungsvollen Schritt that der Kurfürst in Bezug auf sein Verhältniß zu den kriegführenden Parteien. Brandenburg war durch die Schwartzenberg'sche Politik in eine völlig schiefe Lage gebracht. Die Feindseligkeit gegen die Schweden hatte nur einen Sinn, wenn gegründete Aussicht vorhanden war, ihnen Pommern mit Gewalt entreißen zu können; das Waffen=

bündniß mit dem Kaiser nur, wenn man von ihm ausreichende Hülfe zu diesem Zwecke erwarten konnte. Die Erfahrung zeigte, daß beide Bedingungen nicht vorhanden waren. Der Eintritt Brandenburgs in den Kampf mit einer eigenen Armee im Jahre 1638 war für die Politik des kaiserlichen Hofs nur ein Manöver gewesen, um diesen Staat unversöhnlich mit Schweden zu entzweien und um einen Theil der schwedischen Streitkräfte in Norddeutschland festzuhalten und zu beschäftigen; für Oesterreich selbst lag der Schwerpunkt jetzt schon lange nicht mehr in dem Kampfe gegen Schweden, dem man Norddeutschland zu opfern bereit war, sondern in dem gegen Frankreich, wo man für das gemeinsame österreichisch-spanische habsburgische Hausinteresse kämpfte. Am wenigsten war von Wien her zu gewärtigen, daß man für die Befestigung der brandenburgischen Macht im Norden auch nur eine Kanone oder ein Regiment opfern würde. Unter solchen Umständen und bei der gründlichen Erschöpfung des Landes würde der Uebergang von der einen Partei zur andern nur das gleiche Uebel unter anderm Namen gewesen sein. Was noththat, das war, daß Brandenburg nicht schwedische, nicht kaiserliche, sondern die Partei seines eigenen wohlerwogenen Interesses zu ergreifen wagte. Und dieses Interesse fiel zusammen mit dem des ganzen deutschen Volks und hieß — Frieden.

Das war aber unter all den unscheinbaren, vorsichtigen und geräuschlosen Thaten dieses Regierungsanfangs die weitgehendste und die kühnste, daß er ohne Zaudern diese Partei ergriff. Sein erstes war, daß er die Einstellung der Feindseligkeit gegen die Schweden befahl. Zugleich wurde eine Gesandtschaft nach Stockholm geschickt; nach kurzen Verhandlungen wurde man über einen Waffenstillstand einig (Juli 1641), der zunächst für zwei Jahre gelten sollte, in der That aber dann stillschweigend bis zum allgemeinen Frieden verlängert wurde.

Es war schon lange her, daß in diesem unseligen Krieg um kein eigentlich deutsches, auch um kein religiöses Interesse mehr gestritten wurde. Es war zweifellos, daß das Haus Oesterreich an der Spitze des Deutschen Reichs, die deutsche Verfassung

wesentlich unverändert bleiben mußte. Es war ebenso zweifellos, daß der deutsche Protestantismus nicht zu Boden zu werfen war, daß eine Form des friedlichen Zusammenlebens gefunden werden mußte. Daran konnte keine Fortsetzung des Kampfes mehr etwas ändern. Es kam nur darauf an, dieses Resultat durch den Frieden zu fixiren. Der Kurfürst wagte es, den Frieden für sich und seine Lande vorauszunehmen, sich, soweit es möglich war, aus dem Wirbel eines nutzlosen Kriegs herauszuziehen, sieben Jahre bevor dem Ganzen die gleiche Wohlthat gegönnt wurde.

Mit Schweden war somit der Friede hergestellt, und in Wien war man über das selbstständige Auftreten des jungen Brandenburgers ziemlich betroffen. Inzwischen aber ordnete dieser nach allen Seiten hin seine Verhältnisse. Noch einmal — es war das letzte mal — mußte das Lehn des preußischen Herzogthums aus der Hand des Königs von Polen genommen werden, und König Wladislaw benutzte die bedrängte Lage seines Lehnsmanns, um ihm drückende pecuniäre Bedingungen aufzunöthigen, die erst nach mehrern Jahren glücklich wieder abgeschüttelt wurden. Nach der andern Seite hin wurde etwas später die gänzlich verloren gegangene Fühlung mit Frankreich wiedergewonnen; höchst vorsichtig, mit Vermeidung jeder bindenden Hingabe, aber für alle Fälle nützlich. Auch mit den Niederlanden war Brandenburg in der letzten Zeit fast ganz auseinandergekommen; es lag dem Schüler des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien nahe und wurde ihm leicht, eine Annäherung herbeizuführen, wenigstens mit dem oranischen Hause; und dies gewährte die Möglichkeit, in der großen niederrheinischen Streitfrage, in der des Verhältnisses zu dem Mitinhaber der jülich-klevischen Erbschaftslande, dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, sofort andere Saiten aufzuziehen und die brandenburgischen Ansprüche schärfer zu betonen. Und endlich auch im Reiche selbst war es bald zu spüren, daß eine andere Luft von Berlin und Königsberg herwehte; auf den Reichsversammlungen in Regensburg und in Frankfurt a. M. trat Brandenburg selbstbewußt und energisch auf; der kaiserliche

Hof mußte es inne werden, daß er einen unbedingt willfährigen Parteigänger weniger, das Reich einen freien, auf sich selbst gestellten Fürsten mehr hatte.

Binnen wenigen Jahren schon waren diese Veränderungen zu erkennen; das Ansehen Brandenburgs im Reich war wieder im Emporsteigen. Und mit einem wie dürftigen Apparat von Mitteln war dies geleistet worden! In gewissem Sinne kann man die Leistung eine größere nennen, als selbst die der ersten Jahre Friedrich's des Großen. Diesem hinterließ sein Vorgänger alle Machtmittel des Staats in vollendeter Ausrüstung, fertig, um jeden Moment in Action zu treten: die geordneten Finanzen und einen gefüllten Staatsschatz, eine starke schlagfertige Armee, ein wohlgeschultes Beamtenthum und einen technisch völlig durchgebildeten Verwaltungsmechanismus. Von alledem fand Friedrich Wilhelm nichts vor. Nach der Auflösung der widerspenstigen Regimenter, wovon wir gesprochen, behielt er von Truppen nur so viel beisammen, um nothdürftig seine Festungen besetzen zu können. Die Finanzlage war verzweifelt und die Erschöpfung allgemein. In starrem landschaftlichen Particularismus schlossen die einzelnen Landestheile sich voneinander ab; der brandenburgische Staat war noch kein einheitliches Gefüge, sondern nur ein Conglomerat verschiedenst berechtigter Provinzen, die mit Zähigkeit an diesen Sonderrechten festhielten; daher kein einheitliches, sondern nur provinzielles Beamtenthum und die größte Schwierigkeit, die verschiedenen vorhandenen Kräfte auf ein gemeinsames Ziel hin in Arbeit zu setzen. Die Person des Fürsten war in der That das einzige Band, was diese lose gefügten Theile verknüpfte.

Aber eben diese Persönlichkeit zog doch von Anfang an die Blicke auf sich und verbreitete um sich eine Atmosphäre hochgehender Erwartungen. In weitesten Kreisen, im Inland und im Ausland, ist schon früh ein Gefühl davon verbreitet, daß dieser junge Fürst seine eigenen Wege gehen werde, und den einen war das willkommen, während die andern es fürchteten. Die Generation deutscher Fürsten, der Friedrich Wilhelm angehörte, hat wenig Persönlichkeiten von hervorragender Anlage

aufzuweisen. Um so mehr richtete sich auf ihn eine gewisse spannungsvolle Aufmerksamkeit, schon in einer Zeit, wo er in der That noch wenig weithin Augenfälliges zu leisten vermocht hatte.

Dies trat besonders hervor bei der Frage seiner Vermählung, die einige Jahre hindurch die Höfe und die diplomatische Welt aufs lebhafteste beschäftigte. Man hatte die Vorstellung, daß die Entscheidung des jungen Brandenburgers in dieser Angelegenheit ein Ereigniß von ziemlicher politischer Tragweite werden konnte. Und in der That würde sie dies geworden sein, wenn das Project zur Ausführung gelangt wäre, welches damals im Vordergrund aller Vermuthungen und Besprechungen stand, der Plan einer Heirath mit der jungen Königin Christine von Schweden. Es war ein Gedanke, den, wie gesagt, Gustav Adolf zuerst gefaßt hatte; die Vereinigung der Häuser Brandenburg und Wasa und ihrer Besitzungen würde eine neue politische Machtbildung im Norden Europas geschaffen haben, welche, wenn es gelang, die Verbindung wirklich zu befestigen, ohne weiteres die alleingebietende in diesen Bereichen geworden wäre. Diese Combination hatte ohne Zweifel eine wichtige Stelle in den letzten Planen des Schwedenkönigs gehabt. Mit seinem Tode trat sie zunächst in den Hintergrund, wurde aber nicht vergessen. Bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's nahm man den Gedanken von neuem auf. Es ist nicht zu verkennen, daß die Aussicht auf eine königliche Krone, auf die Krone Gustav Adolf's, eine Zeit lang einigen Reiz auf den jungen hochstrebenden Fürsten ausgeübt hat, ebenso wie von vielen möglichen Verbindungen, die mit dem brandenburgischen Vetter der jugendlichen Erbin von Schweden und ihren Räthen sich am meisten zu empfehlen schien. Sie bot neben allem andern auch besonders den Vortheil, daß die leidige Streitfrage über den Besitz von Pommern und Rügen auf diesem Wege am einfachsten geschlichtet wurde. Ein paar Jahre lang ist, unter gespanntem Lauschen der diplomatischen Welt, diese Heirathsfrage hin- und hergewandt worden. Man zog sich an und stieß sich wieder ab; man gab Zeichen geneigten Willens und wollte

doch lieber sich suchen lassen als selbst suchen; man wollte auf brandenburgischer Seite sich nicht der Gefahr einer Zurückweisung aussetzen und hielt mit allen officiellen Schritten zurück; man wollte auf schwedischer Seite sich nicht binden und doch dem Bewerber nicht alle Hoffnung nehmen: mit alledem kam man sich nicht näher. Alles in allem waren die Aussichten des Kurfürsten wol niemals sehr groß. Es stand ihnen im Wege besonders die Persönlichkeit Christinens selbst, die, eben erst auf der Schwelle der jungfräulichen Jahre stehend, doch frühreif, in hoher geistiger Eigenartigkeit und mit dem ausgeprägtesten Selbstgefühl, vor allem von einem unwiderstehlichen Hang zu unbeschränktester persönlicher Freiheit beseelt war. Sie hat es nie über sich vermocht, sich durch eine Ehe zu fesseln; sie hat ein Jahrzehnt später lieber ihre Krone verschenkt, als sich durch die Pflichten binden lassen, die sie ihr aufgelegt hätte; in derselben Gesinnung stand sie schon jetzt: „Non sit alterius, qui suus esse potest!“ den Vers citirt sie einmal bei Gelegenheit eines Gesprächs über ihre Verheirathung. Und ihren Räthen, dieser seit Gustav Adolf's Tod zur thatsächlichen Alleinherrschaft emporgekommenen Aristokratie der Oxenstjerna, Salvius, de la Gardie u. s. w., war an einem Gemahl der Königin von der Art dieses jungen Brandenburgers, der schwerlich mit einer bloßen Figurantenrolle sich begnügte, begreiflicherweise nicht allzu viel gelegen; überdies fiel die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses schwer ins Gewicht. Dennoch währte das Schwanken lange genug; für die schwedische Politik war es ein Gewinn, die Frage so lange als möglich offen zu halten und den Brandenburger nicht aus der Hand zu lassen; man that alles, um ihn mit immer neuen Vertröstungen hinzuziehen. Endlich war das Spiel zu klar, um noch länger miskannt werden zu können. Man wird sich im Rathe des Kurfürsten nicht verhehlt haben, daß der ganze schwedische Heirathsplan doch auch sein Bedenkliches hatte; im Sommer 1646 wurde der Beschluß gefaßt, definitiv von demselben abzusehen. Eine jedenfalls heilvolle Wendung; denn wie groß auch die Versuchung sein mochte, die in der Erwerbung der schwedischen

Königskrone für sein Haus lag, Kurfürst Friedrich Wilhelm würde für seine Person einer fremden Sache dienstbar gemacht und die Kraft des preußischen Staats aus ihrer natürlichen Wirkungssphäre abgelenkt worden sein; die deutsche Sache würde den Großen Kurfürsten überhaupt, den preußischen Staat vermuthlich für lange Zeit verloren haben. Denn auch die mächtige Wirkung dieses Fürsten würde außer Stande gewesen sein, das Grundverhältniß jener Combination umzugestalten. Schweden würde unfehlbar das Hauptland und die brandenburgisch-deutschen Besitzungen seine Annexen geworden sein; wer an die Spitze eines solchen Staats trat, konnte in jedem Falle nicht preußische, nicht deutsche, sondern nur skandinavische Politik treiben.

Mit raschem Entschluß wandte sich der Kurfürst einem andern Heirathsplan zu, von dem auch vorher schon in zweiter Reihe die Rede gewesen war. In kurzer Frist wurden die Verhandlungen mit dem nahe verwandten und auch durch das gleiche reformirte Bekenntniß engverbundenen Hause der niederländischen Oranier angeknüpft und zu Ende geführt; bereits im December 1646 vermählte sich Friedrich Wilhelm mit Luise Henriette, der ältesten Tochter des Statthalters Prinzen Friedrich Heinrich. Eine wesentlich politische Heirath war auch diese, wie es die mit der schwedischen Königin gewesen sein würde: eine enge Verbindung mit den Oraniern und mit der niederländischen Republik versprach dem Kurfürsten sowol für seine allgemeine politische Stellung als auch besonders für die in seinen eigenen niederrheinischen Besitzungen erkleckliche Vortheile, die sich freilich zum Theil gar nicht, zum andern Theil erst viel später verwirklicht haben. Ungern, scheint es, reichte die Oranierin, durch eine andere Neigung gebunden, dem brandenburgischen Bewerber die Hand; aber dann ist sie, die Mutter der preußischen Könige, ihm eine treue und liebevolle Lebensgefährtin in zwanzigjähriger glücklicher Ehe geworden.

Inzwischen war in Münster und Osnabrück der lange ersehnte, lange vorbereitete Friedenscongreß zusammengetreten. Eine Versammlung, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Die gesammte

europäische Diplomatie hatte ein paar Jahre hindurch in den beiden kleinen westfälischen Städten ihr Rendezvous. Die große Masse bildeten die zahlreichen deutschen Abgesandten aus allen großen und kleinen Reichslanden: tüchtige, wohlgeschulte, kenntnißreiche Juristen und Beamte aus allen Branchen, denn eigene Diplomaten von Fach hatte man hier noch nicht, hochgelehrte Männer, aufs eingehendste bewandert in allen Kniffen juristischer Casuistik, in den geheimsten Winkelzügen der officiellen Reichspublicistik; dabei zumeist von der schwerfälligsten Pedanterie, durchdrungen von der Heiligkeit der durch das Herkommen geweihten Formen und Formeln, und gewiegte Meister in ihrer Handhabung; feste biderbe Gestalten von geringem weltmännischen Schliff, viele unter ihnen doch die geriebensten Köpfe; schlecht bezahlt gewöhnlich von ihren Herren und kleinem mehr oder minder ehrlichem Nebengewinnst nicht abhold; fast alle von gewaltigem Zechvermögen, wie es der gesellschaftliche Ton des Zeitalters erforderte. Den deutschen „Doctoren" standen die schwedischen Diplomaten ähnlich geartet zur Seite; weniger gelehrt, aber um so zuversichtlicher und hochmüthiger, auf den Kriegsruhm ihrer Nation pochend, dreist und zähe im Verlangen und Festhalten, prunkend und anspruchsvoll in der Repräsentation; doch waren ihnen hierin die Franzosen weit überlegen. Von allen Gesandtschaften trat die französische mit dem größten Luxus auf; es gilt zu zeigen, schreibt eins ihrer Mitglieder nach Haus, daß der Krieg uns nicht arm gemacht hat. In der That hatte man hier Gold in Fülle, für den eigenen Aufwand, aber auch für fremde Wünsche oder Bedürfnisse: wo es für die Zwecke der Unterhandlung angebracht schien, fehlten die französischen Livres nie als siegbringende Hülfstruppen. Aber auch ohne sie wußte die französische Gesandtschaft sich vor allen übrigen geltend zu machen; nicht so durch Umfang und Sicherheit der Kenntnisse, aber durch weltmännische Formen, durch die Eleganz ihrer Unterhandlungskunst; die vornehmste war sie zudem, ein Prinz von königlichem Geblüte an ihrer Spitze, und auf die gelehrten deutschen Doctoren, zum Theil gar von bürgerlichem Stande, die als Staatsmänner aufzutreten

wagten, blickte man hier mit ziemlichem Hochmuth herunter. Und so die andern: Spanien in besonders stattlicher Repräsentation; unter seinen Gesandten einige der gescheitesten Köpfe des Congresses; von den Niederlanden die gewandtesten Geschäftsmänner aus allen Provinzen; ein römischer Cardinal und ein venetianischer Botschafter als officielle Vermittler; der zahlreichen Kleinern und der nur vorübergehend Anwesenden nicht zu gedenken. In diesem dichtgedrängten Nebeneinander der hervorragendsten diplomatischen Kräfte Europas sind damals alle größten und kleinsten politischen Händel der abendländischen Staaten besprochen, zum Theil beglichen worden. Bis zum Wiener Congreß hat keiner ähnlichen Versammlung eine solche Fülle umfassender und schwieriger Aufgaben vorgelegen.

In solcher Umgebung mußte es dem einzelnen Staat, der nicht eben von den größten war, oft schwer genug fallen, sich mit seinen Ansprüchen geltend zu machen. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte dadurch, daß er von Anfang an die verloren gegangene politische Fühlung mit den wichtigsten Mächten wieder zu gewinnen gesucht hatte, bereits einigermaßen vorgearbeitet. Die brandenburgische Gesandtschaft in Münster und Osnabrück bestand aus einer Anzahl bewährter höherer Beamten aus der richterlichen und Verwaltungssphäre; nicht Diplomaten von Fach, aber die meisten von ihnen zu politischen Sendungen schon früher mehrfach verwendet; an ihrer Spitze als vornehmes repräsentirendes Haupt der Reichsgraf Johann von Sayn-Wittgenstein, der erst jüngst in brandenburgische Dienste getreten war; ein tüchtiger, energischer Diplomat, dessen Taktfestigkeit im Latein wol bisweilen bespöttelt wurde, der aber bald sich als eine der Autoritäten des Congresses in militärischen Dingen Ansehen zu verschaffen wußte und das Interesse seines Herrn mit Energie vertrat.

Was Brandenburg von den westfälischen Verhandlungen zu wünschen hatte, war zunächst ein Allgemeines: die baldige Herstellung des gemeinen deutschen Friedens unter den möglichst günstigen Bedingungen für die politische und kirchliche Verfassung des Reichs; und sodann ein Specielles: die Erledigung

der schwebenden Differenz mit Schweden über den Besitz von Pommern und im schlimmern Falle die Erwerbung möglichst ausgiebiger territorialer Entschädigung für die an Schweden zu überlassenden Theile. In der Streitfrage über Pommern lag ebenso wol die Entscheidung über die künftige Machtstellung Brandenburgs an der Ostsee, wie die über die nationalpolitische Gestaltung des deutschen Nordens überhaupt enthalten.

Wir führen den Leser nicht in das oft wirre Getriebe jener drei Jahre erfüllenden Verhandlungen ein. Was Brandenburg in der Sphäre seiner speciellen Interessen erreichte, das hatte es nur sich selber zu danken; in dem schwierigsten diplomatischen Kampf mit übermächtigen Gegnern, fast ohne Bundesgenossen trug der Kurfürst davon, nicht was er erstrebte und was sein Recht war, aber was irgend der Ungunst der Verhältnisse sich abringen ließ. Für die schwedische Politik stand der Entschluß, aus Pommern freiwillig nicht zu weichen, unwandelbar fest; man hätte gemeint, das Andenken Gustav Adolf's zu verleugnen, wenn man hier nicht bis zum letzten Mann aushielt. Indem aber Brandenburg von der gleichen Gesinnung durchdrungen war und alle Mittel aufbot, zu seinem Recht zu gelangen, entspann sich hierüber eine der langwierigsten Controversen des Congresses. Von allen Helfern verlassen, mußte Friedrich Wilhelm sich zuletzt doch zur Nachgiebigkeit bequemen; Schritt für Schritt nur wich er zurück; was er zuletzt von Pommern noch davontrug, das war allerdings der am wenigsten werthvolle Theil des Landes; die eigentlichen Kernstücke des alten Herzogthums: Vorpommern, Rügen, die Ufergelände der drei Odermündungen mußte er den Schweden überlassen. Reiche Entschädigung aber konnte ihm wenigstens nicht versagt werden, und die zu säcularisirenden deutschen Stifter mußten hier wie in andern Fällen das Material dazu abgeben. Die bedeutendste Erwerbung sollte das bisherige Erzbisthum, nun Herzogthum Magdeburg werden; doch mußte der Kurfürst sich hier vorläufig nur mit der Exspectanz begnügen, bis der gegenwärtige Inhaber, Herzog August von Sachsen, entweder gestorben oder anderweit versorgt sein würde. Zu sofortiger Besitznahme dagegen

wurden ihm die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kammin überwiesen als weltliche, reichslehnbare Fürstenthümer: alles vereint ein Länderzuwachs, der noch lange nicht ausreichte, um die weitgetrennten Theile des Staatsgebietes in nähere Verbindung miteinander zu setzen, der aber doch mit werthvollen Landstrichen das märkische Centralgebiet abrundete und die Stellung im westfälischen Kreis wesentlich verstärkte.

Es hatte schwere Mühe gekostet, bis dies alles glücklich unter Dach und Fach des westfälischen Friedensinstruments gebracht war. Als im October 1648 dies endlich unterzeichnet, als in demselben auch die Rechtsverhältnisse der streitenden Bekenntnisse leidlich geordnet, der Religionsfrieden erneuert und die Gleichberechtigung der Lutheraner und Reformirten ausgesprochen war, durfte man in deutschen Landen zum ersten mal wieder nach langen qualvollen Zeiten der Hoffnung Raum geben, daß Frieden und gedeihliche Entwickelung dem deutschen Namen nicht auf ewig versagt sein sollten.

Gerade Kurfürst Friedrich Wilhelm indeß sollte empfinden, wie schwierig der Uebergang in den neuen Zustand war. Die Ausführung der Friedensbestimmungen verzögerte sich noch jahrelang und ließ das Gefühl des Friedens nicht sicher werden. Es währte fünf Jahre, ehe die Schweden sich bequemten, Hinterpommern zu räumen und es dem neuen Herrscher zu übergeben. In den klevischen Landen ging es noch schlimmer; die Niederländer behaupteten, allen Bemühungen zum Trotz, ihr Besatzungsrecht in mehrern der wichtigsten festen Plätze, und die nach dem Tode Wilhelm's II. von Oranien (1650) zur Herrschaft gelangte Aristokratenpartei von Holland, dem Brandenburger um so weniger geneigt, je enger seine Verbindung mit dem Hause Oranien war, that unter der Hand und unter der Maske der Freundschaft alles, um dem Kurfürsten die feste Begründung seiner Herrschaft in diesen ohnedies wenig botmäßigen Landen zu erschweren. Am peinlichsten aber gestaltete sich das Verhältniß zu dem Mitbesitzer der jülich-klevischen Erbschaftslande, dem alten Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der einst mit seinem Uebertritt die Hülfe der katholischen Partei

zur Behauptung seines Erbanspruchs erkauft hatte, jetzt seit langem einer der streitbarsten und unversöhnlichsten Vorkämpfer der katholischen Propaganda. In diesen niederrheinischen Fürstenthümern beruhte für jetzt noch alles auf provisorischen Vereinbarungen. Zu einer definitiven Theilung der Lande zwischen dem katholischen Pfalzgrafen und dem Haus Brandenburg war es nie gekommen; im Grunde hofften beide Theile, bei günstiger Gelegenheit doch noch das Ganze davonzutragen, und scheuten sich, ihr Anrecht darauf durch einen Vertrag aufzugeben. So hatte man sich seit mehrern Jahrzehnten von einem provisorischen Theilungsvertrag zum andern geschleppt; Befriedigung hatte keiner gebracht; Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte von Anfang an sich auf den Standpunkt gestellt, daß Brandenburg durch die bisherigen Verträge übervortheilt worden sei, und die unablässigen Bedrückungen, die der Pfalzgraf gegen seine protestantischen Unterthanen in Jülich und Berg übte, gaben seiner Erbitterung immer neue Nahrung: es war mit diesem Nachbar und Miterben trotz vieler Versuche nicht zu Ruhe und Frieden zu gelangen. Nun war auch das westfälische Friedensinstrument über diese heikele Streitfrage hinweggegangen, ohne sie zu schlichten; ja dasselbe gab sogar durch seine Bestimmungen über die Religionsangelegenheiten dem Pfalzgrafen einen scheinbaren Grund, das Verfahren gegen die Evangelischen in seinem Lande in verschärftem Maße wieder aufzunehmen. Kurfürst Friedrich Wilhelm war schon im Jahre 1646 einmal nahe daran gewesen, den unlösbaren Knoten mit dem Schwerte zu zertheilen; jetzt im Sommer 1651 wurde der Versuch wirklich unternommen. Die innere Geschichte und die letzten Plane und Zusammenhänge dieses kurzen, wenig blutigen Kriegslärms, den man den Jülichschen Krieg nannte, sind nicht genügend aufgeklärt. Es mußte wol um Bedeutendes sich handeln, wenn Friedrich Wilhelm sich entschloß, schon nach so kurzer Frist den lange ersehnten Frieden wieder zu brechen. Es galt, den Pfalzgrafen zu züchtigen, zugleich dem Uebermuth der eigenen klevischen Stände durch Entfaltung militärischer Macht den Daumen aufs Auge zu setzen; aber vermuthlich bargen sich noch weiter-

gehende Plane hinter dem Unternehmen; manches weist auf verborgene Zusammenhänge mit den damaligen innern Kämpfen des niederländischen Parteiwesens hin, wo es sich nach dem Tode Wilhelm's II. eben jetzt um die politische Zukunft des Hauses Oranien handelte. Der eigentliche Kern der Sache aber verbirgt sich bisjetzt der Forschung; man sieht nur undeutliche Schatten hinter einem Vorhang sich bewegen. Jedenfalls macht der Verlauf dieser Erstlingsstudie des Kurfürsten auf dem Gebiete einer activen auswärtigen Politik noch sehr den Eindruck des Unfertigen und Uebereilten; weder die Kräfte des Gegners waren richtig geschätzt worden, noch die eigenen und die allgemeine politische Lage. Es schlug alles fehl; die Invasion in das Land des Pfalzgrafen blieb ohne Erfolg; vielmehr erhob sich für diesen von allen Seiten militärische und diplomatische Hülfe gegen den völlig isolirten Brandenburger. Friedrich Wilhelm mußte zufrieden sein, wenn er sein allzu keckes Vorwagen nur mit einem schließlichen Vergleich zu büßen hatte, der im wesentlichen alles beim alten beließ (October 1651).

Wie sehr der brandenburgische Staat noch des Friedens bedurfte, das hatte dieser misglückte Kriegsversuch aufs eindringlichste gezeigt. Die rege Arbeit des ersten Jahrzehnts hatte vieles gebessert, aber mehr noch im Argen zurücklassen müssen. Das Werk, welches hier begonnen wurde, hat drei Menschenalter bis zu seiner Vollendung erfordert; erst in dem Preußen Friedrich Wilhelm's I. liegt der Abschluß der staatsbildenden Bestrebungen vor, die hier noch unsicher tastend, mehr mit dem Instinct für das Nothwendige als mit klarem Bewußtsein von dem zu erreichenden Ziel zuerst begonnen wurden. Begreiflich, daß gerade die erste Grundlegung die größten Schwierigkeiten bot.

Die Finanzen vor allem hatten sich ganz unzulänglich gezeigt; Krieg und systematische Miswirthschaft hatten die Zerrüttung auf den höchsten Grad gebracht. Es gewährt einen Maßstab für alles andere, wenn man vernimmt, daß die gesammten Staatseinnahmen in den Marken im Jahre 1643 sich auf etwa 30,000 Thaler beliefen, daß in den klevischen Landen um

dieselbe Zeit das Budget ein reguläres Deficit von 10,000 Thalern aufweist. Ueberall kolossale, auf den einzelnen Provinzen lastende Schuldenmassen; überall ein großer Theil der Domänen und die wichtigsten Regalieneinnahmen verpfändet; die noch gebliebenen Domänen infolge des allgemeinen Geldmangels vernachlässigt; arge Unordnung und Veruntreuungen an vielen Stellen. Und die Abhülfe war unendlich schwer in einem Staate, wo noch jede Landschaft ihre eigene wohlverbriefte Verfassung besaß, die der festern Gestaltung der landesherrlichen Rechte wehrte, wo die landständischen Geldbewilligungen, besonders jetzt nach dem Kriege, so überaus dürftig und schwer zu erlangen waren, wo die Vorstellung von der Nothwendigkeit dauernder Steuern erst sehr allmählich durchdrang. Es mußte in diesem doch schon recht ausgedehnten Staate vorläufig noch mit sehr kleinen Zahlen gerechnet werden.

Aber man machte den Versuch, zum Bessern durchzudringen. Unmittelbar nach Beendigung der Kriegsaffaire von 1651 ging man ans Werk. Konrad von Burgsdorf, der sich seiner hohen Vertrauensstellung nicht gewachsen gezeigt hatte und den man für einen großen Theil der zu Tage getretenen Misstände verantwortlich machte, wurde beseitigt; an seine Stelle trat als vornehmster Vertrauensmann des Kurfürsten und als eine neue, nach allen Seiten hin energisch vorwärtsdrängende Kraft der Graf Georg Friedrich von Waldeck, der soeben erst bei Gelegenheit der letzten Kriegswirren als Militär in brandenburgische Dienste getreten war, bald aber auf allen Gebieten der innern wie der auswärtigen Politik sich als eine Capacität ersten Ranges zeigte und von hier ab für einige Jahre der intimste Rath des Kurfürsten blieb: ein energischer ideenreicher Staatsmann, von den bedeutendsten Conceptionen, voll Kühnheit und Initiative und erfüllt von einem hohen Glauben an die Zukunft dieses brandenburgischen Staats, dem er allerdings schon jetzt Aufgaben stellen zu können meinte, die erst einer viel spätern Entwickelung zu lösen beschieden war; von den Schwächen des Zeitalters nicht frei, aber alles in allem einer der bedeutendsten Männer in der Reihe derer, die neben dem Großen Kurfürsten gestanden haben.

Ein scharfes Reformiren nach allen Seiten hin begann. Der eigene Haushalt des Kurfürsten wurde auf das nothdürftigste Maß eingeschränkt. Mit eindringlichen Revisionen wurden die Behörden heimgesucht, in deren Kassenverwaltung sich Unregelmäßigkeiten gezeigt hatten. Die Reform der Domänenverwaltung besonders wurde eifrig in Angriff genommen, und wenngleich der Uebelstände noch viele blieben, so wurde doch durch bessere Pachtverträge und sorgfältigere Ueberwachung schon nach wenigen Jahren das Resultat einer Verdoppelung der Einnahmen erzielt. Ein wichtiger Fortschritt vor allen war, daß man bei der Verwaltung dieser kurfürstlichen Einnahmen von der bisherigen Naturalwirthschaft zu der anderwärts schon längst üblichen Geldwirthschaft überging, wodurch Uebersicht und Controle erleichtert und zugleich viele kostspielige Besoldungen erspart wurden. Für eine umfassende Steuerreform treten uns schon hier mancherlei Gedanken und Ansätze entgegen, die alle vornehmlich darauf hinausgingen, an die Stelle der herkömmlichen directen, in den alten ständisch-feudalen Verhältnissen wurzelnden Contributionsverfassung den indirecten Besteuerungsmodus der Consumtionsaccise zu setzen; eine Reform, von welcher damals Theoretiker wie Praktiker gleichmäßig sich die ersprießlichsten Folgen, ebenso wol für Befriedigung der gesteigerten staatlichen Ansprüche wie für das Gedeihen des allgemeinen Wohlstandes versprachen, und welche sich auch unter vielen Kämpfen endlich durchgesetzt hat. Kurfürst Friedrich Wilhelm war ein ausgesprochener Anhänger des indirecten Steuersystems; er hatte vielleicht schon in den Niederlanden, wo dasselbe in allgemeiner Geltung war, Eindrücke in dieser Richtung empfangen. Aber erst nach Jahren hat er hier der ständischen Opposition die ersten Erfolge abzuringen vermocht. Diese jedoch, wenngleich nur partiell, bilden einen entscheidenden Wendepunkt. Im Jahre 1667 wurde nach verschiedenen gescheiterten Versuchen die Accise in der Mark Brandenburg eingeführt; aber nur für die Städte; der Adel als Vertreter der Interessen des flachen Landes widerstrebte ihr dauernd und verblieb bei dem alten directen Contributionssystem. Dagegen ist die Accise

von hier ab allmählich die Hauptsteuer für die städtische Bevölkerung und die wichtigste reguläre Einnahme des brandenburgisch-preußischen Staats geworden. Auf ihren regelmäßig einkommenden und stetig wachsenden Erträgen beruhte vornehmlich die Möglichkeit der Gründung und Erhaltung eines stehenden Heeres; und andererseits wurden nun für denselben militärischen Zweck auch die directen Steuerleistungen des flachen Landes allmählich zu einer gewissen Fixirung übergeleitet. Es war ein überaus wichtiger Anfang, als im Jahre 1653 zum ersten mal die brandenburgischen Stände für die Erhaltung der Armee eine auf sechs Jahre lautende Geldbewilligung machten. Freilich kostete sie dem Kurfürsten einen hohen Preis; die märkischen Edelleute ließen sich ihre Gewährung nur mit den umfassendsten Erweiterungen ihrer Herrenrechte den Bauern gegenüber abkaufen; der Bauer hatte auch hier schließlich die Zeche zu bezahlen, und in der Geschichte der Leibeigenschaft in der Mark Brandenburg hat jener Landtag von 1653 eine Stelle von trauriger Wichtigkeit. Aber für das Ganze wurde es heilvoll, daß von hier an das Princip des „miles perpetuus" unerschütterlich feststand; der feste Bestand und das stete Wachsthum der preußischen Armee nahmen von hier ihren Ausgang.

Nur in Bezug auf die letztgenannte Angelegenheit, die Gründung des stehenden Heeres, gelangte die Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm schon früh zu sichern und augenfälligen Resultaten. Der preußische Kriegerstaat ist früher zu einem gewissen Abschluß gediehen als der preußische Verwaltungsstaat, und das war der gesunde und naturgemäße Entwickelungsgang. In allen übrigen Zweigen des innern staatlichen Lebens lag diesem Fürsten zunächst und vornehmlich doch die schwere Pionierarbeit ob, erst die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich jeder einheitlichen Gestaltung in den Weg legten. Ehe die Autonomie der ständischen Körperschaften gebrochen, die Einheit des Staatsgebietes zur Anerkennung gebracht, ein einheitliches Staatsgefühl einigermaßen durchgedrungen war, konnten alle Versuche der Reorganisation nur entweder von theilweiser oder von vorübergehender Wirkung sein; die großen

dauernden Schöpfungen konnte erst eine spätere Generation ins Leben rufen, und in Friedrich Wilhelm I. hat dann der preußische Staat seinen großen Bildner gefunden.

Immerhin sind die Versuche, die von hier an der Kurfürst unternahm, die gesammte Verwaltung seines Staats auf einen neuen Fuß zu setzen, bemerkenswerth und nicht ohne Verdienst und ohne Erfolg für ihre Zeit gewesen. Für die Summe der Geschäfte, die bei der Centralbehörde des Geheimen Staatsraths zusammenflossen, wurde eine gegliederte Ressortvertheilung ins Leben gerufen, die wenigstens theilweise sich bewährte und bestehen blieb; die Stellung des Staatsraths selbst wurde nach Möglichkeit verstärkt und ein einheitlicher Zug in seine Thätigkeit gebracht; soweit es die Autonomie der einzelnen Provinzen zuließ, wurde dieses Verfahren auf alle obersten Behörden angewandt; in diesen einheitlich organisirten Beamtenkörpern, die aus allen Landestheilen, soweit es sich durchführen ließ, sich rekrutirten, wurde zuerst eine Darstellung der Staatseinheit gewonnen, die sonst nur in dem Fürsten selbst repräsentirt war. Und eine neue Schule tüchtiger jüngerer Beamten wächst so allmählich heran, die es lernen und die bald ganz darin leben sollte, von allen provinziellen Interessen absehend auf das Ganze des Staats zu blicken und gemeinsam mit dem Fürsten die schwierige Aufgabe zu vollbringen, dieses Ganze herauszubilden aus dem eigensüchtigen Trotz der widerstrebenden Theile. Eine Reihe bedeutender Capacitäten stellt sich allmählich dem Kurfürsten zur Seite. Neben Waldeck erhebt sich, oft mit ihm streitend und rivalisirend, die Gestalt Otto's von Schwerin, der nach Waldeck's Abgang die unbestritten erste Stelle im Rathe einnahm; für das Finanzdepartement fand sich in Raban von Canstein eine hochbefähigte Kraft; die Somnitz, Jena, Kleist, Weiman, Wallenrodt u. a. repräsentiren ein neues Geschlecht hoher brandenburgischer Beamter, deren jeder an seiner Stelle seinen Antheil hat an dem arbeitsvollen Verdienst jener schöpferischen Zeit, die den Grund gelegt hat zu dem preußischen Einheitsstaat. Was immer aber hier geleistet wurde, das ist getragen von dem einen Grundgedanken, daß die Macht des Fürsten erhöht und die der

ständischen Körperschaften gemindert oder beseitigt werden müsse. Alles weist schon hin auf den ausgebildeten fürstlichen Absolutismus des 18. Jahrhunderts. Der berühmte „rocher de bronce" König Friedrich Wilhelm's I. ist nicht an Einem Tage aufgerichtet worden; Generationen haben daran gearbeitet, ihn an seine Stelle zu bringen. Das Motto aller dieser Bestrebungen schon unter dem Großen Kurfürsten ist der Satz, den er selber in seinem politischen Testament von 1667 seinem Nachfolger zuruft: „Je mehr Landtage ihr haltet, je mehr Autorität euch benommen wird!"

Wir blicken hiermit schon in eine spätere Epoche des Kurfürsten, wo das, was jetzt begonnen wurde, zum Theil schon vollbracht war; im Laufe der sechziger Jahre sind die entscheidenden Siege des Fürstenthums über das Ständethum davongetragen worden.

Aber auch nach andern Seiten hin sind die Jahre, von denen wir hier sprechen, bedeutsam gewesen. Nicht nur vermöge seiner mangelhaften innern Institutionen hatte der Staat sich für größere Aufgaben ungenügend vorbereitet gezeigt, sondern auch vermöge seiner diplomatischen Stellung den andern Mächten der Welt gegenüber. Fast völlig isolirt war Brandenburg aus den westfälischen Tractaten in die neue Friedenszeit eingetreten. Die Situation hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der nach dem Wiener Congreß; in dem Einen Punkte wenigstens, daß diesem Staate beträchtliche Erweiterungen nicht hatten versagt werden können, daß aber Misgunst und Argwohn von allen Seiten her nun um so entschiedener ihm entgegengebracht wurden, je augenscheinlicher sein Zuwachs an Macht und Bedeutung war; was die eine Hand widerwillig gegeben, suchte die andere zu beschneiden und wirkungslos zu machen. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte sich, um in der ersten schwierigen Uebergangszeit wenigstens nach Einer Seite hin einen Anhalt zu haben, genöthigt gesehen, die Freundschaft des kaiserlichen Hofs zu suchen und für die künftige Kaiserwahl Verpflichtungen im habsburgischen Sinne zu übernehmen. Diesen Zusagen entsprechend wirkte Brandenburg mit, als im Mai 1653 des

Kaisers Sohn Ferdinand zum römischen König gewählt wurde, und der Kaiser setzte es dagegen durch, daß Schweden nicht eher als Reichsstand für seine neuerworbenen deutschen Lande auf dem Reichstag zugelassen wurde, als bis es mit der Räumung von Hinterpommern seine Verpflichtungen gegen Brandenburg erfüllt hatte.

Aber wie hätte die Freundschaft gerade mit dem kaiserlichen Hofe von langer Dauer sein können? Noch weit mehr als anderwärts blickte man in Wien mistrauisch auf das neu sich regende Leben in Brandenburg; allzu kräftige ungehemmte Entwickelung wünschte man dort nicht zu sehen; denn die Hoffnung war bereits geschwunden, diesen Staat jemals wieder so zur Disposition der kaiserlichen Politik zu haben wie in den Zeiten des Schwartzenberg'schen Regiments. Nur kurze Zeit hielt das rasch geschlossene Freundschaftsbündniß vor. Als jetzt der Reichstag nach Regensburg berufen wurde, dem eine Reihe der wichtigsten Aufgaben gestellt war für die innere Organisation des Reichs, da stellte der Kurfürst an die Spitze der dorthin geschickten Gesandtschaft den Freiherrn Joachim Friedrich von Blumenthal, der als letzter Repräsentant der alten Schwartzenbergischen Schule in Berlin die Politik des guten Einvernehmens mit dem kaiserlichen Hofe vor allem befürwortete und in diesem Sinne es übernehmen sollte, bei den regensburger Verhandlungen die Interessen Brandenburgs zu vertreten. Da zeigte sich nun aber sehr bald, daß, seitdem die Königswahl in Sicherheit gebracht war, die wiener Politik nicht mehr daran dachte, auf die Wünsche des brandenburgischen Kurfürsten die geringste Rücksicht zu nehmen. Blumenthal schloß sich in allen Stücken der Partei des Kaisers an; aber der Erfolg war sehr anders als gehofft: in allen Fragen, die das brandenburgische Interesse speciell berührten, zeigten die wiener Diplomaten die kälteste Zurückhaltung; in allen Fragen der allgemeinen Reichspolitik aber wurde Brandenburg unversehens in eine Richtung hineingezogen, die allein dahin zu führen schien, die Stellung des habsburgischen Kaiserthums in Deutschland wieder über die Schranken hinaus zu erhöhen, die ihm durch den Westfälischen

Frieden angewiesen waren. Hatte man deshalb mit dem Schwartzenberg'schen Regiment gebrochen? Es war bald zu gewahren, daß Brandenburg an dem Kaiser einen sehr zweideutigen Freund hatte, während es in der Pflege dieser Freundschaft seine natürlichen Verbündeten, vor allem die protestantische Fürstenpartei, von sich stieß.

Man war offenbar auf falschem Wege; aber man wurde es noch zu rechter Zeit inne, und mit einer raschen Wendung machte der Kurfürst diesem Nachspiel Schwartzenberg'scher Politik ein Ende. Den Anstoß dazu hatte Graf Waldeck gegeben, der von nun an für eine Reihe von Jahren der einflußreichste Rathgeber des Kurfürsten wurde. Der Umschlag that sich zuerst auf dem Reichstage hervor, wo Brandenburg plötzlich seine Frontstellung änderte, die kaiserliche Bevormundung kräftig abschüttelte, in allen Fragen der deutschen Reichspolitik auf die Seite der Opposition und bald an die Spitze derselben trat. In die gesammte Leitung der Geschäfte kam ein neuer Aufschwung; Brandenburg hörte sofort auf isolirt zu sein, als es seinen natürlichen Bundesgenossen sich wieder näherte, und mit energischer Gesinnung machte Waldeck geltend, daß für Brandenburg der Weg zu politischer Größe immer nur auf der dem habsburgischen Hausinteresse abgekehrten Seite liegen könne. Die deutsche Frage, insofern sie die Frage der Stellung Oesterreichs in Deutschland ist, ist hier mit einer für diese Zeit erstaunlichen Präcision schon gestellt worden; die historische Aufgabe der brandenburgisch-preußischen Politik, im Kampfe gegen das Haus Oesterreich allmählich an die Spitze der deutschen Staaten sich emporzuarbeiten und ihre Führung zu übernehmen, ist von Waldeck bereits deutlich erkannt und in zahlreichen Schriftstücken seiner Hand damals formulirt worden. Aber man trat auch bereits an die Ausführung heran. Die Jahre 1654 und 1655 sind erfüllt von Projecten der merkwürdigsten Art. Mit unendlicher Rührigkeit bemühte sich Waldeck, der die Seele aller dieser Plane war und den Kurfürsten ganz für seine Gedanken gewonnen hatte, die Grundlage für eine umfassende deutsche Union herzustellen, die gegen die verderbliche

Uebermacht des Hauses Habsburg in Deutschland sich richten, neben den protestantischen womöglich auch eine Anzahl katholischer Reichsstände umfassen, in allen Fragen der deutschen Politik zusammenwirken und Brandenburg als führende Macht an der Spitze haben sollte. In überraschender Weise treten dabei die Grundgedanken zu Tage, auf denen 130 Jahre später Friedrich der Große seinen deutschen Fürstenbund errichtete; nur daß selbstverständlich in dem Preußen von 1785 der Gesichtspunkt der Erhaltung vorwaltete, während in dem Brandenburg von 1654 das Bedürfniß der erst noch zu schaffenden Machterweiterung dem Unternehmen einen etwas andern, mehr aggressiven Charakter gab. Wirklich sind nun damals, mit großer Vorsicht und ohne die letzten Gedanken vorzeitig zu enthüllen, mit verschiedenen deutschen Staaten Verhandlungen begonnen und bis zu einem gewissen Abschluß gebracht worden, welche die Ausführung von Waldeck's „großem Dessein" vorbereiten sollten. Die so im Entstehen begriffene neue Parteibildung würde voraussichtlich für die nächste Zeit den Gang der Dinge im Reiche bestimmt und vielleicht zu folgenreichen Begebenheiten Veranlassung gegeben haben, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, welches die Blicke nach einer ganz andern Seite hin zu richten nöthigte.

Der Westfälische Frieden hatte manche europäische Streitfrage geschlichtet, manche ungeschlichtet der Zukunft anheimgestellt. Es gab andere der brennendsten Art, die ihm nicht einmal vorgelegen hatten. Zu ihnen gehörte die inhaltschwere Frage der Suprematie in den Bereichen des europäischen Nordens, die Frage der Herrschaft auf der Ostsee und in ihren Küstenlanden. Neben Schweden und Dänemark, Rußland und Polen war auch der Kurfürst von Brandenburg als Inhaber des Herzogthums Preußen ganz direct daran betheiligt; nicht mit dem Anspruch, die erste Stelle selbst einzunehmen, aber durch den Besitz der preußischen Küste und ihrer Häfen in jedem Falle wichtig für jeden der mächtigern Kämpfer, und zugleich in diesem Besitz immer bedroht durch jeden allzu siegreichen Sieger.

Von langer Zeit her war hier Schweden die vorzugsweise aggressive Macht gewesen. Dem beharrlich verfolgten Ziel, sich womöglich der gesammten Küstenlande der Ostsee zu bemächtigen und diese mit ihren Besitzungen alleinherrschend zu umschließen, war es immer näher gekommen. Von Finland bis Livland war bereits der Zusammenhang hergestellt; nach der andern Seite hin hatte ihm der Westfälische Friede die dominirenden Stellungen in Pommern und Mecklenburg in die Hand gegeben. In der Mitte zwischen diesen beiden Positionen lagen noch unbezwungen die preußischen Küsten mit ihren wichtigen, verkehrsreichen Hafenstädten, theils polnischer, theils brandenburgischer Dependenz. Schon einmal hatte Schweden auch hier Fuß gefaßt, aber die Bedrängnisse des deutschen Kriegs hatten es genöthigt, in dem Stumsdorfer Frieden von 1635 auf die preußischen Eroberungen vorläufig zu verzichten, um alle Kräfte nach der einen Seite hin richten zu können. Die Aufgabe aber blieb unvergessen, und jetzt wurde sie von neuem in Angriff genommen.

Im Jahre 1654 legte die Königin Christine die schwedische Krone nieder zu Gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken. Gleich die ersten Handlungen des neuen Herrschers ließen erkennen, daß er es auf ein friedsames Königthum nicht abgesehen hatte: ein Kriegsmann aus der Schule des Dreißigjährigen Kriegs, wagelustig und voll von Projecten, erblickte er seine Aufgabe von vornherein in der Wiederaufnahme der alten schwedischen Eroberungspolitik, in der Erneuerung des schwedischen Kriegsruhms in fremden Landen. So entzündete er einen neuen Brand im Norden, der fünf Jahre lang diese Bereiche erschüttern und dessen Ende er selbst nicht mehr sehen sollte.

Er wandte sich gegen Polen, den alten Gegner in so vielen Kämpfen, und der zerrüttete Zustand dieses Reichs, genügend erforscht und mit allen Mitteln gefördert, gab die besten Aussichten auf raschen Erfolg. Im Sommer 1655 begann er den Krieg.

Von dem Augenblicke an, wo dieser Entschluß sich voraussehen ließ, mußte Kurfürst Friedrich Wilhelm erkennen, daß

die Wechselfälle der bevorstehenden nordischen Krisis ihn und sein preußisches Herzogthum nicht unberührt lassen konnten; alles andere mußte jetzt vor den hier sich erhebenden Gefahren und Aufgaben zurücktreten. Gefahren gab es, wohin man blickte. Das preußische Herzogthum war Lehn der Krone Polen, der Kurfürst ihr lehnsmäßig verpflichtet. Sollte er gegen die gefürchtetste Kriegsmacht der Welt seine Existenz wagen, um dem Lehnsherrn zu Hülfe zu kommen, der bei dem kläglichen Zustand seines Reichs sich selbst nicht zu schützen vermochte? Aber wenn er dem Eroberer sich fügte oder anschloß, stand nicht minder Schlimmes zu erwarten. Karl Gustav mußte, wenn er Polen erobern und behaupten wollte, nothwendig die preußische Küste als Operationsbasis zu gewinnen suchen, und er hatte nicht verfehlt, schon bei den ersten Vorbereitungen seines Unternehmens auf Pillau und Memel, die beiden festen Seehäfen des Kurfürsten, die Augen zu werfen. Aber der Besitz dieser Häfen bedeutete einfach den Besitz von Preußen; sie den Schweden öffnen hieß sie zu Herren des Landes zu machen; es konnte daran nicht gedacht werden, sie ohne Kampf aufzugeben. Würden die Schweden je wieder aus ihnen gewichen sein? Die Erfahrung sprach dagegen. Es würde allen Traditionen der schwedischen Politik widersprochen haben.

Aber ließen sich aus allen diesen Gefahren nicht auch eigene neue Aufgaben, hohe Ziele für die eigene Politik gewinnen? Das Wort der „Souveränetät“ Preußens, der Gedanke seiner Loslösung von der polnischen Lehnshoheit ist damals sofort im Kreise des Kurfürsten und seiner Staatsmänner ausgesprochen worden. Dieses Resultat konnte sich aus den bevorstehenden Verwickelungen ergeben; aber vielleicht noch mehr. Unter mannichfachem Widerspruch von seiten der ältern Räthe drängten sich daneben auch Gedanken an eine energische Actionspolitik in den Vordergrund, und Waldeck war es besonders, der diese Richtung vertrat und den Kurfürsten dafür gewann. Wenn Polen, wie es schien, unrettbar verloren war, konnte man sich nicht mit dem Schwedenkönig verbinden und einen Theil der Beute davontragen? Wie werthvoll würde namentlich ein Stück von

Großpolen gewesen sein zur Herstellung der Verbindung zwischen Preußen, Hinterpommern und den Marken.

Indeß Versuche, sich auf solcher Basis mit den Schweden zu einigen, schlugen zunächst fehl. König Karl Gustav war vorerst noch in der Stimmung übermüthigster Siegeszuversicht und nicht gemeint, mit einem Bundesgenossen zu theilen. Dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm blieb, da er weder gesonnen war seine Genossenschaft zu billig zu verkaufen, noch sich in einen hoffnungslosen Kampf für Polen zu werfen, zunächst nur übrig, aufs eifrigste zu rüsten und in bewaffneter Neutralität den weitern Verlauf abzuwarten. Er schloß zu diesem Behufe ein Bündniß mit den Ständen des polnischen Antheils von Preußen, welche gleichfalls eine neutrale Stellung zu behaupten gesonnen waren; die beste Hülfe aber gegen zu weitgehende Zumuthungen Schwedens hoffte er von der eben jetzt im Sommer 1655 abgeschlossenen Allianz mit den Niederlanden, die im Interesse ihres Ostseehandels die schwedischen Eroberungsplane mit dem stärksten Misbehagen beobachteten.

Aber die überraschenden Erfolge von Karl Gustav's erstem Feldzug wandten bald alles anders. Der Sieg schien ihm leicht werden zu sollen. In raschem Fluge eroberte er fast ganz Polen und jagte den König Johann Kasimir über die Grenze; ein großer Theil des polnischen Adels schloß sich ihm an und huldigte dem Sieger; dem Schwedenkönig schien nur noch übrigzubleiben, mit den Russen, die gleichfalls im Kriege gegen Polen lagen, sich entweder über die Theilung der Beute zu verständigen oder auch sie noch zu bewältigen und das Ganze zu behaupten. Jedenfalls wurde jetzt für den Herzog von Preußen die Aufrechthaltung seiner neutralen Mittelstellung sehr schwierig; das alte Polen war für den Augenblick nicht mehr vorhanden; Karl Gustav hatte alles in der Hand; man mußte sich mit ihm vertragen oder sich seiner erwehren, der nun mit sieghaftem Ungestüm gegen Königsberg vordrang und Unterwerfung forderte. In der That konnte Karl Gustav seine Stellung in dem eroberten Lande nicht für gesichert halten, bevor er das preußische Küstenland entweder gleichfalls zur Bot=

mäßigkeit oder seinen Beherrscher zu einem festen Bündniß gebracht hatte. Das eine oder das andere zu bewirken, drang Karl Gustav nun im December 1655 nach Preußen vor. Friedrich Wilhelm wäre stark genug gewesen, um wol einige Zeit Widerstand zu leisten; aber er sah sich doch fürs erste völlig isolirt; das Bündniß mit den westpreußischen Ständen gewährte wenig Hülfe, das mit den Niederlanden noch weniger, und Kaiser Ferdinand im fernen Wien hatte nur gute Worte und das Versprechen einer Diversion zu Gunsten Polens und Preußens im nächsten Frühjahr. Dennoch gab sich der Kurfürst nicht leicht. Einige Wochen schwankt die Entscheidung hin und her zwischen Krieg und Frieden, zwischen der Kriegs- und der Friedenspartei in der Umgebung Friedrich Wilhelm's; und dabei begann mit kleinen Gefechten der Krieg, während man zugleich unablässig über ein friedliches Abkommen verhandelte, und während die Schweden allmählich die brandenburgische Armee auf Königsberg zurückdrängten und die Hauptstadt von allen Seiten umringten. Die politische und militärische Führung Brandenburgs in dieser ersten Phase der nordischen Verwickelungen war weder sehr geschickt noch sehr glücklich; ohne feste Entschließungen ließ man sich von der Uebermacht der Ereignisse treiben; die Kritik Waldeck's hatte nicht ganz unrecht: „Man wollte, was man nicht wollte, und that, was man nicht zu thun gedachte."

Der Ausgang entsprach diesem Verhältniß. Der Königsberger Vertrag, den Friedrich Wilhelm mit dem Schwedenkönig abschließen mußte (17. Januar 1656), war demüthigend genug. Das Herzogthum Preußen mußte als Lehn der Krone Schweden anerkannt, seine Häfen dem Sieger geöffnet, die einträglichen Hafenzölle mit ihm getheilt, für fernern Kriegsfall ihm erkleckliche Lehnshülfe geleistet werden; wofür es ein geringer Ersatz war, wenn das Bisthum Ermeland, gleichfalls als schwedisches Lehn, dem Kurfürsten zugesprochen wurde.

Der Miserfolg der brandenburgischen Politik an dieser Stelle war augenfällig. Das verhältnißmäßig leichte Joch des polnischen Vasallenthums war abgeschüttelt, aber nur um dafür das viel schwerere der schwedischen Lehnshoheit zu übernehmen, und mit

ihr die Verpflichtung, eventuell die Eroberungen Karl Gustav's vertheidigen zu helfen. Fürs erste freilich schien diese Nothwendigkeit nicht bevorzustehen, und schon meinte der Kurfürst, die alten Waldeck'schen Plane in Deutschland wieder aufnehmen und, etwa im Bunde mit Frankreich, den Entscheidungskampf um die jülichschen Lande und um die Herrschaft am Niederrhein durchführen zu können. Aber die Krisis im Norden und Osten, die man für einen Augenblick abgethan erachten konnte, hatte in der That nur ein erstes vorläufiges Stadium durchlaufen. Die schwersten Entscheidungen standen noch bevor.

Denn nun erfolgte zunächst in Polen selbst der merkwürdigste Umschwung. Mit einem male stand das Land in Waffen gegen die Schweden, denen es noch vor kurzem gehuldigt. Man hatte bereits zu empfinden bekommen, was die Herrschaft dieser fremden Krieger, dieser ketzerischen Nordländer bedeutete, und ein Sturm der Umkehr ergriff die Nation, wie vorher der Sturm des Abfalls. Vom Süden her verbreitete sich der Aufstand rasch über das ganze Land; die Geistlichen predigten den Religionskrieg, König Johann Kasimir kehrte zurück und wurde von dem reumüthigen Adel und seinen Scharen mit Jubel empfangen. In der That, der eigentliche Kampf begann jetzt erst, und so glänzend auch die kriegerischen Talente Karl Gustav's sich der neuen Gefahr gegenüber entfalteten, so überlegen seine sieggewohnten Scharen dem polnischen Aufgebot waren: inmitten eines völlig insurgirten Landes, einer bald zum höchsten religiösen Fanatismus erregten Bevölkerung wurde seine Lage doch eine sehr schwierige, und ein großer Theil des eroberten Landes ging rasch wieder verloren.

Jetzt stieg die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten im Preise. Karl Gustav beeilte sich, neue Verhandlungen anzuknüpfen, um die Hülfe Friedrich Wilhelm's mit seiner ganzen ansehnlichen Heeresmacht zu erlangen, und dieser sah sich nun in der günstigen Lage, seine Bedingungen stellen zu können. Sofort kam man nun auf die alten Forderungen zurück: der Kurfürst will theilnehmen an den Gefahren des Kampfes, aber auch an dem Preis desselben; er forderte vier Wojwodschaften von Großpolen als

seinen Antheil an der Beute, und zwar zu freiem souveränen Besitz, ohne schwedische Lehnshoheit; es waren die Landschaften, die wenigstens den Anfang zu der erwünschten „Correspondenzlinie" zwischen den Marken und dem Herzogthum Preußen bildeten. Auf diese Bedingungen ward das neue Schutz- und Trutzbündniß zwischen den beiden Fürsten zu Marienburg abgeschlossen (25. Juni 1656).

Das Wort von der „Theilung Polens" ist weit über hundert Jahre früher zuerst ausgesprochen worden, als das Ereigniß wirklich eintrat. In der Zeit, von welcher wir sprechen, war es den an dieser Krisis betheiligten Fürsten und Staatsmännern, in Furcht oder in Hoffnung, völlig geläufig. Jetzt trat auch Friedrich Wilhelm in die Sphäre der Eroberungs- und Theilungspolitik an der Seite des Schwedenkönigs ein.

Und sofort mußte der Kampf begonnen werden. Am 1. Juli war die Hauptstadt Warschau in die Hände der stürmisch vordringenden Polen gefallen. Mit einer an Zahl weit überlegenen Macht, durch zahllose Kosacken- und Tatarenschwärme verstärkt, stand Johann Kasimir bereit, gegen Preußen hin vorzudringen und den schwedischen Usurpator mit seinem Verbündeten, dem rebellischen preußischen Vasallen, zu vernichten; das polnische Hauptquartier war in trunkener Siegesgewißheit und wies alle noch in den letzten Wochen und Tagen vor der Entscheidung gemachten Vermittelungsversuche übermüthig zurück: die Schweden habe er den Tataren zum Frühstück geschenkt und den Kurfürsten wolle er in ein Loch stecken, wohin weder Sonne noch Mond scheine: so, erzählte man, habe Johann Kasimir dem französischen Gesandten de Lumbres geantwortet.

Inzwischen hatten aber die beiden Verbündeten ihre Vereinigung vollzogen. In ungefähr gleicher Stärke, zusammen nicht über 18,000 Mann, ergriffen sie die Offensive gegen die bei Warschau gelagerte, vier- bis fünfmal stärkere polnische Hauptarmee. So kam es zu der heißen dreitägigen Schlacht bei Warschau. Am Abend des 28. Juli die ersten kleinern Anmarschgefechte. Früh am Morgen des folgenden Tags begann

die eigentliche Schlacht; Karl Gustav commandirte den rechten, Kurfürst Friedrich Wilhelm den linken Flügel, der sofort im ersten Ansturm eine schlecht vertheidigte Position auf einem Hügel wegnahm, von dessen Besitz die Sicherung der ganzen Schlachtlinie abhing und der gegen immer neue Angriffe glücklich behauptet wurde. Die Polen waren besser geführt, als es gewöhnlich in ihren Schlachten der Fall war; ein österreichischer General, vom Kaiser gesandt, leitete, wie es scheint, ihre Bewegungen. Im Laufe des Kampfes sah Karl Gustav, um den Feind an seiner schwächern Stelle treffen zu können, sich zu dem kühnen, außerordentlich gefahrvollen Manöver veranlaßt, die Schlachtordnung zu wechseln; er verließ seine Stellung auf dem rechten Flügel, zog hinter dem brandenburgischen linken Flügel hin auf die andere Seite, sodaß er selbst nun den linken, der Kurfürst in seiner Aufstellung den rechten Flügel bildete. Während dieses Manöver ausgeführt wurde, hing alles davon ab, daß der Kurfürst seine Stellungen gegen die massenhaften, dicht aufeinander folgenden Sturmangriffe der Polen behauptete. Und er behauptete sie; unerschütterlich warfen die brandenburgischen Vierecke, diese „wandernden Castelle“, wie der Tatarenaga sagte, von der gutbedienten Artillerie unterstützt, den wilden Ansturm der Tataren und der polnischen Quartianer zurück, und Karl Gustav konnte sicher in seine neue Stellung einrücken und dort zum Angriff vorgehen. Aber zur Entscheidung gelangte man doch nicht, und als die Nacht den ermüdeten Heeren Ruhe brachte, hatten die Verbündeten nichts verloren, aber scheinbar auch nichts gewonnen. In Wirklichkeit aber war dies doch der entscheidende Tag gewesen; die polnische Armee war tief erschüttert durch die Erfolglosigkeit ihrer heldenmüthigen Anstrengungen; die Verbündeten hatten das volle Gefühl ihrer Ueberlegenheit auch gegen drei- und vierfache Uebermacht gewonnen. Am Morgen des 30. Juli gingen sie zum entscheidenden Angriff vor; die Erstürmung des Holzes von Praga durch die Brandenburger unter dem Feldzeugmeister von Sparr brach die letzte Widerstandskraft der Polen; bald wandte sich alles zur wildesten Flucht; am folgenden Tage

hielten der König und der Kurfürst ihren siegreichen Einzug in Warschau.

So hatten der Kurfürst und seine junge, zum großen Theil ganz neuformirte Armee ihre erste Waffenprobe glänzend bestanden; an den Erfolgen dieser drei Schlachttage hatten sie völlig ebenbürtigen Antheil mit Karl Gustav und seinen alten kriegserfahrenen Regimentern, und die Schlacht von Warschau eröffnet ruhmreich die Geschichte der preußischen Schlachten.

Die drängendste Gefahr war hiermit abgewandt; aber auch nur diese. Von entscheidenden und nachhaltigen Folgen ist der Sieg doch nicht gewesen. Die polnische Armee wurde bald wieder gesammelt und verstärkt und bedrohte von Litauen her das Herzogthum Preußen, während zu gleicher Zeit nun auch Zar Alexei von Rußland sich gegen Schweden wandte und in Livland einfiel. Die Armee Karl Gustav's war bedenklich geschwächt und es stand zu befürchten, daß man außer den Polen und Russen bald auch des Kaisers und der Holländer sich zu erwehren haben, daß vielleicht auch der alte schwedische Erbfeind Dänemark wieder losbrechen würde.

Welche Gefahr für Karl Gustav, wenn jetzt etwa auch die brandenburgische Bundesgenossenschaft ins Schwanken kam. Und sehr fest war sie nicht gefügt. Nie standen diese beiden Verbündeten sich anders gegenüber als mit scharf beobachtendem Mistrauen. Wie hätte namentlich Friedrich Wilhelm vergessen können, was ihm von den Schweden schon widerfahren, bei dem Westfälischen Congreß, und nachher, und noch jüngst in den Tagen ihres trunkenen Siegesübermuthes. Jedenfalls fühlte er sich voll berechtigt, die eigenen Interessen in erster Reihe zu berücksichtigen, weiterm Vordringen nach Polen hinein sich zu versagen und auf den Schutz seiner preußischen Grenzen sich zu beschränken. Wie nöthig dies war, zeigte sich nur zu bald, als im October 1656 der polnische General Gonsiewski mit seinen Litauern und Tataren gegen Preußen heranzog; am 8. October erlitt Waldeck eine empfindliche Niederlage bei Protzko mordend und brennend ergossen sich die barbarischen Heerhaufen über das Land, selbst Königsberg schien bedroht. Zwei Wochen

später wurde zwar durch das Gefecht bei Philippowo (22. October) die Scharte ausgewetzt und der Feind über die Grenze zurückgeworfen; aber um dieselbe Zeit erlitten die Verbündeten an anderer Stelle Verlust auf Verlust; in Großpolen war König Johann Kasimir wieder völlig Sieger; er zog von da unaufhaltsam nach der untern Weichsel, nach Westpreußen; Mitte November erreichte er Danzig, welches immer zu ihm gehalten hatte; die Verbindung mit dem Küstenland war wiederhergestellt, die Karl Gustav's mit Pommern unterbrochen, die Sache Polens stand hoffnungsvoller als je seit Beginn des Kriegs.

Unter solchen Umständen konnte das schwedisch-brandenburgische Bündniß an Festigkeit nicht gewinnen. Noch hielt Friedrich Wilhelm daran fest, manchen Versuchungen widerstehend; und am wenigsten jetzt durfte er hoffen, der triumphirenden Stimmung des polnischen Hofs leidliche Bedingungen für eine Verständigung abzugewinnen; aber die entgegengesetzte Möglichkeit kam doch auch schon in Betracht. Und dabei war ein Gesichtspunkt vor allen bestimmend: mochten die gehofften Eroberungen in Großpolen verloren bleiben, wie sie es jetzt waren, ein Resultat mußte wenigstens gewonnen werden, die Souveränetät von Preußen, und vorerst mußte Schweden dieselbe anerkennen und auf seine Lehnshoheit verzichten, damit der Kurfürst künftig für alle Fälle den Polen im Besitz eines erworbenen Rechts gegenübertreten konnte. Dies war die Tendenz der neuen Verhandlungen, in die jetzt Friedrich Wilhelm mit seinem schwedischen Verbündeten eintrat. So schwer die Nachgiebigkeit Karl Gustav fallen mochte, er durfte den Brandenburger jetzt nicht verlieren, und dieser wußte genau, sowol was sein Verbleiben bei Schweden diesem wog, als welche Gefahr es ihm selber brachte. In dem Vertrage von Labiau (20. November 1656) wurde die Aufhebung des schwedischen Lehnsverhältnisses für Preußen und Ermeland ausgesprochen; Friedrich Wilhelm trat in den souveränen Vollbesitz dieser Lande ein und wurde in diesem zunächst von Schweden anerkannt. Eine Hand wenigstens war nun frei von der Fessel eines unwürdigen Vasallenthums; das alte Ordensland hatte den ersten

Schritt dazu gethan, wieder deutsches Land im vollen Sinne zu werden. An argen Bedingungen auf schwedischer Seite fehlte es freilich auch jetzt nicht; die Eroberungsplane erscheinen sehr eingeschränkt; mit einem kleinen Theil will Karl Gustav sich zufrieden geben, aber die besten Küstenlande sollen es sein; und wenn der Schwedenkönig in dem Vertrag dem nun souveränen Herzog von Preußen das Recht absprach, Kriegsschiffe auf der Ostsee zu halten, so sprach sich darin nur zu deutlich das Verlangen aus, dieser neuen Souveränetät die Flugfedern so kurz als möglich zu beschneiden.

Weiter tobte der Krieg. In dem Fürsten Georg Rakoczy von Siebenbürgen erwarb der Schwedenkönig noch einmal einen neuen Bundesgenossen, und noch einmal zog ein brandenburgisches Hülfscorps unter der Führung Waldeck's mit Karl Gustav durch ganz Polen bis nach Sandomir hinauf, dem neuen Verbündeten entgegen. Es war eine Cavalcade ohne jeden dauernden Erfolg. Neue große Entscheidungen kamen von anderer Seite.

Im Mai 1657 kam das lange verhandelte Bündniß zwischen Polen und Oesterreich zu Stande; in derselben Zeit entschloß sich König Friedrich von Dänemark zum Krieg gegen Schweden. Mit einem male bedrohten zwei neue Gegner von entgegengesetzten Seiten her die Stellung Karl Gustav's in seinem eigenen Lande und auf dem polnischen Kriegsschauplatze.

Da erschien nun der dänische Krieg ihm als der, welchem zuerst die Spitze geboten werden müsse; in wenigen Monaten gedachte er den gering geschätzten Gegner jenseit des Sundes zu Boden zu werfen. Er wandte sich dorthin. Eine Entscheidung, die im Sinne der Interessen Schwedens gewiß unanfechtbar war; aber wenn er auf diese Weise den Kampf in Polen und Preußen vorläufig fallen ließ, wenn er dem verbündeten Brandenburger allen frühern Versprechungen zum Trotz nun anheimgab, allein der Uebermacht der Polen und Oesterreicher gegenüberzutreten, so änderte sich natürlich von diesem Moment an auch dessen Verpflichtung, an dem bisherigen Bündniß festzuhalten. Ein innerlich natürliches und gefestigtes war

es nie gewesen; ihm das Opfer seiner Existenz zu bringen, war Friedrich Wilhelm nicht gesonnen; er trat in Unterhandlung mit den Polen.

Monatelang währte sie. Es kostete dem polnischen Stolze nicht geringe Ueberwindung, den ehemaligen Vasallen loszusprechen und ihm die Forderung der Souveränetät von Preußen, auf der er unerschütterlich bestand, zu bewilligen. Aber unter österreichischer Vermittelung kam die Einigung zu Stande. In den Verträgen von Wehlau und Bromberg (19. September und 6. November 1657) verzichtete Friedrich Wilhelm auf Ermeland und alle andern versuchten Erwerbungen auf polnischem Gebiet, schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Krone Polen und erhielt als Gegengabe von dieser nebst einigen kleinern Landerwerbungen die Anerkennung der Souveränetät des Herzogthums Preußen.

Das hohe Ziel, welches von Anfang dieser Verwickelungen an ins Auge gefaßt worden war, war somit erreicht. Die deutsche Geschichte weiß seit dem 15. Jahrhundert viel zu erzählen von deutschem Land, das dem deutschen Namen entfremdet wurde. Hier war eine Wiedereroberung gelungen, deren unabsehbare segensreichen Folgen die Zeitgenossen, unter deren Augen sie geschah, noch gar nicht zu ermessen vermochten.

Aber gewaltige Stürme waren noch zu bestehen, ehe den tieferschütterten nordischen Landen die Ruhe zurückkehren konnte. In derselben Zeit, wo Friedrich Wilhelm seine Aussöhnung mit Polen bewirkte, ohne fürs erste noch mit Karl Gustav offen zu brechen, unternahm dieser seinen bewunderungswürdigen Feldzug gegen Dänemark. Wie zwei Jahre früher das polnische Reich, so warf er jetzt in einem ununterbrochenen stürmischen Siegeslauf Dänemark zu Boden. Durch Holstein vordringend bis zur Spitze von Jütland verjagte er die Dänen vom Festland; über das Eis der Belte hinweg folgte er dem Feind auf seine Inseln; im Februar 1658 erreichte er Seeland und bedrohte Kopenhagen; der erschreckte Dänenkönig beeilte sich, in dem Frieden von Roeskilde dem Sieger die demüthigendsten Bedingungen

zuzugestehen, welche die Alleinherrschaft Schwedens in der Ostsee der Erfüllung ganz nahe brachten.

Aber nicht genug damit. Dänemark war erlegen; seine eigenen Waffen hatten wider den genialen Pfalzgrafen auf dem schwedischen Throne nichts vermocht; aber die andere Stütze seiner Macht, seine Allianzen waren noch gar nicht in Thätigkeit getreten. Mit den Niederlanden, dem Kaiser, Polen und nun auch Brandenburg stand der Dänenkönig in Bündniß. Werden diese die Thatsachen anerkennen, die der Friede von Roeskilde geschaffen? Vielmehr von allen Seiten rüsten sie jetzt, den Kampf aufzunehmen; und dann war auch für Dänemark jener Friede nur ein erzwungener Waffenstillstand. Aber auch König Karl Gustav war mit demselben wenig zufrieden; er hatte Dänemark in der Hand gehabt, hatte es um hohen Preis, der aber doch nicht das Ganze war, wieder freigelassen, und jetzt, da er von allen Seiten die Wetter heraufsteigen sah, bereute er es. Er hätte den König verjagen, über Dänemark verfügen können; er beschloß, es noch jetzt zu thun, sei es auch durch den gewaltsamsten Friedensbruch. Im August 1658 lief er plötzlich mit der Flotte von Kiel aus, landete auf Seeland und zog vor Kopenhagen. Er hatte gehofft zu überraschen; aber der Schlag mislang; die Stadt hielt sich, und mit Begeisterung erhob sich die gesammte Bevölkerung zur Abwehr der treulosen Invasion; Karl Gustav hatte einen Handstreich beabsichtigt und sah sich nun einer langwierigen Belagerung gegenüber.

Und nun brachte diese brutale Gewaltthat doch alle Elemente des Widerstandes in Bewegung. Dänemark mußte gerettet werden, wenn Karl Gustav's Uebermuth nicht über alle Schranken sich erheben sollte. Kurfürst Friedrich Wilhelm vor allen ergriff mit feurigem Eifer die Aufgaben der neuen Situation. Er hatte, dem Bedürfniß der Lage entsprechend, eine völlige Umkehr seiner politischen Frontstellung vorgenommen. Das gute Einvernehmen mit Oesterreich war jetzt unerlaßlich. Er konnte nicht in jener ausgesprochen feindseligen Stellung dem kaiserlichen Hofe gegenüber verharren, wie er sie seit 1654 in den Reichsangelegenheiten eingenommen hatte; es mußte auch da eine

Aussöhnung stattfinden. Kaiser Ferdinand III. war gestorben; als nach einem Interregnum von mehr als jähriger Dauer endlich im Juli 1658 zur neuen Kaiserwahl geschritten wurde, war es die brandenburgische Kurstimme, die allen Gegenbemühungen Mazarin's zum Trotz für den habsburgischen Candidaten, Kaiser Leopold I., entschied. Graf Waldeck hatte darüber die brandenburgischen Dienste quittirt.

Bald darauf, im September 1658, begann der Feldzug. Friedrich Wilhelm trat persönlich an die Spitze der verbündeten Armee, die über 30,000 Mann stark aus brandenburgischen, kaiserlichen und polnischen Truppen zusammengesetzt war. Auf dem nämlichen Wege, den im vorigen Jahre Karl Gustav genommen, folgte ihm der Kurfürst, und die Schweden wurden durch den energisch geführten Angriff fast ebenso überrascht wie vorher die Dänen. Bald waren sie aus Holstein und Schleswig verdrängt; eine niederländische Flotte war zur Stelle, forcirte den Sund gegen die dort aufgestellte schwedische Flotte, befreite und verproviantirte das noch immer von Karl Gustav belagerte Kopenhagen von der Seeseite her. Noch im December erstürmte der Kurfürst in einer glänzenden Action unter Mitwirkung einiger dänischer Kriegsschiffe die starkbesetzte Insel Alsen.

Das Frühjahr brachte die Fortsetzung der Kämpfe. Während Karl Gustav sich vergeblich vor Kopenhagen abmühte, das jeden seiner Generalstürme heldenmüthig zurückschlug, ging ihm auch Jütland verloren. Mit Fridericia, das im Mai 1659 in die Hände der Verbündeten fiel, verlor er seine letzte Position auf dem dänischen Festlande. Nun war es des Kurfürsten dringender Wunsch, auf die Inseln vorzudringen, Seeland zu erreichen, Kopenhagen zu entsetzen. Aber hier traf er auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Ueber eine eigene Flotte verfügte er nicht; die dänische war zu schwach, um den Schweden gegenüber die See zu halten, und die niederländische war zwar stark genug und zur Stelle, aber ihr Verhalten war lau und zweideutig, die holländische Regierung unter dem Druck von England und Frankreich entschlossen, es nicht zum Aeußersten

kommen zu lassen. Nach zwei misglückten Versuchen auf die Insel Fünen im Juni und Juli entschloß sich Friedrich Wilhelm, seine Kräfte nicht länger an diese hoffnungslose Aufgabe zu verschwenden.

Man konnte an anderer Stelle die Schweden weit empfindlicher treffen, durch einen Angriff auf Schwedisch-Pommern, und hier lagen zugleich die eigenen Hoffnungen des Kurfürsten. Vom September 1659 an wandte sich das Hauptinteresse des Kriegs nach Vorpommern; bald war der größte Theil des Landes in den Händen der Verbündeten, während in derselben Zeit auch die meisten noch von den Schweden behaupteten festen Plätze in Westpreußen ihnen verloren gingen; nur Elbing und Marienburg dort, Stralsund und Stettin in Pommern blieben ihnen als letzte Posten übrig. Nach der militärischen Lage der Dinge durfte man am Schluß dieses Jahres wol die Hoffnung hegen, daß alles zu gutem Ende gedeihen, daß es vielleicht gelingen werde, der Anomalie der schwedischen Fremdherrschaft auf deutschem Boden ein Ziel zu setzen.

Aber noch ganz andere Mächte traten nun ins Spiel. Das ganze Jahr 1659 hindurch war die lebhafteste diplomatische Thätigkeit neben den kriegerischen Ereignissen hergegangen. Aufs eifrigste hatten sich die Schweden befreundeten Mächte Frankreich und England bemüht, dem bedrängten Karl Gustav durch diplomatische Intervention Erleichterung zu schaffen. Sie hatten auch die Niederlande zur Mitwirkung gewonnen; mit dem sogenannten „Haager Concert“ vom Mai 1659 unternahmen es die drei Westmächte, auf Grund der Roeskilder Bedingungen den Frieden zwischen Schweden und Dänemark zu erzwingen. Aber der Versuch, obwol zweimal wiederholt, schlug fehl; beide Könige und ganz besonders Karl Gustav weigerten sich entschieden, dem Gebote der Vermittler sich zu beugen; es kam so weit, daß, um seine Hartnäckigkeit zu brechen, die Niederländer sich jetzt herbeiließen, einen neuen Angriff der Verbündeten auf die Insel Fünen mit ihrer Flotte zu unterstützen; das Unternehmen gelang; in der Schlacht bei Nyborg (24. November 1659), der blutigsten dieses Kriegs, wurden die Schweden völlig aufs

Haupt geschlagen, der größte Theil ihrer Armee gefangen. Karl Gustav aber blieb trotzdem ungebeugt.

Diese Mittel verfingen nicht; eben jetzt jedoch trat ein Ereigniß ein, welches mit Einem Schlage alle Verhältnisse umgestaltete.

Mit dem Pyrenäischen Frieden, seinem letzten Werk und seinem größten politischen Triumph, beendigte Mazarin den langjährigen französisch-spanischen Krieg (November 1659), und diese Thatsache machte sich unmittelbar fühlbar. Jetzt hatte Frankreich freie Hand; jetzt erst war es in der Lage, seine Sympathie für Schweden mit den nachdrücklichsten Mitteln zur Geltung zu bringen, und es war der feste Wille des französischen Cabinets, diese Macht, deren Genossenschaft bei allen Verwickelungen mit Deutschland so werthvoll war, weder vernichten noch allzu sehr schwächen zu lassen. Als Gewährleister des Westfälischen Friedens verlangte Frankreich drohend die sofortige Rückgabe Vorpommerns an Schweden, und eine an den Grenzen gesammelte Armee von 40,000 Mann gab seinen Drohungen Nachdruck. Die Wirkung dieser neuen Gegenstellung aber war eine vollständige. Der Kaiser hatte unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Pyrenäischen Friedens seinen Truppen vor Stettin den Befehl ertheilt, die Belagerung aufzuheben; für ihn war dieser ganze Feldzug in Pommern nur ein politisches Manöver gewesen, um womöglich Spanien von dem Abschluß jenes für Oesterreich sehr bedenklichen Friedens zurückzuhalten; nachdem er nun doch geschlossen war, eilte das kaiserliche Cabinet, dort den Kopf aus der Schlinge zu ziehen; es war nicht gesonnen, mit Frankreich allein den Krieg zu wagen, am wenigsten etwa für die Interessen des brandenburgischen Bundesgenossen. Man sah es in Wien viel lieber, daß diesem nur allzu kühnen und hochstrebenden Kurfürsten der Druck Schwedens von Stettin her im Nacken sitzen blieb. Nicht minder aber als in Wien war man auch in Warschau zum Frieden bereit; die Polen waren des Kriegs müde, der Kampf in Pommern war ihnen gleichgültig, seitdem die Befreiung ihres eigenen Gebietes von den Schweden vollbracht war. So hatte die

französische Diplomatie nicht allzu schwere Arbeit, als sie mit gebieterischer Friedensforderung zwischen die Kämpfenden trat, und widerwillig mußte auch Kurfürst Friedrich Wilhelm sich ihrem Machtgebot beugen.

Mit der Zulassung der französischen Vermittelung aber war bereits deutlich ausgesprochen, daß an die Machtstellung Schwedens in Norddeutschland nicht gerührt werden durfte. In dem Kloster Oliva bei Danzig und in dem benachbarten Dorfe Zoppot wurden die Verhandlungen geführt. Es hatte keinen Einfluß auf dieselben, daß eben jetzt der vom Schauplatz abtrat, der all diese Stürme erregt hatte; auf einem Feldzug nach Norwegen, den der Unermüdliche noch begonnen, um wenigstens dieses den Dänen zu entreißen, wurde Karl Gustav von einer Krankheit hinweggerafft (Februar 1660). Die französische Diplomatie fühlte sich für seinen unmündigen Erben nur um so mehr verpflichtet. So lange als möglich kämpfte Friedrich Wilhelm gegen das Verhängniß an; er war entschlossen, den Krieg weiter zu führen, auch gegen Frankreich, wenn nur einer der Bundesgenossen treu bliebe; aber in Wien wie im Haag versagte man sich seinen verzweifeltsten Anstrengungen und Erbietungen. Es mußte nachgegeben werden. Am 3. Mai 1660 wurde der Friede von Oliva unterzeichnet.

Auf die eroberten vorpommerischen Lande leistete der Kurfürst Verzicht; nach wie vor sollten die Mündungen der Oder in den Händen der fremden nordischen Beherrscher bleiben; nicht die kleinste Grenzberichtigung war gestattet worden. Der Gewinn, den Brandenburg davontrug, bestand nur in der Bestätigung der in den frühern Verträgen schon erlangten Vortheile, der Souveränetät Preußens, der Erwerbung von Lauenburg und Bütow, sowie der Stadt Elbing, welche letztere freilich erst vierzig Jahre später thatsächlich in Besitz genommen werden konnte.

So ging die nordische Krisis zu Ende. So sehr sie in ihrem Beginn auf Umsturz der alten und auf Bildung neuer Machtverhältnisse gerichtet gewesen war, so waren äußerlich die

Veränderungen, die sie geschaffen, nicht sehr groß. Aber zwei neue Thatsachen fielen schwer ins Gewicht. Die eine war die Rolle, welche Frankreich bei den letzten Entscheidungen gespielt hatte: das dictatorische Uebergewicht dieser Macht in Europa, das Zeitalter Ludwig's XIV. kündigte sich damit an. Die andere war die neue Stellung, welche Brandenburg jetzt in der Welt einnahm.

Dieser nun glücklich beendigte Krieg macht Epoche in dem Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Er ist für ihn die hohe Schule gewesen auf dem Felde der Diplomatie und der Kriegführung. Völlig gereift, eine fertige in sich abgeschlossene Persönlichkeit, reich an Erfahrung, fest im Vertrauen auf sich selbst und auf die Kraft seines Staats geht der nun Vierzigjährige aus ihm hervor. Er hatte erprobt, was er vermochte, und der Muth wuchs ihm zu dem, was noch übrigblieb zu leisten. Und Ansehnliches war doch erreicht worden. Mochten manche die Souveränetät des preußischen Herzogthums nur für eine Ehrensache, „nur für eine neue Feder auf meinem Hut", würde Cromwell gesagt haben, betrachten, in der That war sie doch von dem bedeutendsten politischen Gewicht. Hier in Preußen war der Kurfürst nicht Lehnsträger von Kaiser und Reich, wie in den deutschen Stammlanden; er war nun auch nicht mehr der „erste Vasall" Polens; er repräsentirte eine Macht, die völlig auf sich selbst gestellt war. Und alles, was er erlangt, und alles, was er verdient hatte, ohne, dank dem Einschreiten Frankreichs, es zu erlangen, war das Werk der eigenen bis zur Erschöpfung angespannten Kräfte. Er war Meister geworden in den Künsten der Diplomatie; er kannte ihre geheimsten Mittel und Wege; er hatte es auch nicht verschmäht, in schwierigen Lagen den Fuchspelz über das Löwenfell zu ziehen, wie sie alle thaten, Freunde und Feinde. Immerdar aber hatte er viel Feinde gehabt, offene und geheime, und wenig Freunde. Vor allem, er hatte in diesem Kriege eine Armee geschaffen und herangezogen, die sich fühlen durfte in dem Bewußtsein hervorragender Leistung und die dem brandenburgischen Namen einen kriegerischen Klang weithin verlieh. Und unter unendlichen

Anstrengungen hatte er wenigstens begonnen, sein Land daran zu gewöhnen, daß es für diese Armee aufkommen müsse.

So stand Brandenburg jetzt da als der leise und kräftig aufwärtstreibende Keim einer neuen deutschen Machtbildung. Fürs erste aber galt es nun, nach fünfjähriger Kriegszeit den Aufgaben im Innern sich mit dem gleichen Nachdruck zuzuwenden.

Vor allem ergaben sich in dem Herzogthum Preußen Schwierigkeiten der außerordentlichsten Art. Den Polen und den Schweden hatte Friedrich Wilhelm glücklich das Recht der Souveränetät abgerungen; aber mehr als die doppelte Zeit brauchte er, um das Land selbst mit den sich daraus ergebenden neuen Zuständen nicht sowol zu versöhnen, als sie ihm aufzuzwingen. Ueber ein Jahrzehnt währte es, bis, unter erbitterten Kämpfen, die neue Ordnung hier äußerlich festbegründet war.

Immerdar hatten die preußischen Stände in dem Zusammenhang mit Polen, in dem oberlehnsherrlichen Schutz- und Gerichtsrecht des Königs einen werthvollen Rückhalt gegen die fürstliche Gewalt des Herzogs erkannt und von demselben ausgiebigen Gebrauch gemacht. Während des Kriegs hatte dies natürlich ebenso zurücktreten müssen wie alle andern verbrieften ständischen Privilegien, und trotz der lautesten Beschwerden hatte das Land für die Kosten des Kriegs an seinem Theil aufkommen müssen. Nun war ohne Befragung der Stände das Verhältniß zu der Krone Polen gelöst; der Kurfürst stand dem Lande als souveräner Herr gegenüber, und sofort erhob sich bei Städten und Adel einmüthig die Opposition gegen dieses neue Herrschaftsverhältniß, welches ohne ihre Zustimmung nicht rechtskräftig habe begründet werden können; der König von Polen selbst habe nicht das Recht, einseitig durch seine Cession über die preußischen Stände und ihr Anrecht auf den Zusammenhang mit Polen zu Gunsten eines Dritten zu verfügen. Alle ihre altgegründeten Freiheiten seien dahin, erklärten die Stände, wenn ihnen das Recht der Klagführung in Warschau, der Schutz des polnischen Königsgerichts entzogen werde. Sie selber, wurde gesagt, hätten nicht die Befugniß, Rechte aufzugeben, die sie

nicht erworben, sondern von ihren Vorvordern ererbt und daher ihren Nachkommen unversehrt überliefern müßten.

In voller Stärke treten die Gedanken des alten ständischen Staats hier noch einmal zum Kampfe an gegen die Tendenzen des zu gründenden modernen Einheitsstaats. Die verknöcherte confessionelle Leidenschaft des Zeitalters tritt ihnen als Bundesgenosse zur Seite, und besorgt vor weiterer Ausbreitung des reformirten Bekenntnisses unter der absoluten Herrschaft des reformirten Landesherrn, ergreift die streng lutherische Geistlichkeit ganz die Partei der ständischen Interessen, hetzt und feuert zum Widerstand an; kein Reformirter, das ist ihr Privileg, darf ein öffentliches Amt in Preußen bekleiden; keiner, der nicht das preußische Indigenatsrecht besitzt, das ist das Privileg der Stände.

Ein erbittertes Ringen begann. Adel wie Städte trugen kein Bedenken, sich mit dem Hofe von Warschau in Verbindung zu setzen, von ihm Hülfe bei ihrem Widerstand, Wiederherstellung der alten Verhältnisse zu erbitten. Der königsberger Schöppenmeister Hieronymus Roth war der Führer der städtischen Agitation; an der Spitze des aufsässigen, conspirirenden Adels standen besonders die beiden Herren von Kalkstein, Vater und Sohn, beides Männer von ziemlich anrüchigem Lebenswandel und nicht unbefleckter Vergangenheit, charakteristische Vertreter des ins polnische verwilderten, rohen und unbotmäßigen preußischen Junkerthums. Am Hofe in Warschau aber und in vielen Kreisen des polnischen Adels fanden diese verrätherischen Aufforderungen den besten Boden. Mochte immerhin König Johann Kasimir in feierlichem Vertrag auf seine Rechte in Preußen verzichtet, die preußischen Stände von ihren Eiden losgesprochen haben: die Versuchung war zu lockend, die Aussicht auf Wiederstellung des alten Verhältnisses zu willkommen, um nicht unter der Hand und offen jenen Bestrebungen allen Vorschub zu leisten. Während dieser ganzen langjährigen Wirren war das Verhalten des polnischen Hofs in einem Grade feindselig und zweideutig, der den Kurfürsten zu den äußersten Besorgnissen, aber auch zu den äußersten Maßregeln berechtigte.

Trotz allem schlug Friedrich Wilhelm zunächst den Weg friedlicher Verhandlung mit möglichst gemäßigten Ansprüchen ein. Er verkannte nicht die Schwierigkeit des Uebergangs, die relative Berechtigung des formalen Privilegienstandpunktes der Stände. Aber als endlich der Statthalter Fürst Radziwill meldete, daß alles vergeblich und das Aeußerste zu befürchten sei, nur das persönliche Eingreifen des Kurfürsten könne helfen, so entschloß er sich, den Weg der legitimen Gewaltanwendung nicht zu scheuen, um verbrecherischen Versuchen zuvorzukommen. Mit ausreichender Truppenmacht erschien im October 1662 der Kurfürst von Kleve her in Königsberg; sobald er sich der Stadt militärisch versichert, wurde der Schöppenmeister Roth, die Seele der städtischen Agitation, verhaftet, und keine Hand wagte sich für ihn zu erheben. Der Proceß wegen Hochverraths wurde sofort instruirt; in unerschüttertem Glauben an sein Recht bekannte der muthige charakterfeste Agitator die Mehrzahl der ihm zur Last gelegten Handlungen, aber leugnete seine Schuld; man brachte ihn zur Fortsetzung der Untersuchung von Königsberg weg nach der Festung Peitz, wo er in leidlicher Gefangenschaft gehalten wurde; die Freiheit erlangte er nicht wieder; nie vermochte die rauhe Hartnäckigkeit des Mannes es über sich, die Gnade des Kurfürsten anzuflehen, der nach einiger Zeit sie zu üben bereit war; Gerechtigkeit wolle er, nicht Gnade. So hat er als Staatsgefangener in Peitz bis zu seinem 1678 erfolgten Tode gelebt.

Jedenfalls hatte das entschlossene Durchgreifen des Kurfürsten die Wirkung, daß die Stände begannen, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Im October 1663 leisteten sie die feierliche Erbhuldigung auf Grund der vereinbarten neuen Landesverfassung, die den Uebergang in das nun geltende Herrschaftsrecht möglichst erleichterte, das Alte nach Füglichkeit schonte und doch die Souveränetätsrechte des Kurfürsten in allen wesentlichen Stücken sicherstellte. Polnische Commissare waren bei dem Acte gegenwärtig, um nochmals feierlich die Zustimmung ihres Herrschers zu dem Geschehenen zu bekunden.

Freilich fehlte viel, daß man sofort zu völlig gesichertem

Ruhestand gekommen wäre. Das geordnete straffe Regiment, welches nun begann, erregte immer von neuem gärendes Misvergnügen. Allzu tief hatten in einem großen Theile des preußischen Adels sich die Gewohnheiten und Misbräuche polnischer Adelsfreiheit eingenistet, und mit Verlangen blickte man in diesen Kreisen nach den Zeiten und Zuständen zurück, wo solche auch in Preußen Rechtens gewesen waren. Besonders der jüngere Kalkstein, Christian Ludwig, der, wegen schwerer Vergehen aus Preußen landflüchtig, in Polen katholisch geworden war, mit der jesuitischen Propaganda, mit den unruhigen Köpfen am warschauer Hofe und mit allen unzufriedenen Elementen daheim in Verbindung stand, war der leidenschaftlichste und gefährlichste Agitator. Im Jahre 1670, wo die Beziehungen des Kurfürsten zu Polen ziemlich gespannt waren, erreichten seine verrätherischen Bemühungen den Höhepunkt; ganz offen verkündigte er den bevorstehenden Abfall der preußischen Stände, und es gab in der That auch jetzt noch in Preußen Leute genug, die seine Bestrebungen billigten und auf ihren Erfolg hofften. Alle Aufforderungen, den Verräther auszuliefern, wurden in Warschau abgelehnt. Da beschloß der Kurfürst, um dem doch gefährlichen Skandal ein Ende zu machen, Gewalt anzuwenden. Der Resident in Warschau, Eusebius von Brandt, erhielt Befehl, sich Kalkstein's, wie er konnte, zu bemächtigen und ihn gefänglich einzubringen. Der Streich, völkerrechtlich freilich von kaum zu rechtfertigender Natur, wurde mit Glück und Entschlossenheit ausgeführt. In Brandt's Wohnung wurde Kalkstein mit Hülfe einiger zu dem Zweck nach Warschau gekommener brandenburgischer Soldaten in aller Stille festgenommen, gefesselt und in einem verdeckten Wagen glücklich mitten aus der polnischen Hauptstadt entführt und über die Grenze gebracht. Um dem verletzten Völkerrecht Genüge zu thun und das Toben der entrüsteten Polen zu beschwichtigen, desavouirte der Kurfürst seinen Residenten und ließ einen Scheinproceß gegen ihn eröffnen, dem sich Brandt durch zeitweilige Entfernung aus Preußen entziehen durfte. Gegen Kalkstein aber wurde mit aller Strenge verfahren; selbst die Tortur ist gegen ihn angewandt worden; nach

längerm Proceß erfolgte seine Verurtheilung wegen Eidbruchs und Hochverraths; im November 1672 wurde er zu Memel enthauptet.

Es war das erste und einzige mal in diesen Kämpfen, daß der Kurfürst zu den äußersten Mitteln griff. Man kann kaum in Abrede stellen, daß in dem Kalkstein'schen Proceß und in dem ganzen Verlauf dieses Conflicts auch von seiten des Kurfürsten und seiner Regierung die Strenge des formalen Rechts mehrfällig gebeugt und gebrochen worden ist; es geschahen Dinge, die nicht zu entschuldigen sind. Dennoch ist es mislich, auf diese Vorgänge hinzublicken mit dem Auge des Cato, dem „die besiegte Sache gefällt". Höchstens die Gestalt des Schöppenmeisters Roth hat ein gewisses tragisches Interesse. Die Persönlichkeit Christian Ludwig von Kalkstein's kann vermöge ihrer ganzen moralischen Qualität ein solches nicht erregen; er ist nicht der Märtyrer des alten ständischen Wesens, sondern der zu Boden geschlagene Raufbold desselben. Dieses alte ständische Wesen aber mußte untergehen; nur allzu polnisch war man in Preußen bereits geworden; man mußte wieder deutsch, zunächst gut brandenburgisch werden. Und dazu ist damals der Grund gelegt worden; die schlimmsten Stürme, wenn auch nicht die letzten, waren jetzt in dem herzoglichen Ostpreußen vorüber.

Auch an andern Stellen, in den alten und neuen Reichslanden, waren Kämpfe ähnlicher, wenn auch meist minder acuter Art zu bestehen. Es war ein Leichtes, wenn die Stadt Magdeburg, die sich beharrlich weigerte, dem Kurfürsten die Huldigung zu leisten, endlich nach langer Geduldübung durch starke militärische Drohung genöthigt wurde, diesen Act zu vollziehen und brandenburgische Garnison aufzunehmen (1666). Dagegen war die Neuordnung der klevischen Verhältnisse um so schwieriger und verwickelter. Die Zähigkeit der ständischen Autonomiegelüste hatte hier von Anfang an harte Arbeit geschafft; bei den Niederlanden, dem Pfalzgrafen von Neuburg als Besitzer von Jülich-Berg, selbst bei dem Kaiser hatten die klevischen Herren bereitwillige Unterstützung gefunden; zeitweilig hatte der Kurfürst unter dem Druck der Umstände sich zu sehr weitgehenden

Concessionen bequemen müssen. Unmittelbar nach Beendigung des Kriegs aber wurde auch hier energisch eingegriffen. Mit den Landtagsrecessen von 1660 und 1661, die er den Ständen aufnöthigte, gewann Friedrich Wilhelm zum ersten mal die eigentliche und volle Landesherrlichkeit in diesen an straffes Regiment wenig gewöhnten Gebieten. Die Vollendung des Siegs aber war es, als einige Jahre später an Stelle der bisherigen provisorischen Besitzverhältnisse eine definitive Regelung trat. Im Jahre 1666 schloß der Kurfürst mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg einen endgültigen Theilungsvertrag, in welchem beide Prätendenten auf das Ganze der jülich-klevischen Erbschaftslande verzichteten und den gegenwärtigen Besitzstand als definitiven für die Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg feststellten. Der Kurfürst bequemte sich zum Aufgeben eines immer für zweifellos begründet gehaltenen Rechts; aber wenigstens in seinem Antheil, Kleve, Mark und Ravensberg, war er nun unbestrittener Herr; der Rückfall, den der ständische Widerstandsgeist an dem unklaren Verhältniß des Neuburgischen „Condominats" bisher gefunden, war hinweggenommen; nun erst konnte man unbeirrt an eine umfassende Reform der gesammten Landesverwaltung herantreten, und ihre Segnungen machten sich bald fühlbar.

Mit dem Jahre 1660 war der Kurfürst in eine Reihe von Friedensjahren eingetreten, und Friedensarbeit lag auf allen Wegen, wenn man sich die Aufgabe stellte, den durch den Krieg tief erschöpften Landen neuen Aufschwung zu geben und sie fähig zu machen zur Ertragung der höhern Ansprüche, die jetzt an sie gestellt werden mußten. Die energischen und anspruchsvollen Bestrebungen zur Kräftigung und Ausdehnung der Staatsgewalt mußten ihre Rechtfertigung finden in dem, was diese Staatsgewalt nicht nur nach außen, sondern auch für das Gedeihen im Innern leistete.

Die Regierung Friedrich Wilhelm's zeigt in der Pflege der materiellen Interessen des Landes die bemerkenswerthesten Fortschritte. Vor allen hatte es von Beginn seiner Regierung an

gegolten, dem durch den Dreißigjährigen Krieg erschöpften und verödeten Lande neue Arbeitskräfte zuzuführen; in systematischer Weise wurde besonders in den Marken die Colonisation verwüsteter Landstriche durch herbeigezogene Einwanderer aus andern deutschen Bereichen und besonders auch aus Holland betrieben. Wüste Hufen, herrenlose Ländereien und Bauplätze gab es allerwärts auf dem flachen Lande und in den Städten; ihr Wiederanbau wurde durch geeignete Vergünstigungen erleichtert; große Districte in den Marken sind so der Cultur zurückgegeben worden. Die Gesetzgebung Friedrich Wilhelm's über die bäuerlichen Verhältnisse zeigt allerdings noch eine ziemliche Befangenheit in den Traditionen der feudal-ständischen Zeit; der Schutz des Bauern gegen Unterdrückung und Ausbeutung von seiten des gutsherrlichen Adels wird von dem Landesherrn noch wenig geübt; in diesem Punkte hat Friedrich Wilhelm sich wol wenig über das Niveau der herrschenden Ansichten erhoben.

Eifrig aber wirkte er für die Hebung der gänzlich in Verfall gerathenen Industrie. Fremde Arbeiter und Handwerker wurden ins Land gezogen. Der Kurfürst selbst gab mannichfache Anregung und Ermuthigung für neue Unternehmungen; in manchen Zweigen trat er selbst als Unternehmer auf; in andern Fällen half er durch pecuniäre Unterstützung über die Schwierigkeiten des ersten Anfangs hinweg. Und vor allem sorgte ein energisch geübter Gewerbeschutz, der fremde Waare meist einfach ausschloß, für das gesicherte Emporkommen der einzelnen Industriezweige.

Für die Entwickelung des Verkehrs sorgte die von Friedrich Wilhelm mit besonderer Vorliebe gepflegte Post. Gegen den fortgesetzten Widerspruch des von dem Kaiser privilegirten Reichserbpostmeisters, des Grafen von Taxis, setzte er es durch, daß die Postverwaltung in seinen gesammten Landen sein eigenes ausschließliches Regal blieb. Bald war die Verbindung zwischen den entferntesten Landestheilen hergestellt, und die musterhafte Verwaltung der Anstalt galt allenthalben in Deutschland als Vorbild.

Das höchste persönliche Interesse aber nahm der Kurfürst

an der Pflege und Ausbildung der Handelsbeziehungen seines Landes. Wenn für die Hebung des binnenländischen Verkehrs praktische Wege- und Brückenordnungen sorgten, wenn das große, schon ein Jahrhundert früher vergeblich versuchte Werk des Friedrich-Wilhelms-Kanals nun vom Jahre 1668 an einen Wasserweg eröffnete, welcher Oder, Spree, Havel und Elbe verband, so genügte dies dem Kurfürsten nicht. Immerdar hatte er den Blick auf die großen Verhältnisse des Welthandels gerichtet, und in dem Bestreben, seinem Brandenburg auch an diesem einen activen Antheil zu verschaffen, ist er über das zu seiner Zeit Erreichbare und Mögliche vielfach hinausgegangen. Schon im Jahre 1647 wurde der Plan einer ostindischen Handelscompagnie unter brandenburgischer Flagge entworfen. Im Jahre 1650 stand er mit Dänemark in Unterhandlung über den Ankauf von Tranquebar auf der Küste Coromandel, um dort eine brandenburgische Colonie und Handelsstation anzulegen. Das waren verfrühte, zu nichts führende Projecte. Aber auch die Wiederaufnahme dieser Plane in den spätern Lebensjahren des Kurfürsten erhebt sich kaum über das Niveau verfehlter Speculationen, mit richtiger Einsicht in die Wichtigkeit der activen Theilnahme an dem großen Welthandel, aber mit völlig ungenügenden Kräften unternommen. Die brandenburgische Handelsniederlassung, die 1681 an der Küste von Guinea gegründet, die afrikanische Handelscompagnie, die im folgenden Jahre ins Leben gerufen wurde, waren Lieblingsschöpfungen Friedrich Wilhelm's, aber von vornherein nicht recht lebensfähig; es fehlte in den brandenburgischen Landen ebenso wol an großen kaufmännischen Kapitalien wie an gewecktem waglustigem Unternehmungsgeist. Die Hoffnung, aus Pillau ein zweites Saardam machen zu können, erfüllte sich nicht. Die Odermündungen und Stettin wären ein geeigneter Ausgangspunkt für die Plane des Kurfürsten gewesen; aber diese waren in der Hand der Schweden, und Emden, wohin der Sitz der Compagnie bald von Pillau verlegt wurde, sowie der Hafen von Gretsyl im Dollart, den der Kurfürst erwarb, waren dafür kein genügender Ersatz. Die afrikanische Handelscompagnie

machte schlechte Geschäfte; zuletzt kaufte der Kurfürst die Actien zurück und übernahm die Compagnie auf den Staat; aber das Unternehmen war und blieb unproductiv, und die „afrikanischen Schiffsdukaten", die, aus dem von der Guineaküste eingeführten Goldstaub geprägt, dem Kurfürsten, wie er selbst gestand, gerade das Doppelte ihres Werthes zu stehen kamen, bezeugten die Kostspieligkeit dieser Liebhaberei. Nach dem Tode des Kurfürsten hat man das tiefverschuldete Unternehmen bald wieder eingehen lassen.

Am erfolgreichsten waren die maritimen Bestrebungen Friedrich Wilhelm's noch da, wo es sich um die Gründung einer brandenburgischen Kriegsflotte handelte. Der Mangel einer solchen hatte schon in dem dänisch-schwedischen Kriege sich fühlbar gemacht. Als 1675 von neuem der Krieg gegen Schweden entbrannte, nahm der Kurfürst den holländischen Rheder Benjamin Raule in seinen Dienst, und mit seiner Hülfe wurde eine kleine Kriegsflotte zu Stande gebracht, die während der folgenden Kriegsjahre gute Dienste that, und die auch nach dem Kriege erhalten und vergrößert wurde. Ein vorhandener Marineetat aus dem Jahre 1681 macht dreißig größere und kleinere Kriegsschiffe namhaft, die damals unter brandenburgischer Flagge fuhren, und als der König von Spanien sich weigerte, die von dem Kriege her noch schuldigen Subsidienreste zu bezahlen, verfehlte der Kurfürst nicht, von dieser Waffe Gebrauch zu machen und durch einen offen geführten Kaperkrieg gegen spanische Schiffe sich zu seinem Rechte zu verhelfen. Auch diese Schöpfung indeß ist bald nach dem Tode ihres Gründers allmählich wieder eingegangen.

Neben der Pflege der materiellen Interessen hat Friedrich Wilhelm auch der Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen regen Eifer gewidmet. Seine eigene Bildung war, wenn auch nicht eine eigentlich gelehrte, doch umfassend und vielseitig genug, um nach allen Seiten hin mit Verständniß einwirken zu können. Für die Hebung des Unterrichtswesens, welches in den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs so tief gesunken war, hat er während seiner ganzen Regierung unermüdlich

gearbeitet. Wir wissen verhältnißmäßig wenig von seinem Verhältniß zu der Frage der Volksschulen, aber für die mittlern und höhern Unterrichtsanstalten sind seine Bemühungen sehr erfolgreich gewesen. Die Gymnasien nahmen neuen Aufschwung, wie in der Residenz namentlich die Schule am Grauen Kloster und die nach Berlin verlegte Joachimsthaler Fürstenschule. Die Universitäten belebten sich wieder, und zu den bereits bestehenden in Frankfurt a. O. und in Königsberg gründete Friedrich Wilhelm für die klevischen Lande eine neue in Duisburg (1655), die eine Zeit lang in Flor kam, aber allerdings zu dauernder Bedeutung doch nicht gelangt ist. Auch der Entwurf zur Gründung einer Universität in Halle ist schon von ihm gemacht worden; doch fiel die Ausführung erst seinem Nachfolger zu.

Aber auch außerhalb der Universitätskreise wurde Anregung und Unterstützung reichlich gewährt; namentlich in Berlin waren viele tüchtige wissenschaftliche Kräfte nach den verschiedensten Seiten hin thätig, unterstützt durch die mit Handschriften und Büchern reich versehene und immer vergrößerte kurfürstliche Bibliothek, die Friedrich Wilhelm zuerst eigentlich begründete und dem allgemeinen Gebrauch eröffnete.

Besonders den historischen Studien widmete der Kurfürst seine Pflege, und die vaterländische Geschichte namentlich lag ihm am Herzen. Sind unter den von ihm dafür beauftragten Männern während seiner eigenen Regierung auch keine Namen von hervorragendem Werth, so war es doch noch sein Werk, daß Samuel Pufendorf nach Berlin berufen wurde als Geschichtschreiber seiner Regierung; in den fünf Jahren von 1688, dem Todesjahre des Kurfürsten, bis 1693 vollendete der große Gelehrte das monumentale Geschichtswerk der „Res Gestae Friderici Wilhelmi Magni", eines der stolzesten historiographischen Denkmäler, welches einem Fürsten errichtet worden ist.

Die schönen Künste durften nicht fehlen. Friedrich Wilhelm liebte die Musik, und eine Kapelle nebst italienischen Sängern war ein unentbehrliches Erforderniß eines großen fürstlichen Hofhalts; freilich kam es wol vor, daß zeitweilig wegen Geldmangels die Kapelle aufgelöst wurde. Aber die Gemäldesammlung

des Kurfürsten, die er mit Geschmack und mit großen Kosten anlegte, war vor allem der Gegenstand seiner sorgsamen, kunstverständigen Pflege; gegen Ende seiner Regierung war sie durch glückliche Ankäufe so ansehnlich und reichhaltig geworden, daß sie die Aufmerksamkeit auch Vielgereister erregte und als eine Zierde von Berlin gepriesen wurde. Und diese Hauptstadt selbst, die im Beginn seiner Regierung ein halbverödeter Ort gewesen war, ging aus den Händen des Kurfürsten blühend, vergrößert und geschmückt hervor; er ließ die alten einengenden Stadtmauern niederreißen und fügte in dem Friedrichswerder und der Dorotheenstadt zwei neue Stadttheile hinzu; Berlin wurde, für die Verhältnisse der Zeit, eine ansehnliche Stadt, und die Einwohnerzahl verdreifachte sich unter seiner Regierung.

Wir übergehen anderes dieser Art, um nur noch einen Blick zu werfen auf das Verhältniß Friedrich Wilhelm's zu den kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit. Es ist die Seite in seinem innern Wirken, in welcher der große und freie Zug seiner Natur sich ganz besonders verehrungswürdig darstellt. Die alten Dämonen der confessionellen Zwietracht, die so namenloses Unglück über Deutschland heraufgeführt, sind doch auch nach der Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs noch nicht zur Ruhe gelangt. In den brandenburgischen Landen, mit ihren dem katholischen, dem reformirten und dem lutherischen Bekenntniß zugethanen Bevölkerungen, haben sie noch besonders lange und verderblich gehaust, wie sie ja wol auch jetzt dort noch nicht ganz ausgestorben sind. Ihnen gegenüber steht Friedrich Wilhelm mit der vollen Ueberlegenheit einer tief und wahrhaft religiösen und darum toleranten, für den Reiz des Confessionsgezänkes unempfänglichen Gesinnung. Seine Meinung war es, gleiche Gerechtigkeit walten zu lassen für alle; er begrüßte mit Freuden jene auf allgemeine Versöhnung und Vereinigung innerhalb der protestantischen Kirchen gerichteten Bestrebungen, wie sie Georg Calixt in Deutschland, der Schotte Johann Duräus als ihr Apostel in der ganzen protestantischen Welt vertraten; er versuchte in dem gleichen Sinne praktisch als Regent zu wirken. Es ist ihm doch nur in geringem Maße gelungen.

Zu seinen katholischen Unterthanen hat der reformirte Fürst allerdings ein meist ungetrübtes Verhältniß aufrecht zu erhalten gewußt. Aber an dem giftigen Haß, welcher Lutheraner und Reformirte trennte, an der starren Unduldsamkeit, womit besonders die lutherische Geistlichkeit ihre Gegner verfolgte, scheiterten seine aufrichtigsten Bemühungen; der Krieg von der Kanzel herab und in einer Flut gehässigster Streitschriften wurde unabläßig geführt und erbitterte und verwirrte die Gemüther trotz aller dagegen gerichteten Verbote. Im Jahre 1662 veranstaltete der Kurfürst ein Religionsgespräch zwischen den streitenden Parteien in Berlin. Das alte Mittel, welches noch fast nie geholfen und an das doch immer wieder appellirt wurde, erwies sich natürlich auch jetzt völlig wirkungslos. Die Toleranz läßt sich nicht erzwingen, höchstens ihre äußerliche Bezeigung. In einem strengen Edict verordnete Friedrich Wilhelm bald darauf die Aufrechterhaltung wenigstens des äußern Friedensstandes und verbot nachdrücklich jede Art von öffentlicher Schmähung und Verketzerung der beiden Bekenntnisse wider einander. Als namentlich die berliner lutherische Geistlichkeit Schwierigkeiten machte, dem Gebote zu folgen und auf die „Widerlegung" der Gegner als ein unveräußerliches Pertinenzstück des Amtes des Heiligen Geistes nicht verzichten zu können erklärte, wurde mit der Absetzung und Ausweisung des berliner Predigers Paul Gerhard, des bekannten geistlichen Liederdichters, ein Exempel statuirt, welches wenigstens einigermaßen einschüchternd wirkte, andererseits freilich auch ein Märtyrerthum schuf, das von der betroffenen Partei in ihrem Sinne ausgebeutet wurde.

Zum wirklichen innern Frieden ist es in dieser Hinsicht in brandenburgischen Landen zu Friedrich Wilhelm's Zeiten nicht gekommen.

Seit dem Pyrenäischen Frieden war das dominirende Uebergewicht Frankreichs in Europa eine Thatsache, die sich vor niemand mehr verbarg und die Frankreich selbst am wenigsten zu verhüllen sich bemühte. Die nächsten Jahrzehnte hindurch hat

jede Macht, die etwas gilt in der Welt oder gelten will, ihre Stellung zu nehmen diesem Verhältniß gegenüber, und die Stellung der meisten ist eine sehr üble gewesen. Für Deutschland besonders begann eine verhängnißvolle Zeit; das politische System des Westfälischen Friedens hatte seine erste Probe zu bestehen, und es bestand sie so schlecht als möglich. Noch nie war es einer auswärtigen Macht so leicht geworden, wie jetzt der französischen, den innern Zusammenhang des Reichs sonderbündnerisch zu zersetzen, die widerstandsfähigen Kräfte lahm zu legen oder zu corrumpiren, ihre Clientelen vorzuschieben bis in die innersten Kreise des Reichs. Der letzte Schimmer eines einheitlichen Daseins der Nation ging verloren, soweit es sich um ihre Stellung zu den großen Fragen der deutschen und der allgemein europäischen Politik handelte.

In dem 1658 gegründeten Rheinbund hatte das Frankreich Ludwig's XIV. sich die meisten und wichtigsten Fürsten Westdeutschlands zur Dienstbarkeit verbunden. Nach der andern Seite hin war das kaiserliche Haus von Oesterreich ganz verstrickt in die Bedrängnisse seiner eigenen Haus- und Reichspolitik; die Türkenkriege, die ungarischen Empörungen nahmen alle Kräfte in Anspruch; der Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche hatte vornehmlich nur den Werth, die kaiserlichen Rechte und Ansprüche möglichst nutzbar zu machen für den Dienst der eigenen Interessen, und darum galt es, sie eifersüchtig festzuhalten und, wenn thunlich, zu erweitern. Frankreich gegenüber war Oesterreich durch den Hinblick auf die bald erwartete spanische Erbschaftsfrage nach dem Aussterben der spanischen Habsburger in argwöhnische Spannung und in die Aussicht auf einen unvermeidlichen Zusammenstoß gesetzt; denn Ludwig XIV. hatte eine spanische Infantin geheirathet, und man wußte sehr wohl, weshalb Mazarin bei den pyrenäischen Friedensverhandlungen auf diese Eheverbindung das höchste Gewicht gelegt hatte. Aber bald hatte die französische Diplomatie auch hier ihre Fäden geschlungen, und ein vorläufiger geheimer Theilungsvertrag über das künftige Erbe der spanischen Vettern (1668) band der österreichischen Politik die Hände gegenüber Frankreich.

So war in der That Deutschland für Ludwig XIV. fast ein offenes Land, und die Weise, wie er unter dem Deckmantel des Rheinbundes militärische Position im Reiche nahm, wie er die Reichsstädte im Elsaß trotz aller Garantien des Westfälischen Friedens unter französische Hoheit brachte, zeigte nebst vielen andern Uebergriffen, wie er dies zu benutzen verstand und was er wagen durfte.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat in dieser Lage der deutschen Dinge eine Stellung eingenommen, die ihn hoch über alle andern erhebt. Man wird immer vorsichtig darin sein müssen, die Stimmungen eines nationalen Pathos im Sinne unserer Tage hineinzutragen in die Gedanken- und Empfindungswelt des 17. Jahrhunderts; aber Friedrich Wilhelm kommt demselben in den höchsten Momenten seines Lebens doch ziemlich nahe. Auch er hat mit Frankreich pactirt, in einer gewissen Zeit, wie wir sehen werden, sogar in sehr bedenklicher Weise; aber dennoch geht durch den größern Theil seiner Regierungszeit von hier ab ersichtlich die Erkenntniß hindurch, daß diese französische Uebermacht ein deutsches Verhängniß sei, gegen das man ankämpfen müsse, und soweit es die Kräfte gestatteten, hat er mannhaft wie kein anderer dagegen angekämpft. Er hatte bei den Friedensverhandlungen von Oliva, bei der Restitution Schwedens durch französisches Machtwort seine eigenen Erfahrungen gemacht; inzwischen war seine politische Stellung auch am Niederrhein und in Westfalen durch die Gründung des Rheinbundes rings umstrickt und bedroht; der Druck des fremden Dominats lag schwer auf ihm wie auf allen andern; aber daß er ihn als solchen empfand und daß das richtig erkannte eigene Interesse immer zusammenfiel mit den richtig erkannten Interessen der nationalen Gesammtheit, das bezeichnet seine Stellung vor allen andern.

Einen ersten Anlaß zum Eingreifen gaben die kriegerischen Verwickelungen, in die bei Gelegenheit des niederländisch-englischen Kriegs von 1665 der Bischof Christoph Bernard von Münster mit den Vereinigten Niederlanden gerieth. Es war nahe daran, daß durch das thörichte Gebaren des streitlustigen

Prälaten der Westen des Reichs hineingezogen wurde in die ihm gänzlich fremden Kriegswirren der beiden Seemächte, und daß auch Ludwig XIV. als Verbündeter der Holländer den Anlaß ergriff, mit seiner bereits zum Angriff aufgestellten Armee nach Westfalen vorzudringen und in diesem Theil des Reichs seine Autorität festzustellen. Nur das nachdrückliche Einschreiten Friedrich Wilhelm's bewahrte das Reich und seine eigenen dadurch schwer bedrohten klevischen Lande vor dieser Gefahr. Mit starker militärischer Demonstration zwang er den Bischof von Münster, seine Vermittelung bei den Generalstaaten anzunehmen; der Friede wurde hergestellt (April 1666), und vom Reiche war für diesmal noch die französische Einmischung glücklich abgewehrt.

Das nächste Ziel der französischen Eroberungspolitik aber waren die spanischen Niederlande. Alles war für diesen Zweck aufs beste vorbereitet: Spanien gänzlich erschöpft und widerstandsunfähig, die Vereinigten Niederlande durch ein Bündniß von Ludwig XIV. gewonnen, der Kaiser im Osten beschäftigt und bald auch durch die Aussicht auf den geheimen Theilungsvertrag festgehalten. Nur der Brandenburger hatte sich den Bemühungen der französischen Diplomatie beharrlich entzogen. Er sah durch diese Plane sich in seinen klevischen Landen direct bedroht, und dies um so mehr, als zu gleicher Zeit Ludwig XIV. auch eifrig bemüht war, auf den polnischen Thron bei dessen bald erwarteter Erledigung einen französischen Fürsten, den Prinzen von Condé, zu bringen. So suchte die französische Politik zugleich von Osten und Westen her das Reich zu umklammern, und an beiden Stellen mußte Brandenburg den Druck dieser Umgarnung am unmittelbarsten empfinden. Friedrich Wilhelm bemühte sich, ein Bündniß der nächstbetheiligten Mächte, besonders Spaniens, Oesterreichs und der Vereinigten Niederlande, zu Stande zu bringen zur Rettung der bedrohten spanischen Provinzen; er warb in Polen eifrig für den deutschen Gegencandidaten, seinen jetzt versöhnten, ehemaligen Gegner, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg. Aber das Bündniß war unmöglich; Spanien lag in voller Ohnmacht

danieder, die Niederlande scheuten sich, mit Frankreich zu brechen und der kaiserliche Hof war schon halb von diesem gewonnen. Er begegnete allenthalben nur kühler Ablehnung, und in Polen stiegen die Chancen des französischen Candidaten.

Es war nicht wohl zu erwarten, daß Friedrich Wilhelm sich allein in den Kampf werfen werde zur Rettung derer, die sich selbst nicht retten wollten. Im Frühjahr 1667 begann Ludwig XIV. seinen „Devolutionskrieg“. Seinen raschen durchschlagenden Erfolgen gegenüber, denen das übrige Europa unthätig zusah, entschloß sich Friedrich Wilhelm zu dem Ausweg, wenigstens an einer der bedrohten Stellen zu retten, was zu retten war; in einem Vertrag mit Frankreich (December 1667) erlangte er, daß Ludwig XIV. die Candidatur des Prinzen Condé in Polen aufgab, wogegen er selbst versprach, in dem Kampfe gegen Spanien neutral zu bleiben.

Die Beendigung des Kriegs erfolgte dann doch unter dem Drucke einer europäischen Gegencombination, durch die freilich nur sehr locker und vorübergehend zusammengefügte „Triple-Allianz“ von England, Schweden und den Niederlanden; in dem Aachener Frieden (Mai 1668) begnügte sich Ludwig XIV. vorläufig mit dem Erwerb der flandrischen Grenzfestungen und gab seine übrigen Eroberungen wieder heraus; durch den Theilungsvertrag mit Oesterreich glaubte er seines Löwenantheils an der ganzen spanischen Erbschaft für die Zukunft sicher genug zu sein, um für jetzt Mäßigung zeigen zu können. In der polnischen Angelegenheit fuhr er, trotz des Vertrags mit Brandenburg, fort, für seinen Candidaten zu wirken; aber indem nun daneben der Kurfürst für den Pfalzgrafen von Neuburg, der kaiserliche Hof für den Herzog von Lothringen arbeitete, so geschah es, daß, nachdem König Johann Kasimir freiwillig die Krone niedergelegt, über die Köpfe der drei sich bekämpfenden Candidaten hinweg endlich ein polnischer Edelmann Michael Wisnowieczki den Sieg davontrug und im Juni 1669 zum König ausgerufen wurde. Es war ein Ausgang, der für das Interesse des Kurfürsten nicht eben unerwünscht war. Der neue König Michael, eine wenig bedeutende Persönlichkeit, hatte von vornherein

inmitten der leidenschaftlich bewegten Parteien, denen er als „neutraler“ König gleichsam octroyirt worden war, eine zu schwierige Stellung, als daß er nach außen hin gefährlich werden konnte; und wenn es auch an seinem Hofe an der Neigung nicht fehlte, dem Kurfürsten in dem noch immer nicht völlig beruhigten Preußen Schwierigkeiten zu bereiten, so zeigte doch der Gewaltact des Kurfürsten gegen Kalkstein, von dem wir oben berichtet haben, was der Krone Polen jetzt ungestraft geboten werden durfte.

Viel tiefer als durch diesen ersten Anlauf Ludwig's XIV. sollte Kurfürst Friedrich Wilhelm in die westeuropäischen Wirren hineingezogen werden durch den neuen Krieg, den jener im Jahre 1672 begann, um die Republik der Vereinigten Niederlande seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen.

Als mit dem Aachener Frieden der französische König seinen ersten Eroberungszug abgebrochen und auf einen großen Theil der Beute verzichtet hatte, war die ihm gegenüber gebildete Triple-Allianz nur eins von den Motiven gewesen, welche ihn zur Umkehr bewogen. Aber das doch unbequeme Gegenbündniß so schnell als möglich zu trennen, hatte er seine erste Aufgabe sein lassen, und sie war ihm mit überraschender Leichtigkeit gelungen. Schweden hatte in der Frage der spanischen Niederlande kein gegen Frankreich gerichtetes Interesse; es hatte nur den französischen Prinzen auf dem polnischen Thron gefürchtet, und sobald diese Gefahr beseitigt war, kehrte es gern zu dem alten, ihm so ersprießlichen Bündniß zurück. In England stand Karl II. mit allen seinen Sympathien auf seiten des katholischen und absoluten Herrschers von Frankreich, der sein monarchisches Ideal erfüllte; nur eine schnell vorübergehende Combination hatte ihn zu der Allianz mit Holland geführt, das er von den Zeiten seiner Verbannung her ingrimmig haßte; er wurde leicht zu einem geheimen Vertrag gewonnen, in welchem er sich mit Ludwig XIV. aufs engste verbündete, und zwar eben gegen die Republik der Vereinigten Niederlande.

Denn dieser galt nun der nächste Angriff des Eroberers.

Der jetzige Leiter der niederländischen Politik, der Rathspensionar von Holland Johann de Witt, hatte in der Gründung der Triple-Allianz einen Schritt gethan, der von seinen sonst innegehaltenen politischen Wegen etwas abführte. Erhaltung des Friedens, Blüte der Commerzien und gutes Einvernehmen mit Frankreich: das waren immerdar die Sterne gewesen, nach denen er seinen Kompaß richtete, und nur die nahe Gefahr an den Grenzen hatte ihn bewogen, einmal von dieser Richtung abzuweichen, Frankreich zu bruskiren und es auf den Krieg ankommen zu lassen. Er hatte, nachdem die Gefahr beschworen war, sofort wieder in sein altes System eingelenkt, und war der festen Ueberzeugung, daß Ludwig XIV. es dabei bewenden lassen und auch seinerseits zu den alten guten Beziehungen gern zurückkehren werde. Aber bei diesem blieb die Beleidigung unvergessen. Von hier an war die Vernichtung der niederländischen Republik der innerste Gedanke der französischen Politik; die ungeheuern militärischen Vorbereitungen, welche die nächsten Jahre hindurch unter dem beklommenen Aufschauen Europas getroffen wurden, sind alle auf dieses Ziel gerichtet und auf die weitern kriegerischen Folgen, die sich daraus ergeben können.

Der militärischen Ueberlegenheit Frankreichs sollte seine überlegene diplomatische Kunst die Wege ebenen. Es war ein diplomatisches Meisterstück, wie Ludwig XIV. es verstand, diesen Krieg politisch vorzubereiten, dem erlesenen Opfer Feinde von allen Seiten zu erwecken, seine Freunde von ihm zu trennen, es für den entscheidenden Angriff völlig zu isoliren. Wir sahen, wie es ihm mit Schweden und England gelang, wie schon von früher her der Kaiser gefesselt war; in den angrenzenden deutschen Landen aber glückte es ihm nicht minder. Mit der unbegreiflichsten Verblendung ließen weltliche und geistliche Fürsten längs dem Rhein und in Westfalen sich für das verderbliche Unternehmen gewinnen, welches im Fall des Gelingens ihren eigenen Untergang unvermeidlich zur nahen Folge haben mußte; der katholische Haß der geistlichen Fürsten gegen die Burg des reformirten Bekenntnisses und die Aussicht auf Beute und kleinen territorialen Gewinn bei den weltlichen wirkten zusammen, um

das unnatürlichste Bündniß zu Stande zu bringen, welches, wie nichts anderes, die Hoffnungslosigkeit der deutschen politischen Zustände zur Anschauung brachte.

Nur einer hat damals allen Versuchungen mannhaft und mit der vollen Einsicht in die ungeheuere Größe der Gefahr widerstanden. Friedrich Wilhelm war der niederländischen Politik, seit sie unter der Leitung der Aristokratenpartei von Holland und ihres Hauptes de Witt stand, zu wenig Dank verpflichtet; auf allen Wegen hatte er, der Verwandte der jetzt beiseitegeschobenen Oranier, ihre Misgunst erfahren. Aber dies alles trat jetzt zurück vor der Erwägung, was es für Deutschland, für Europa, was es auch für die Sache des Protestantismus bedeute, wenn es der schon allzu mächtigen französischen Militärmacht gestattet wurde, diese niederländische Republik über den Haufen zu rennen, zu verkleinern, zu theilen, aus der Reihe der Mächte zu streichen; ein Bollwerk der Freiheit Europas war dann hinweggenommen, nach dessen Fall Ludwig XIV. nichts mehr unmöglich scheinen konnte; das Deutsche Reich lag mit weitgeöffneten Thoren vor ihm, es kam nur auf ihn an, wenn er seinen Siegeseinzug halten wollte; und wenn von Rom her der Papst bereits seinen Segen und reiche Geldunterstützung für das geplante heilige Werk sandte, so hatte die ganze protestantische Welt sich zu sagen, daß es sich zugleich auch noch um andere als politische Entwürfe handelte.

Mit besonderm Eifer ließ die französische Diplomatie sich angelegen sein, den Brandenburger für sich zu gewinnen. Man erinnerte an die viele Unbill, die er seit Jahren von den Niederlanden erfahren; wie hatten sie ihn mit seiner holländischen Staatsschuld gequält und übervortheilt, wie hatten sie selber lüstern nach dem Besitz von Kleve ausgeblickt, wie mit seinen aufsässigen klevischen Ständen conspirirt; noch immer hatten sie die seit vielen Jahrzehnten als Pfandbesitz occupirten klevischen Festungen ihm nicht zurückgestellt; die Gelegenheit sei da, sie endlich zu gewinnen; und nicht sie allein: wenn es an eine Theilung der Niederlande gehe, sei Brandenburg zu einem vorzüglichen Antheil berufen.

Der Kurfürst blieb dem allen gegenüber fest, auch als die Verheißungen zu Drohungen wurden, auch als Frankreich sich schließlich mit seiner bloßen Neutralität begnügen wollte. Er beeilte sich, Johann de Witt in Kenntniß zu setzen von dem, was Ludwig XIV. gegen die Niederlande plante, er erbot sich zur Hülfe; und als der selbstsichere Holländer Warnung und Hülfsangebot hochmüthig zurückwies, so ließ auch dadurch Friedrich Wilhelm sich nicht abhalten, für alle Fälle sich zu rüsten und auf seinen Posten zu treten.

Und inzwischen zog Ludwig XIV. immer enger seine Kreise; der Ueberfall von Lothringen, die Besetzung dieses Herzogthums im Sommer 1670 war wie eine Kraftprobe für das, was weiter folgen sollte. Durch einen neuen Vertrag mit dem Kaiser im Herbste 1671 wurde dieser verpflichtet, im Kriegsfalle zwischen Frankreich und den Niederlanden neutral zu bleiben; und um den widerspenstigen Brandenburger im Zaume zu halten, wurde Schweden mit einer jährlichen Subsidie von 600,000 Thalern in Pflicht genommen, jeden deutschen Fürsten anzugreifen, der die Partei der Niederländer gegen Frankreich nehmen würde.

Im April 1672 eröffnete Ludwig XIV. zugleich mit England und seinen deutschen Bundesgenossen den Krieg. Die Niederlande waren völlig unvorbereitet; keine eigenen Truppen in irgend genügender Zahl, keine Allianzen; jetzt mußte de Witt zufrieden sein, in letzter Stunde doch noch die dargebotene Hand Friedrich Wilhelm's zu ergreifen und einen Vertrag abzuschließen, worin der Kurfürst ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu stellen versprach. Es war die einzige Genossenschaft, die Holland jetzt fand, und ganz allein wagte es der muthige Brandenburger, an die Seite des Bedrohten zu treten; er selbst freilich auch nicht minder bedroht in seinen niederrheinischen Landen, seitdem er die Hand Frankreichs zurückgewiesen hatte.

Zunächst freilich schien aller Widerstand vergebens. Es erfolgte der erste in leicht errungenen Siegen glänzende Feldzug der Franzosen; bald war bis auf Holland und Seeland das ganze Niederland in ihren Händen; zwischen Ludwig XIV. und

der letzten Erfüllung seines verderblichen Willens lag nur noch der breite Wassergürtel der holländischen Ueberschwemmung und das eben erst sich enthüllende Genie des jungen Oraniers Wilhelm's III., der nun nach dem Sturz der holländischen Aristokratenpartei und der Ermordung Johann's de Witt die Zügel in die Hand genommen hatte. Aber auch Friedrich Wilhelm stand zur Hülfe bereit. Die Franzosen hatten ungescheut deutsches Reichsgebiet bei ihrem Kriegszug verletzt; der Kurfürst forderte, daß im Namen des Reichs dagegen aufgetreten werden müsse und Kaiser Leopold konnte nicht umhin, wenigstens zum Schein ein Hülfscorps zu senden zur Abwehr der französischen Invasion. Den Bruch mit Ludwig XIV. freilich war er entschlossen jedenfalls zu vermeiden; es galt nur, nach dem Ausdruck des kaiserlichen Kanzlers, neben das ungezähmte wilde Roß Brandenburg ein anderes gezähmtes und gelindes zu spannen, um jenes von allzu wilden Bewegungen zurückzuhalten.

Wie hätte unter solchen Verhältnissen der Erfolg anders als ein sehr kläglicher sein können! Der Feldzug der Kaiserlichen und Brandenburger am Rhein und in Westfalen verlief in seinem ersten Stadium mit nutzlosen militärischen Spaziergängen am Oberrhein, wohin der kaiserliche General Montecuculi den Kurfürsten gelockt hatte, um jeder ernstern Begegnung mit den Franzosen aus dem Wege zu gehen, und wo die rheinischen Kurfürsten und der von der Pfalz der verbündeten Armee alle (zum Theil, wie es scheint, sogar von Wien her bestellten) Schwierigkeiten machten. Endlich drang der Kurfürst auf den Vormarsch nach Westfalen; hier traf man auf Turenne; einige erste glückliche Gefechte ließen gute Hoffnung fassen; in den ersten Februartagen 1673 standen die beiden Armeen sich bei Soest schlachtbereit gegenüber; auf brandenburgischer Seite war man auf eine große entscheidende Action gespannt; aber sie erfolgte nicht; Turenne hielt den erwarteten Angriff zurück, nahm aber eine Stellung ein, in der die Verbündeten auch Bedenken tragen mußten, ihn anzugreifen. Ohne Entscheidung gingen die beiden Armeen wieder auseinander; der Gewinn war doch auf seiten Turenne's, der mit kaum gewachsener Macht den Ver-

bündeten gegenübergestanden hatte, und der Kurfürst war „ohne Schlacht geschlagen". So verlief die Zeit in absoluter Thatenlosigkeit. Der ganze Feldzug hatte nur die Wirkung, daß wenigstens ein Theil der französischen Armee von den Niederlanden abgezogen und diesen dadurch Luft gemacht wurde, aber die Holländer wußten deß wenig Dank und verlangten viel eingreifendere Hülfe. Der Kurfürst vermochte sie nicht zu leisten; er hatte gehofft, durch sein Auftreten Kaiser und Reich mit fortzureißen zu einem wirklich großen Entscheidungskampfe, und er hatte alles gelähmt, zweideutig, feindselig befunden, worauf er gerechnet hatte. Dabei aber hatten die Franzosen sich in seinen klevischen Landen festgesetzt, den Holländern seine Festungen abgenommen, sich dort aufs Bleiben eingerichtet; die ungedankte Hülfe schien ihm sein Bestes kosten zu sollen, ohne daß jemand eine Hand für ihn erhob.

Es war ein schwerer Entschluß für Friedrich Wilhelm, den heroischen Anlauf, den er genommen, mit einem Separatfrieden abschließen zu sollen. Aber zunächst blieb dem thatsächlich völlig Alleingelassenen keine andere Wahl. Am 16. Juni 1673 schloß er mit Frankreich den Frieden von Vossem, in welchem er die weitere Unterstützung der Niederlande aufgab und dafür die Räumung der klevischen Lande und Festungen erhielt. Es lag in diesem vorläufigen Abschluß eine arge Demüthigung. Aber nach dem Sinne des Kurfürsten war mit dem oft geschmähten Frieden von Vossem doch keineswegs eine völlige und dauernde Abkehr gemeint von der guten Sache, für die er sich zuerst erhoben; nur der Ungunst des Augenblicks meinte er zu weichen und der Trägheit der Mitbetheiligten; er sehne, ließ er den Generalstaaten sagen, den Augenblick herbei, wo er mit besserer Aussicht auf Erfolg wieder in den Kampf werde eintreten können; ausdrücklich hatte er sich Frankreich gegenüber freie Hand gewahrt für den Fall, daß es noch zu einem Reichskriege kommen würde.

Und in kurzem trat dieser Fall wirklich ein. Man war in Wien doch betroffen über die Entschließung des Kurfürsten und beeilte sich, sofort neue Verhandlungen mit ihm anzuknüpfen.

Man verhehlte ihm jetzt nicht mehr, daß Oesterreich durch seinen Vertrag vom Herbste 1671 gebunden gewesen sei, den Franzosen freie Hand gegen die Niederlande zu lassen; aber man gab auch der Erkenntniß Raum, daß Ludwig XIV. von dieser Gewährung durch seine Uebergriffe auf Reichsgebiet einen Gebrauch gemacht habe, der alle Verbindlichkeiten aufhob. Der kaiserliche Hof kam zu der richtigen Einsicht, daß doch auch seine eigene Sache auf dem Spiele stand; ließ man die Franzosen gewähren, so war mit Sicherheit vorauszusehen, daß binnen kurzem allenthalben der französische Einfluß im Reiche sich dergestalt festgesetzt haben würde, daß der des Kaisers daneben gänzlich in den Schatten trat, und diese Eventualität hatte man in Wien doch aus vielen Ursachen ernstlich zu fürchten; man kannte die Gelüste Ludwig's XIV. nach der kaiserlichen Krone, und in den jetzt von ihm investirten westlichen Reichslanden waren vier Kurfürsten gesessen.

Es kam hinzu, daß auch in Spanien jetzt ein Umschwung vor sich ging; auch in diesem altersschwachen Reiche, das seit dem Pyrenäischen Frieden so vieles in schweigender Lethargie ertragen, regte sich die Kriegspartei und drängte zum Kampfe gegen Frankreich. Da durfte Oesterreich nicht unthätig bleiben; es durfte auch die engen Beziehungen zu den spanischen Vettern nicht preisgeben, und so fügte es sich, daß in derselben Zeit, wo Friedrich Wilhelm den Frieden von Vossem schloß, in Wien doch bereits eine ganz andere Luft wehte, von der vorauszusehen war, daß sie das leichte Gebäude dieses Friedens bald über den Haufen werfen werde.

In der That zeigten sich die Folgen der veränderten Gesinnung in Wien sofort im Reiche. Die Bischöfe von Köln, Münster, Trier begannen ihre französischen Beziehungen zu lösen, andere folgten ihnen; die Aussicht wuchs, daß man doch das Reich noch einmal zum gemeinsamen Handeln werde einigen können. Und nun erhob sich in den Niederlanden das Talent Wilhelm's von Oranien zu siegreichen Thaten; alles ließ sich aufs günstigste an für die Aussichten der nun endlich sich bildenden antifranzösischen Coalition.

Die erwünschte neue Situation, in welcher Friedrich Wilhelm zu der alten Genossenschaft zurücktreten zu können erklärt hatte, war endlich geschaffen; mit den größten Versprechungen suchte Ludwig XIV. ihn jetzt in der Neutralität festzuhalten: es waren ihm nicht einmal die Bedingungen des Friedens von Vossem richtig erfüllt worden. Nach langen Verhandlungen, die sich besonders um die Subsidienfrage drehten — nur mit der äußersten Anstrengung hatte der Kurfürst seine Armee bei völlig erschöpften Geldmitteln zusammenhalten können — schloß er endlich am 1. Juli 1674 seine Verträge mit dem Kaiser, Spanien und den Niederlanden ab; in derselben Zeit wurde auch der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen.

Es beginnt der unter den vortheilhaftesten Aussichten unternommene Feldzug von 1674. Jetzt hatte man den Weg über den Rhein frei, den zwei Jahre zuvor deutsche Fürsten gesperrt hatten, und im October zog Friedrich Wilhelm an der Spitze einer stattlichen wohlgerüsteten Armee von 20,000 Mann durch Straßburg, um gemeinsam mit den Kaiserlichen unter General Bournonville den Franzosen im Elsaß zu begegnen, die Scharte von 1672 wieder auszuwetzen.

Aber auch diesmal täuschte der Ausgang die besten Hoffnungen. Es ist schwer zu sagen, welchem Umstand die Hauptschuld beizumessen ist bei dem unglücklichen Verlauf dieses Feldzugs im Elsaß. Wenn die Ueberzeugung des brandenburgischen Hauptquartiers damals das Verhalten des kaiserlichen Generals für alles Misgeschick verantwortlich machte, wenn man Verrath argwöhnte und geheime Instructionen, die ihn zur Unthätigkeit und zur Vereitelung der Plane des Kurfürsten nöthigten, so sind die damals und später dafür beigebrachten Indicien doch keineswegs von ausreichender Beweiskraft. Jedenfalls war Bournonville kein hervorragender Feldherr, äußerst bedachtsam und von dem größten Glauben erfüllt an die Ueberlegenheit der französischen Kriegskunst, der gegenüber Niederlagen zu vermeiden schon sehr verdienstlich, entscheidende Siege zu gewinnen äußerst schwierig sei. Er hat offenbar viele militärische Fehler begangen; aber auch Kurfürst Friedrich Wilhelm ist von solchen

nicht freizusprechen. Vor allem stand ihren Erfolgen die leidige Unsicherheit des obersten Commandos im Wege, welches nominell dem Kurfürsten übertragen war, welches thatsächlich aber gegenüber dem ältern und erfahrenern kaiserlichen General doch nur in gewissen Grenzen von ihm geführt werden konnte; es war das Unglück, welches über Coalitionsarmeen fast immer schwebt; sie sind immer, wie schon ein Zeitgenosse bei dieser Gelegenheit schreibt, „ein Leib mit vielen Häuptern, und eines streitet wider das andere". Und dieser Coalitionsarmee stand die französische gegenüber, an Zahl bedeutend schwächer, aber ihr Führer war Turenne.

Wir dürfen die Einzelheiten dieser unglücklichen dreimonatlichen Campagne übergehen. Es war auf seiten der Verbündeten eine Aufeinanderfolge von versäumten Gelegenheiten, Fehlschlägen in die Luft, nutzloser Kraftvergeudung; als endlich Turenne Verstärkungen erhielt und die feindliche Armee in den bereits bezogenen Winterquartieren aufsuchte, traf diese ein Miserfolg nach dem andern; nach einem letzten unentschiedenen Treffen bei Türkheim (5. Januar 1675) gingen die deutschen Truppen über den Rhein zurück und suchten ihre Winterquartiere auf.

Der Feldzug war gründlich gescheitert; der Angriff der großen Coalition gegen Frankreich hatte nur dazu gedient, dessen militärisches Uebergewicht von neuem zu constatiren; denn auch auf dem andern Kriegsschauplatze an der Maas hatten die Verbündeten keine Lorbern errungen. Kurfürst Friedrich Wilhelm war durch die Niederlage, deren Schuld er völlig überzeugt dem kaiserlichen General beimaß, aufs empfindlichste getroffen. Er hatte überdies einen schweren persönlichen Verlust zu beklagen; sein hoffnungsvoller ältester Sohn, der Kurprinz Karl Emil, war während des Feldzugs von einem hitzigen Fieber in Straßburg plötzlich hinweggerafft worden. Aber auf dem Rückzuge aus dem Elsaß hatte er auch bereits die Kunde empfangen von dem neuen Ereigniß, welches ihm die Veranlassung geben sollte, an anderer Stelle seine Kraft zu zeigen: im Januar 1675 brachen die Schweden in die Mark Brandenburg ein.

Der Eintritt Schwedens in diesen Krieg war ausschließlich ein Werk der französischen Diplomatie und des französischen Geldes. Die schwedische Regierung hatte seit Jahren und bis zuletzt mit Brandenburg auf gutem Fuße gelebt; es lag keinerlei Streitfall zwischen ihnen vor. Aber man hatte in Stockholm, geldbedürftig wie man immer war, jenen Subsidienvertrag mit Frankreich abgeschlossen, durch den die schwedischen Waffen gegen jeden deutschen Fürsten in Sold genommen wurden, der Frankreich in dem Kriege gegen die Niederlande lästig fallen würde. Gegen Brandenburg war er gemeint, und Ludwig XIV. hatte es an der Zeit befunden, nun diese Diversion in Wirkung treten zu lassen. So unwillkommen der schwedischen Regierung die Aufgabe war, so sehr sie sich bemühte, einem Kriege gegen Brandenburg aus dem Wege zu gehen, zu dem sie selbst nicht die geringste Veranlassung hatte, so entschieden bestand Ludwig XIV. auf seinem Schein; er wünschte auf dringendste, dieses Gegners am Rhein ledig zu werden.

So erfolgte der Einfall der Schweden in die Mark. Wol waren sie anfänglich mit Mäßigung aufgetreten: nicht Krieg gelte es, sondern nur einen freundschaftlichen Druck auf den Kurfürsten auszuüben, um ihn zum Rücktritt von dem französischen Kriege zu bewegen; aber bald, da dieses Bemühen sich vergeblich zeigte, fiel die Maske; der Krieg zeigte sein wahres Antlitz und plündernd und brandschatzend ergossen sich die Schweden über das unvertheidigte Land; nur die größern festen Plätze behaupteten sich vor ihnen. Im Mai 1675 drangen sie in das Havelland vor, die Kornkammer von Berlin, und fast bis vor die Thore der Hauptstadt schweiften die schwedischen Streifpartien. Die ganze Linie der Havel von Havelberg bis nach Brandenburg wurde besetzt; nach Norden hin deckte der Paß von Fehrbellin mit seiner Brücke über den kleinen Fluß Rhin, sowie die Päße von Cremmen und Oranienburg die Verbindungslinie nach Pommern. Der Plan des schwedischen Reichsfeldherrn Wrangel war, von dort aus die Elbe zu überschreiten, in die Altmark vorzudringen und mit dem Herzog von Hannover sich zu vereinigen, der, gut französisch gesinnt, nur auf

den Vorwand harrte, sich auf die andere Seite hinüberzwingen zu lassen. Mitte Juni stand die schwedische Armee zum Aufbruch bereit in weitausgedehnter Linie längs der Havel, in den drei wichtigsten Havelpässen Havelberg, Rathenow und Brandenburg concentrirt. Wrangel befand sich in der völligsten Sicherheit; er glaubte den Kurfürsten noch in Franken in seinen Quartieren, die er im Winter bezogen hatte, oder auf dem Marsche nach dem Rhein; einen Angriff hielt er für unmöglich.

Da plötzlich trifft ihn die vernichtende Kunde, daß das Centrum seiner Aufstellung in Rathenow durchbrochen, ein Theil der Armee geschlagen und gefangen, der andere auf dem schleunigsten Rückzuge sei. Die Brandenburger standen siegreich mitten zwischen der auseinandergesprengten schwedischen Armee.

Wie war dies gekommen? Auf die erste Nachricht von dem Einfalle der Schweden in die Mark war dem Kurfürsten sofort die ganze Bedeutung des Ereignisses und seiner möglichen Folgen vor die Seele getreten. „Das kann den Schweden Pommern kosten“, war sein erstes Wort gewesen; jetzt konnte noch einmal die Gelegenheit sich bieten, mit diesen Fremdlingen auf deutschem Boden Abrechnung zu halten und ihrer drückenden Herrschaft an den deutschen Ostseeküsten ein Ende zu bereiten. Und er beschloß die Gelegenheit wahrzunehmen; es war ihm erwünscht, nach den demüthigenden Erfahrungen des letzten Feldzugs, jetzt endlich mit gutem Recht sich losmachen zu können von dem vorn und hinten bespannten Karren eines deutschen Reichskriegs; es galt endlich einmal frei die Arme zu regen, ungehindert von zaudernden und widerstrebenden kaiserlichen Generalen, nicht mehr eingeengt von den politischen Nebengedanken und Gegenwirkungen des Reichsoberhauptes. Gegen Ludwig XIV. ging der Krieg auch an der Havel und am Rhin.

In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen. Während man in Wien schel zu den neuen Planen des Kurfürsten sah, fand er wenigstens im Haag bei Wilhelm von Oranien bereitwillige Zustimmung. Von Anfang an stand ihm dieser schwedische Krieg vor Augen, nicht blos als ein Kampf der Abwehr, sondern als der wiederaufgenommene Streit um den

Besitz von Pommern; sofort wurde daher auch die Seerüstung ins Auge gefaßt; noch ehe der Kurfürst nach der Mark aufbrach, wurden in Holland die ersten Anstalten dazu getroffen, um bald auch eine brandenburgische Flotille in See gehen zu lassen.

In den letzten Tagen des Mai trat die Armee von Schweinfurt aus den Zug nach Norden an. In raschen Märschen ward der Thüringerwald überschritten; das falsche Gerücht, daß die Schweden sich anschickten, Magdeburg zu belagern, spornte zur höchsten Eile; am 21. Juni wurde Magdeburg erreicht und hier die Gewißheit gewonnen, daß die schwedische Armee noch in ihren alten Stellungen sich befand, völlig ohne Ahnung des herannahenden Wetters. Mit forcirten Märschen ging es weiter, bei strömendem Regen, auf schlimmen Wegen; am 25., früh bei Morgengrauen, wurde Rathenow erreicht und der Angriff sofort beschlossen. Durch eine glückliche Kriegslist bemächtigte sich der Feldmarschall Derfflinger der wohlbewachten Havelbrücke; dann allgemeines Vordringen in die Stadt von allen Seiten; die schwedische Besatzung war völlig überrascht, wehrte sich noch anderthalb Stunden in hartnäckigem Straßenkampf; sie wurde theils niedergemacht, theils gefangen; dann war der wichtige Posten in der Hand des Kurfürsten.

Hiermit waren der rechte und der linke Flügel der schwedischen Armee, in Havelberg und in Brandenburg, auseinandergerissen. Ohne Verbindung miteinander und ohne Kenntniß von der Stärke des Kurfürsten, mußten sie beide danach streben, so schnell als möglich den Rückzug gegen den Rhin hin zu gewinnen, um über einen der dortigen Päſſe zu kommen und hinter dieser Linie sich wieder zu vereinigen. Aber eben dies gedachte ihnen der Kurfürst zu vereiteln. Sein Kriegsplan ging dahin, den Feind so lange als möglich in dem Winkel zwischen Havel und Rhin festzuhalten, die Päſſe nach Norden hin ihm zu verlegen und dann mit dem inzwischen herangekommenen Gros der Armee ihn in der geschlossenen Falle zu erdrücken. Schleunigst wurden unter landeskundigen Führern auf geheimen und schwierigen Wegen einzelne Abtheilungen vorausgesandt, um die

Rhinpässe zu zerstören oder zu besetzen; die Brücke in Fehrbellin wurde verbrannt, die Pässe von Cremmen und Oranienburg occupirt; aber man hatte fast nur Reiterei zur Verfügung, da die Masse des Fußvolks noch ziemlich weit auf dem Marsche von Magdeburg her zurück war, und so konnte die Linie nicht vollständig geschlossen werden. Vor allem aber galt es, dem Feinde an den Fersen zu bleiben. Wrangel hatte auf die Kunde von dem Falle Rathenows sich von Brandenburg her, wo er mit seiner Hauptmacht stand, sofort gegen den Rhin hin auf Fehrbellin in Bewegung gesetzt. Am 26. Juni trat der Kurfürst die Verfolgung an. Aber die Schweden hatten zu großen Vorsprung, als daß er sie noch hätte abschneiden können; bei Nauen hatten die brandenburgischen Reiter ein siegreiches Gefecht mit der schwedischen Nachhut; aber den leicht zu vertheidigenden, wohlbesetzten Paß von Nauen gewannen die Schweden glücklich und damit eine kostbare Zeit für die Fortsetzung ihres Rückzugs. Sobald ihn die Schweden geräumt hatten, noch in der Nacht des 27. Juni, stürmte ihnen die brandenburgische Avantgarde, 1500 Reiter unter dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, nach. Um 6 Uhr morgens holte er die schwedische Nachhut bei dem Dorfe Linum ein, eine halbe Meile vor Fehrbellin. Er konnte der Versuchung zum Angriff, wenn er auch nur über ungenügende Kräfte gebot, nicht widerstehen; als auf seine Meldung, daß er die Schweden erreicht habe, der Kurfürst, der noch weiter zurück war, ihm die Weisung schickte, sich vorläufig nicht zu engagiren, war er schon in vollem Gefecht und bat dringend um Verstärkung. Jetzt erst gab der Kurfürst definitiv den Gedanken auf, dem Feinde noch zuvorzukommen und ihm den Weg über den Rhin zu verlegen; er entschloß sich, direct auf ihn loszugehen und so die Entscheidung herbeizuführen.

Gegen 8 Uhr morgens am 28. Juni waren die Heere in ihrer ganzen Stärke aneinander. Den 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 38 Geschützen, über die Wrangel verfügte, hatte der Kurfürst nur 5000 Reiter und 600 Dragoner nebst 13 Geschützen entgegenzustellen; das wenige brandenburgische Fußvolk, welches in der Nähe war, traf erst nach Beendigung des

Kampfes ein. Zwischen den Dörfern Linum und Hakenberg wurde das Gefecht eröffnet. Bald sah sich Wrangel, durch die höher postirte brandenburgische Artillerie bedroht, genöthigt, sich weiter gegen Hakenberg in eine neue Stellung zurückzuziehen. Aber auch hier gelingt es Derfflinger, unter dem Schutze des Morgennebels, seine Geschütze auf einer Höhe in der Flanke der schwedischen Aufstellung zu placiren, von wo aus sie den Frontangriff der Reiterei aufs wirksamste unterstützten. Dieser Hügel, auf dem jetzt seit der Erinnerungsfeier im Jahre 1875 sich ein stattliches Denkmal erhebt, war der Schlüssel der ganzen Position; hier ist der Entscheidungskampf gekämpft worden. Sobald die brandenburgischen Geschütze zu spielen begannen, erkannte Wrangel den Fehler, den er mit der Vernachlässigung dieses Postens begangen. Mit weit überlegenen Kräften stürzt er sich auf die feindlichen Batterien; eins der schwedischen Veteranenregimenter nach dem andern wird zum Sturm vorgeführt. Der Stoß war gewaltig; ein Theil der zum Schutz aufgestellten brandenburgischen Reiter ward erschüttert und wandte sich zum Rückzug; der Oberst von Mörner, der sich mit seinem Regiment den Stürmenden entgegenwarf, wurde beim ersten Angriff erschossen; sein tapferer Oberstlieutenant Henniges trat an die Spitze des Regiments, auch er sank schwer verwundet aus dem Sattel; die Entscheidung schwankte. Eben jetzt aber war der Kurfürst mit neuen Streitkräften an der bedrohten Stelle angelangt; er führte persönlich die Seinigen ins Gefecht, sein Stallmeister Froben fiel dicht neben ihm; im stürmischen Vordringen wurde er selbst von schwedischen Reitern umringt, bis ihn neun brave brandenburgische Dragoner wieder heraushieben; es war ein wildes, fast noch zwei Stunden währendes Schlachtgetümmel, dicht aneinander, wild durcheinander. Die schwedischen Regimenter bewährten ihren alten Ruf aufs glänzendste; sie kämpften um den Rückzug, aber mit unerschütterlicher Bravour, und dem Rest ihres Heeres haben sie denselben doch glücklich erstritten. Nach zwei Stunden war alles vollbracht und die jetzt durch Nebel und Regen durchbrechende Morgensonne ließ die Resultate übersehen: der rechte Flügel der Schweden war

zu Grunde gerichtet; alles übrige war in vollem Rückzuge gegen Fehrbellin hin; die Kraft des Feindes war völlig gebrochen, und der Kurfürst verzichtete bei seinem Mangel an Fußvolk, bei der gründlichen Erschöpfung seiner Truppen — elf Tage lang hatten zuletzt die brandenburgischen Reiter nicht abgesattelt — auf ernstliche weitere Verfolgung; erst in den nächsten Tagen wurde sie bis nach Wittstock und an die mecklenburgische Grenze hin fortgesetzt.

So wurde diese merkwürdige Reiterschlacht von Fehrbellin gewonnen. Seit vierzig Jahren, seit der Schlacht von Nördlingen waren die Schweden in keiner großen Feldschlacht besiegt worden; jetzt war der Zauber der Unbesiegbarkeit gebrochen durch eine deutsche Kriegsthat, die wie aus Sturm und Feuer gewirkt war, und weithin sang und sagte man nun von dem „Großen Kurfürsten“ und seiner Schlacht bei Fehrbellin, die bald mit einem reichen Schmuck volksthümlicher Sagen umwoben war.

Die Marken waren befreit; jetzt galt es den Kampf um den eigentlichen Siegespreis. Und alles nahm den besten Fortgang. Im Reiche war der Eindruck des Siegs von Fehrbellin doch so gewaltig, daß in Regensburg der Reichskrieg gegen Schweden beschlossen wurde, und die braunschweigischen Herzoge nebst dem Bischof von Münster besannen sich darauf, daß die schwedischen Herzogthümer Bremen und Verden ihnen eine wohlgelegene Kriegsbeute sein könnten. Die französischen Waffen waren eben jetzt nicht glücklich; im Juli fiel Turenne in dem Treffen bei Saßbach; um dieselbe Zeit wurde der Marschall Crequi bei Trier geschlagen und gefangen. Auch im Norden regten sich die Feinde; der König von Dänemark sah wieder einmal seine Zeit gekommen; noch im October 1675 schloß er seinen Bund mit dem Kurfürsten gegen die Schweden.

Unter solchen Auspicien wurde noch im Herbste der Kampf in Vorpommern begonnen; während die Dänen Wismar eroberten, gewann der Kurfürst noch vor Ende des Jahres Wollin, Swinemünde, Wolgast. Der Feldzug des Jahres 1676

brachte weitere Erfolge; schon wirkte überall die brandenburgische Flotille mit. So wurde die Eroberung der Inseln Usedom und Wollin vollendet, auf dem Festlande nach hartem Widerstande Anklam und Demmin zur Uebergabe gezwungen, während in derselben Zeit Braunschweig und Münster mit der Eroberung von Stade den Schweden ihren letzten festen Punkt auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes entrissen.

Alles aber hing ab von der Gewinnung Stettins. Erst im Frühjahre 1677 konnte die regelmäßige Belagerung der Stadt unternommen werden; die Welt erstaunte damals über die „unsäglichen Präparatorien und Zurüstungen", womit sich der Kurfürst zu dem schwierigen Werke anschickte; 140 schwere Geschütze waren zur Stelle, die brandenburgische Flotte beherrschte das Haff und die Mündungen der Oder. Aber der Widerstand war den Angriffsmitteln entsprechend; Stettin hatte eine starke schwedische Besatzung, einen entschlossenen Commandanten und eine Bürgerschaft, die bereit war, alle Kräfte für die Vertheidigung einzusetzen. Vier Monate lang währte die Beschießung (August bis December 1677); er wolle sich lieber hier begraben lassen, als Stettin aufgeben, erklärte der gichtkranke Kurfürst; erst als die Stadt fast in Trümmer gelegt, die schwedische Garnison decimirt, mehrere tausend Bürger mit den Waffen in der Hand gefallen waren, beugte sich die stolze alte Pommernhauptstadt; am 6. Januar 1678 hielt Friedrich Wilhelm seinen triumphirenden Einzug in die bezwungene Feste, die wichtigste Besitzung der Schweden auf deutschem Boden.

Noch war das Werk nicht ganz vollbracht; aber als nun im Herbst des folgenden Jahres die Insel Rügen erobert wurde, infolge dessen auch Stralsund und Greifswald nicht länger sich zu halten vermochten, so war hiermit endlich das ersehnte Ziel erreicht. Zum zweiten mal hatte Friedrich Wilhelm Pommern den Schweden aus den Händen gerissen, und diesmal vollständig.

Noch einen letzten Versuch wagten die Besiegten, eine Diversion gegen das Herzogthum Preußen. Von dem polnischen Hofe begünstigt, wo König Johann Sobieski ganz unter dem

Einfluß französischen Geldes und französischer Intriguen stand, unternahmen die Schweden von Livland aus, jetzt ihrer letzten Besitzung am Südrande der Ostsee, den Einfall in das fast unvertheidigte Herzogthum. Aber das Glück war von ihren Waffen gewichen; es gelang ihnen auch hier nichts. Mit dem bewunderungswürdigen Winterfeldzug im Janur 1679 beschloß Friedrich Wilhelm die Reihe seiner Thaten in diesem Kriege; mitten im strengsten Winter, in aller Stille brach er mit der Armee nach Preußen auf, einem forcirten Geschwindmarsch gleich dem nach Fehrbellin, und ebenso wie dort gelang die Ueberraschung; die schwedische Invasionsarmee, die hier nicht einmal ernstlich Widerstand leistete, wurde zersprengt und zum großen Theil vernichtet; bis auf zwei Tagemärsche vor Riga wurden die flüchtigen Reste verfolgt.

So war alles aufs glänzendste gelungen. Aber dennoch sollte Friedrich Wilhelm noch einmal die ganze Reihe bitterer Erfahrungen durchmachen wie im Jahre 1660; in derselben Zeit, wo er die Schweden aus dem Herzogthum Preußen herauspeitschte, war auf dem diplomatischen Felde seine Sache bereits so gut wie verloren. Schon seit dem Jahre 1676 war der Friedenscongreß in Nimwegen versammelt. Brandenburg war auf demselben je länger je mehr in eine isolirte Stellung gerathen; denn während es jetzt sein Interesse war, daß kein Frieden zu Stande kommen dürfe, bevor die Eroberung Pommerns als vollendete Thatsache vorlag, drängten alle übrigen Betheiligten um so eifriger zum Abschluß des Kriegs. In Spanien war nach schweren Niederlagen der kriegerische Eifer bald wieder erlahmt. In den Niederlanden rief alles nach Frieden, sobald nur der französische Hauptangriff abgewehrt und die Frage der Existenz nicht mehr gestellt war; nur Wilhelm von Oranien widerstrebte so lange als möglich. Im deutschen Reiche waren die kriegsmuthigen Stimmungen von 1675 schnell wieder erkaltet; mehrere der wichtigsten Reichsstände waren trotz des erklärten Reichskriegs neutral geblieben; bald war der Ruf nach Frieden allgemein, und ohne das geringste Gefühl für die allgemeine nationale Bedeutung des Kampfes verargte man es

dem Brandenburger aufs schwerste, daß er um seiner Sonderinteressen in Pommern willen den Krieg geflissentlich hinausziehe. In Wien aber hatte man neben allem andern die Empörung Tököli's in Ungarn zu bestehen, und nach wie vor war dem Rathe des Kaisers die Aussicht auf erhebliche Machterweiterung des Brandenburgers sehr wenig willkommen. Aber auch Ludwig XIV. wünschte den Frieden, und gerade der Hinblick auf die vernichtenden Niederlagen Schwedens war für ihn ein wichtiges Motiv. Er war entschlossen, den nordischen Bundesgenossen, den er selber in diesen Krieg fast hineingezwungen hatte, nicht erliegen zu lassen. Und um diese Frage drehten sich nun die langwierigsten, spannungsvollsten Verhandlungen. Friedrich Wilhelm strengte alles an, die Zustimmung des französischen Königs zu der Eroberung von Schwedisch-Pommern oder wenigstens dem wichtigsten Theile desselben zu erlangen; in seinen geheimen Verhandlungen mit Ludwig XIV. ließ er sich zu den weitgehendsten Zugeständnissen für denselben herbei. Es war ebenso vergeblich, wie seine Bemühungen im Haag, in Wien, um die Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich mit gemeinsamen Kräften zu erwirken. Alle Bundesgenossen gaben die Sache Brandenburgs, die in diesem Falle in der That die beste deutsche Sache war, rückhaltslos auf. Die entscheidenden Friedensschlüsse in Nimwegen erfolgten; die Niederlande und Spanien gingen voran, schon im Herbst 1678; bald darauf im Februar 1679 schloß der Kaiser für sich und das Reich den Frieden mit Frankreich und Schweden ab, auf der Basis des Westfälischen Friedens, das hieß auf der Basis der Wiederherstellung Schwedens in den vollen Besitz seiner deutschen Lande; den Franzosen wurde der Durchmarsch durch das Reich freigegeben, um eventuell den Frieden im Norden zu erzwingen, d. h. Brandenburg, wenn es sich sträubte, mit Gewalt zu Boden zu werfen.

Noch unvergleichlich viel peinigender und empörender als früher vor dem Frieden von Oliva war jetzt die Lage Friedrich Wilhelm's. Bis auf das letzte Dorf hatte er den Schweden Pommern entrissen im gerechten Kriege, und nun sollte er es

zum zweiten mal ihnen wieder ausliefern, den auf allen Schlachtfeldern Besiegten, nur weil ein gebieterischer Wille von Versailles her es so gebot und weil alle Genossen des Kampfes, nur Dänemark ausgenommen, ihn schmachvoll im Stich ließen! Begreiflich, daß der Kurfürst die verwegensten Mittel und Auswege erwog. Die Möglichkeit wurde ernstlich in Betracht gezogen, ob man es wagen solle, vorläufig allein den Krieg mit Frankreich aufzunehmen, in der Hoffnung, dann doch noch vielleicht die treulosen Bundesgenossen zur Erneuerung des Kampfes zu zwingen; doch es zeigte sich, daß diese Hoffnung eitel war, daß viel eher ein Theil dieser Genossen auf den Ruin Brandenburgs durch Frankreich speculirte und seinen Beuteantheil davonzutragen gedachte. Bis die Gewalt geboten wurde, harrte Friedrich Wilhelm aus, während er in Paris die verzweifeltsten Anstrengungen machte, um wenigstens Stettin zu retten. In denselben Tagen, wo der Marschall Crequi gegen die Weser vorrückte, unter lebhaften Gefechten mit den Brandenburgern, und sich zur Belagerung von Minden anschickte, beugte endlich der Kurfürst, tiefen Ingrimm im Herzen, sein Haupt vor dem Unbeugsamen in Versailles. Am 29. Juni 1679 wurde der Friede von Saint-Germain unterzeichnet. Der Kurfürst lieferte Vorpommern wieder aus; nur eine geringe Grenzberichtigung an der Oder wurde ihm gewährt.

Es mag dahinstehen, ob bei der Ratification dieses demüthigenden Vertrags Friedrich Wilhelm, wie die Sagen gehen, den bekannten Virgilvers citirt hat, in welchem er den Rächer der Zukunft beschwört, oder ob er es verwünschte, jemals schreiben gelernt zu haben. Jedenfalls war die erbittertste Stimmung gerechtfertigt, und es war völlig begreiflich, wenn dieselbe viel weniger gegen den französischen König sich richtete, der in seinem Sinne loyal gegen Schweden handelte, als gegen die treulosen Verbündeten, die ihm den Preis seiner Siege gleichgültig oder schadenfroh hatten aus der Hand reißen lassen. „Sie werden es dereinst bereuen", soll er gesagt haben, „und ihr Verlust wird so groß sein wie jetzt der meinige."

In der Erfüllung dieses prophetischen Wortes, die nur zu bald eintreten sollte, verlaufen die letzten Lebensjahre des Großen Kurfürsten.

Von der stolzen Höhe einer brandenburgischen Politik, die zugleich im besten Sinne eine deutsche und europäische gewesen war, stieg für die nächste Zeit Friedrich Wilhelm einige Stufen herab. Der Glaube an die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes gegen die Suprematie Frankreichs in Europa war ihm geschwunden beim Anblick der politischen Erbärmlichkeit, deren Opfer er geworden war. Er wandte sich von denen ab, mit denen er bisher zusammengestanden und mit denen gemeinsam er diesen Widerstand organisiren zu können gemeint hatte. Gegen Spanien, das ihm die Zahlung der schuldigen Subsidienreste weigerte, sandte er seine Schiffe aus, um sich durch Aufbringung spanischer Kauffahrer bezahlt zu machen. Mit den Niederlanden, für die er zuerst sich in den Kampf geworfen, kam es in der nächsten Zeit zu der feindseligsten Spannung. Ebenso mit dem kaiserlichen Hofe. Man hatte in Wien während der Kriegszeit die Gelegenheit wahrgenommen, Brandenburg noch an einem andern Punkte in seinen Rechten zu schädigen: im Jahre 1675 war das alte piastische Herzogshaus von Liegnitz ausgestorben, mit welchem Brandenburg von alters her durch Erbeinigung verbunden war; der kaiserliche Hof hatte sich beeilt, unbekümmert um die Erbansprüche des Kurfürsten, die damit freigewordenen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau ohne weiteres einzuziehen, und alle Remonstrationen blieben vergeblich, ebenso wie die während der ganzen Regierungszeit des Kurfürsten unablässig geführten über das schlesische Fürstenthum Jägerndorf, welches ebenfalls mit zweifelhaftem Recht von dem Kaiser eingezogen worden war.

Friedrich Wilhelm wandte sich zu Frankreich. So verderblich ihm das Streben dieser Macht immer erschien, sie gewährte ihren Bundesgenossen, wie noch eben Schweden erfahren, Schutz und Sicherheit; und diese glaubte er jetzt zunächst für sich suchen zu müssen. In einem geheimen Allianzvertrage, der bald nach dem Frieden abgeschlossen wurde (October 1679),

verbündete sich der Kurfürst aufs engste mit Ludwig XIV.; während dieser die Garantie der brandenburgischen Besitzungen übernahm und dem Kurfürsten für die nächsten zehn Jahre als „marque particulière de son amitié“ je 100,000 Livres zu zahlen versprach, verpflichtete sich Friedrich Wilhelm, in allen vorkommenden Fällen den französischen Truppen freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten; ja er versprach, bei der nächsten Kaiser- oder römischen Königswahl für den französischen König oder den Dauphin zu wirken. Dieser Vertrag ist dann in den nächsten Jahren mehrfach erneuert und modificirt worden. Er bezeichnet den Höhepunkt der erbitterten Abkehr des Kurfürsten von seinen deutschen Hoffnungen und Bestrebungen.

Und bald genug bekam das Reich zu empfinden, was das Fehlen dieser Kraft in den Tagen der Noth ihm bedeutete.

Im Osten drohte ein neuer gewaltiger Vorstoß der Osmanenmacht, den der Kaiser zu bestehen hatte. In ebendieser Zeit begannen die Reunionskammern Ludwig's XIV. ihr Werk; im September 1681 fiel Straßburg in seine Hände. Der Eindruck im Reiche war ein ungeheuerer; das Gefühl völliger Schutzlosigkeit überkam namentlich die deutschen Fürsten auf und nieder am Rhein, sie, die immer bisher am schlimmsten gesündigt im Liebäugeln und Pactiren mit Frankreich. Es ging eine kriegerische Bewegung durch das Reich, wenigstens in manchen Theilen, und von Wien her wurde sie jetzt gefördert; man wünschte das Reich in einen neuen Krieg gegen Frankreich hineinzuführen, um dadurch zugleich auch Spanien Luft zu machen, welches in Italien von den Franzosen schwer bedrängt wurde. Friedrich Wilhelm wies alle Aufforderungen zu einer neuen Coalition entschieden von der Hand. Er verkannte nicht die Verderblichkeit der französischen Uebergriffe, ihre vernichtende Bedeutung für das Reich und seine Sicherheit; aber wo sei die Macht, ihnen zu widerstehen, wo die Garantie dafür, daß nicht die schmachvollen Ereignisse von 1679 sich wiederholten? Er rieth, sich mit Frankreich in Frieden abzufinden, da man ihm im Kriege nicht gewachsen sei. So unglückselig gespannt waren alle Verhältnisse, daß, als der Kurfürst

dem Kaiser ein Hülfscorps von 12,000 Mann zur Verfügung stellte für den Krieg gegen die heranstürmende Macht der Osmanen, man in Wien dies in der gebotenen Stärke dankend ablehnte; man fürchtete, daß der Kurfürst die Gelegenheit nur benutzen werde, sich in Besitz der von ihm beanspruchten schlesischen Fürstenthümer zu setzen. Auf dieser Seite wurde indeß die Gefahr glücklich abgeschlagen; mit den heißen Kämpfen unter den Mauern Wiens im September 1683 wurde die Macht des osmanischen Angriffs gebrochen. Aber Frankreich gegenüber mußte man in der That zu der neuen demüthigenden Abkunft sich bequemen, die der Kurfürst als den einzig möglichen Ausweg vorgeschlagen hatte; am 15. August 1684 wurde der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, in welchem Kaiser und Reich Straßburg und die von den Reunionskammern verschlungenen Gebiete für die nächsten 20 Jahre den Franzosen überließen.

Das Leben des großen Fürsten sollte doch nicht unter solchen Stimmungen des gerechten Grolls und der hoffnungslosen Verbitterung zu Ende gehen. Vom Jahre 1684 an beginnt die allmähliche Rückkehr Friedrich Wilhelm's in die natürlichen und traditionellen Bahnen seiner Politik. Sie wurde ihm um so näher gelegt, als in ebendiesen Jahren das innere Walten Ludwig's XIV. in Frankreich mehr und mehr sich durchdrang mit jenen Tendenzen zelotischer katholischer Bekehrungssucht und fanatischen Glaubenszwangs, welche Frankreich selbst so tiefe Wunden geschlagen haben, und welche von unberechenbarer Gefahr für die ganze protestantische Welt zu werden drohten, wenn das politische und militärische Uebergewicht dereinst sich in den Dienst der katholischen Propaganda stellen würde.

Friedrich Wilhelm begann sich den frühern Freunden wieder zu nähern. Mit den Niederlanden besonders wurde wieder angeknüpft, und mit Wilhelm von Oranien stand der Kurfürst bald in den eingehendsten Verhandlungen; die alte Defensivallianz wurde im Sommer 1685 erneuert. Kurz zuvor hatte in England Jakob II., der katholische Stuart, der getreue Anhänger und Schützling Ludwig's XIV., den Thron bestiegen: der Gedanke taucht allmählich empor, daß dort vor allem der

Hebel einzusetzen sei, daß England nicht der katholisch-absolutistischen Verschwörung seines Herrschers mit dem französischen Todfeind des Protestantismus preisgegeben werden dürfe, daß Wilhelm von Oranien berufen sei, dieses Land für die Sache der Freiheit und der Reformation zu retten.

Sogar Schweden gelang es jetzt von Frankreich abzuziehen; mit den wichtigsten deutschen Fürsten wurden neue Beziehungen angeknüpft, mit dem kaiserlichen Hofe verhandelt. Da trat das Ereigniß ein, welches den Umschwung vollendete. Immer größere Dimensionen hatte in den letzten Jahren die Verfolgung der französischen Reformirten angenommen; das Edict von Nantes war ihnen schon längst kein wirksamer Schutz mehr; jetzt wurde dasselbe am 18. October 1685 von Ludwig XIV. auch formell für aufgehoben erklärt.

Mit dieser That eines sinnlosen Fanatismus war für Friedrich Wilhelm die letzte Möglichkeit hinweggenommen, das bisherige Verhältniß zu Ludwig XIV. auch nur äußerlich aufrecht zu erhalten. Er fühlte sich im Innersten seines Gewissens getroffen. „Wir und andere evangelische Puissancen", hatte er kurz vorher auf Anlaß der französischen Verfolgungen geschrieben, „werden es dermaleinst vor dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben, wenn wir diese intendirte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen noch ferner ansehen wollten." Drei Wochen nach dem Erlaß Ludwig's XIV. gab er seine Antwort — und seinen Absagebrief in dem Potsdamer Edict vom 8. November 1685: er bot allen aus Frankreich vertriebenen Reformirten in seinen Landen sichere Zuflucht, forderte sie auf, hier ihr Asyl zu nehmen vor den „Verfolgungen und gewaltsamen Proceduren" daheim. Ueber 15,000 französische Flüchtlinge um des Glaubens willen sind allmählich dem Rufe des Kurfürsten gefolgt; sie gehörten allen Gesellschaftsklassen an: Militärs, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker, und besonders die letztern brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit sich, die, bisher in brandenburgischen Landen unbekannt, nun der Gegenstand eifriger Pflege wurden, während die ländlichen Colonisten, die auch in großer Anzahl

erschienen und angesiedelt wurden, sich besonders durch die Einführung der bis dahin hier gänzlich vernachlässigten höhern Gartencultur verdient machten. Und so brachte jedes der eingewanderten Elemente neue Lebenstriebe und Anregungen mit sich, und die französischen „Réfugiés“ haben dem brandenburgisch-preußischen Staat sein hochherziges Auftreten für sie in den Zeiten der Noth mit guten Diensten wieder vergolten.

Von hier ab fühlte sich der Kurfürst Frankreich gegenüber völlig frei, und auf die Remonstrationen Ludwig's XIV., der über die brandenburgische „Einmischung“ in die innern Angelegenheiten seines Landes höchst entrüstet war, wurde mit fester Gegenrede Antwort gegeben. Dagegen kam es Friedrich Wilhelm um so mehr darauf an, mit dem kaiserlichen Hofe zu vollkommener Verständigung zu gelangen. Er war jetzt gesonnen, im Hinblick auf die ihm vor Augen stehenden neuen großen Kämpfe seine Verbindung mit dem Hause Oesterreich so fest als möglich zu fügen, und er entschloß sich, um dies zu erreichen, zu einem Opfer sehr beträchtlicher Art. Er verzichtete zu Gunsten des Kaisers auf alle Ansprüche seines Hauses in Schlesien; seine Rechte an Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau gab er dahin und forderte als Entschädigung allein die Abtretung des kleinen, ohnehin in brandenburgischem Territorium enclavirten Kreises Schwiebus. Auf diese Bedingung wurde der geheime Allianzvertrag vom 22. März 1686 abgeschlossen, der Oesterreich und Brandenburg in die engste Gemeinschaft der Interessen und der Waffen stellen sollte; unmittelbar darauf brach ein brandenburgisches Hülfscorps von 8000 Mann unter Hans Adam von Schöning nach Ungarn auf, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, ihm sobald als möglich die Hände freimachen zu helfen zum Kampfe gegen den Nationalfeind im Westen.

Allmählich schließen sich die Glieder der großen Coalition zusammen. Noch im Sommer 1686 traten in dem Augsburger Bündniß die wichtigsten deutschen Fürsten, auch Spanien für Burgund und Schweden für seine deutschen Lande, der allgemeinen Vereinigung gegen Frankreich bei, und auf Wunsch

des Kaisers entwarf Friedrich Wilhelm eigenhändig den Kriegsplan für den bevorstehenden Kampf; sein Gedanke war, „den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris zu gehen“. Und neben all diesem her gingen die geheimen Verabredungen mit Wilhelm III. von Oranien, dem die Aufgabe zufiel, im entscheidenden Moment die Landung in England zu vollbringen, dem Regiment der Stuarts das Ende zu bereiten und damit das protestantische Inselreich aus seiner falschen Verbindung mit Frankreich zurückzuführen zu der guten Sache der europäischen Unabhängigkeit und der Reformation.

So steht der Lebensabend des Großen Kurfürsten unter dem erhebenden Eindruck sich vorbereitender Kämpfe zur Rettung der höchsten Güter des Lebens. Aber nur die Vorbereitungen zu sehen war ihm beschieden.

Neben allem Großen und Erhebenden dieser letzten Jahre drängte doch auch manches schwer drückende Leid sich herein. Das Empfindlichste freilich in politischer Beziehung ist ihm verborgen geblieben. Er war fest überzeugt, mit jener Cession seiner schlesischen Ansprüche an den Kaiser und mit der Erwerbung des schwiebuser Kreises als Aequivalent dafür auf lange Zeit hinaus allen Anlaß zum Zwiespalt zwischen seinem und dem habsburgischen Hause aus dem Wege geräumt und beide zu einträchtigem Zusammenwirken vereinigt zu haben. Aber indem er den Vertrag unterzeichnete, war er bereits betrogen. Auch zu dem kleinen Opfer jenes wenig bedeutenden Landstrichs konnte das wiener Cabinet sich nicht aufrichtigen Sinnes entschließen und beging ein Trugstück der niedrigsten Art, um zugleich den Preis dafür zu erlangen und auch ihn selber zu retten. Während noch die Verhandlungen mit dem Kurfürsten im Gange waren, wußte der österreichische Gesandte in Berlin Baron Fridag durch trügliche Vorspiegelungen den Kurprinzen Friedrich dahin zu gewinnen, daß derselbe einen Revers unterzeichnete, worin er den schwiebuser Kreis bei seinem Regierungsantritt sofort dem Kaiser zurückzustellen sich verpflichtete. Man hatte dem übelberathenen Kurerben vorzuspiegeln

gewußt, daß an der Verhandlung über Schwiebus das ganze Werk der großen Allianz zu scheitern drohe, und in der That erst nachdem Friedrich den Revers ausgeliefert, unterzeichnete der Kaiser das Bündniß vom 22. März 1686. Friedrich Wilhelm hatte auch nach Abschluß dieser Allianz in der nächsten Zeit noch Veranlassung genug, oft mit bedenklichem Auge auf die Haltung des wiener Cabinets zu blicken; von dem argen Betrug aber, den man mit Hülfe seines eigenen Sohnes an ihm beging, hat er keine Kenntniß mehr erhalten.

Wenn dieser Vorgang schon auf ein Misverhältniß zwischen Vater und Sohn schließen läßt, so trat die unerfreuliche Gestaltung der Familienverhältnisse überhaupt in andern Beziehungen noch greller zu Tage.

Im Jahre 1667 war Friedrich Wilhelm's erste Gemahlin, die oranische Luise Henriette gestorben. Ein Jahr später hatte er sich zum zweiten mal vermählt mit der Herzogin Dorothea von Holstein-Glücksburg, verwitweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. Es war eine Frau von nüchtern praktischer Gemüthsart, ohne hervorragende Gaben des Geistes und Herzens, welche aber die Dankbarkeit des Kurfürsten als treue hingebende Genossin, als unermüdliche Begleiterin auf seinen Reisen und Feldzügen, vornehmlich auch als sorgsame Pflegerin bei den beginnenden körperlichen Leiden des Alters erwarb. Die Ehe war eine glückliche; reicher Kindersegen wurde ihr noch zutheil; in den Jahren von 1669—77 sind dem Kurfürsten noch vier Söhne und drei Töchter geboren worden. Dorothea war eine gute Haushälterin, und sie verstand es, im Interesse ihrer zahlreichen Kinder das Ihrige zusammenzuhalten und zu mehren. Ein großes Grundstück, das ihr der Kurfürst schenkte, wandte sie an, einen neuen Stadttheil in Berlin anzulegen, indem sie es parcellenweise an Baulustige verkaufte; so entstand die „Dorotheenstadt“ und zur Verschönerung derselben die große Lindenallee, die nachmals die vornehmste Hauptstraße der Residenz werden sollte, und in der die Kurfürstin selbst den ersten Baum gepflanzt hat.

Von früh her aber traten die Zerwürfnisse zu Tage, in

welche Dorothea mit ihren Stiefkindern aus der ersten Ehe des Kurfürsten gerieth, und die besonders in den letzten Jahren zu immer heftigerer Feindseligkeit, namentlich mit dem Kurprinzen Friedrich, sich steigerten. Es kam so weit, daß, als im April 1687 der zweite noch übrige Sohn des Kurfürsten aus erster Ehe, Markgraf Ludwig, unter auffälligen Umständen plötzlich starb, der Kurprinz Friedrich bald darauf den Hof verließ, sich mit seiner Gemahlin nach deren Heimat Hannover begab und die Rückkehr verweigerte. Es war von Vergiftungsplanen die Rede, mit denen Dorothea sich trage, um ihrem eigenen ältesten Sohne die Nachfolge in der Kurwürde zu verschaffen, und Hofklatsch und höfische Skandalsucht verfehlten nicht, mit solchen und andern abenteuerlichen, schwerlich irgendwie begründeten Gerüchten den Familienhader immer mehr zu verbittern. Der längere Aufenthalt des Kurprinzen am hannoverischen Hofe war um so auffälliger und brachte das peinliche Familieninterieur um so sichtbarer an die Oeffentlichkeit, als zwischen Hannover und Berlin eben damals die politischen Beziehungen ziemlich gespannte waren; überdies blieb die welfische Politik auch jetzt noch ihren französischen Zusammenhängen getreu, und ein französisch-hannoverisches Bündniß war dem Abschluß nahe: es war im höchsten Grade anstößig, wenn unter solchen Umständen der brandenburgische Kurerbe gerade an dieser Stelle verweilte; aber erst auf den kategorischen Befehl des „Vaters und Souveräns" kehrte Friedrich nach einiger Zeit nach Berlin zurück.

Mit diesen Zerwürfnissen in Verbindung stand auch die vielberufene Geschichte von dem Testament des Großen Kurfürsten. Es wurde gesagt und geglaubt, daß Friedrich Wilhelm, bewogen von seiner zweiten Gemahlin, ein Testament verfaßt habe, in welchem er, entgegen den Hausgesetzen seit Albrecht Achill und entgegen den klar vorliegenden Tendenzen seiner ganzen bisherigen Regierung, seinen vier Söhnen zweiter Ehe ansehnliche Landestheile und namentlich die von ihm selbst erworbenen Gebiete als selbständige Fürstenthümer zugewiesen habe. Es war ein psychologisches Räthsel, wenn der Fürst, dessen ganzes Lebenswerk der Begründung der Staatseinheit gegolten,

jetzt am Abend seines Lebens, im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte dieses Werk selbst in Stücke schlug und den mühsam geschaffenen Staat in seine Theile wieder auflöste. Aber es wurde vielleicht nur um so mehr geglaubt, je räthselhafter es erschien. Neuere Forschungen haben die Grundlosigkeit der an sich unwahrscheinlichen Tradition nachgewiesen. In der That hat Friedrich Wilhelm nie den Gedanken gefaßt, zu Gunsten seiner jüngern Söhne die Einheit seines Staats zu zertrümmern. Der Sinn des Testaments von 1686 ging lediglich dahin, diesen Nachgeborenen feste fürstliche Dotationen in den ihnen zugewiesenen Landestheilen zu sichern, während die Gesammtheit der eigentlich politischen Befugnisse in ihnen, Militär- und Steuerhoheit, Bündnißrecht, die Vertretung im Reiche und im Kreise, kurz die Summe der Souveränetätsrechte dem jedesmaligen Kurfürsten ungeschmälert erhalten bleiben sollte. Bestimmungen ähnlicher Art aber hatte Friedrich Wilhelm auch schon in frühern Testamenten getroffen, und sie hatten vornehmlich den Zweck, den jüngern Söhnen durch standesgemäße Ausstattung die Möglichkeit der Gründung eigener Linien zu erleichtern: eine Rücksicht, die in dem nicht sehr starken Personalstand des brandenburgischen Hauses in dieser Zeit ihre volle Rechtfertigung findet. Praktische Bedeutung hat das Testament nicht gewonnen, da Friedrich III. es sofort nach seinem Regierungsantritt cassirte; aber die unbestimmten Gerüchte, die über den Inhalt desselben noch bei Lebzeiten des Kurfürsten verbreitet wurden, trugen viel dazu bei, jene Familienzerwürfnisse zu erzeugen und zu nähren, die auf die letzten Lebenszeiten Friedrich Wilhelm's ein so trübes Licht werfen.

Mitten unter den geheimen diplomatischen und militärischen Vorbereitungen für die entscheidungsvolle Expedition Wilhelm's III. nach England verliefen die letzten Monate und Wochen des Kurfürsten. Der brandenburgischen Macht war eine wichtige Rolle bei dem großen Unternehmen zugedacht. Es stand zu erwarten, daß, sobald der Oranier sich anschickte, gegen Jakob II. von England loszubrechen, Ludwig XIV. sofort mit voller Kraft seinem Schützling, dem katholischen Stuart, zu Hülfe eilen

werde durch einen Angriff gegen die Vereinigten Niederlande, um den Gegner an der Stelle zu treffen, wo die Wurzeln seiner Macht lagen: dann sollte Brandenburg sich ihm in den Weg werfen, sollte die Niederlande gegen den ersten Angriffssturm decken, und so dem Befreier Englands die Vollführung seines Werks ermöglichen. Seit den letzten Monaten des Jahres 1687 begannen die brandenburgischen Truppen in aller Stille im Klevischen sich zu sammeln; aber das Schicksal versagte Friedrich Wilhelm die Gunst, das glänzende Gelingen der Plane zu schauen, an deren Vorbereitung er so regen Antheil genommen. Sein Gestirn neigte sich zum Niedergang.

Es war ihm im Leben nichts leicht geworden; auch sein Sterben war ein schweres. Während der letzten zwei Jahre schon war er fast unablässig von Krankheit gequält worden; bald im Anfang des Jahres 1688 zeigte sich, daß an Rettung nicht zu denken war; aber noch mehrere Monate lang währte das Ringen zwischen Leben und Tod. Unausgesetzt bis zum letzten Tage hat er die Geschäfte geleitet; mit welchen Gedanken sein Geist vornehmlich beschäftigt war, das zeigten die Namen, die er noch am 7. und 8. Mai als Parole gab: Amsterdam und London. Am 7. Mai kam der Geheime Rath zu der gewöhnlichen Freitagssitzung nach Potsdam; noch einmal erledigte, schon den Tod im Auge, der Kurfürst die laufenden Geschäfte, dann übergab er dem Kurprinzen unter väterlichen Ermahnungen die Regierung. Aber noch zwei Tage und qualvolle Nächte währte der Kampf; erst am Morgen des 9. Mai ging dieses große Leben zu Ende.

Als 48 Jahre früher Friedrich Wilhelm sein Regiment antrat, war der brandenburgische Staat in tieferm Verfall, als er je gewesen, seitdem Friedrich von Hohenzollern ihn begründet. Dann hatte dieser Fürst sein Werk begonnen, in einem Geiste der Größe, der die Bewunderung der Zeitgenossen war, mit einer Sicherheit und Stärke des Staatsgefühls, der die Erfolge nicht fehlen konnten, mit einem Reichthum und einer Energie der staatsbildenden Kraft, daß alles Gute und Große, dessen der preußische Staat in seiner weitern Entwickelung sich

zu rühmen hat, auf ihn zurückweist, der alle Grundsteine gelegt und alle gesunden Keime in den Boden gesenkt hat. Das Resultat war, daß aus den Kreisen des deutschen Territorialfürstenthums sich in dem protestantischen Norden eine neue Staatsbildung erhob, welche die Gewähr des Bestehens und Gedeihens in sich trug, wie keiner der ihr vorangegangenen Versuche: fest in ihrem politischen Gefüge, durch jungen, im Flug erworbenen Kriegsruhm geweiht, durch ihre ganze Stellung in der Welt hingewiesen auf die großen nationalen Aufgaben der deutschen Politik, denen sie mit allem diente, was sie für sich selbst gewann. Bewundernd huldigten dem „Großen Kurfürsten“ die Zeitgenossen, für welche die wahre Bedeutung seines Werks noch unübersehbar war. Gesegneten Angedenkens soll er bei denen sein, die unter den Fruchtbäumen wohnen, die er gepflanzt hat.

Arthur Herzog von Wellington.

Von

Reinhold Pauli.

Das Leben jedes großen Mannes ist nur ein Stück der Geschichte seiner Zeit. Daß es aus dieser plastisch hervortrete, ohne daß darüber der Hintergrund weder hinschwinde, noch sich allzu breit mache, ist die vornehmste Aufgabe des Biographen. Auch lassen sich unmöglich alle Seiten, Eigenschaften und Leistungen des Helden in gleich ausführlicher Breite behandeln, weil alsdann die Umrisse des Bildes ins Unbestimmte verschwimmen würden. Um sie zu wahren, kommt es vielmehr auf Licht und Schatten an, wie sie aus dem Gegenstande hervorspringen. Je tiefer aber die Versenkung in denselben, desto sicherer muß auch die objective Behandlung sein. Denn nur so kann, wenn die allgemeinen Dinge sich gleichsam in der einen Persönlichkeit verdichten sollen, soweit es bei oft leidenschaftlich entgegenstehenden Anschauungen überhaupt möglich ist, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit geübt werden.

Noch sind die Zeitgenossen des Eisernen Herzogs, wie er wol hieß, nicht dahingestorben, und auch auf deutschem Boden, besonders im sächsischen Nordwesten, begegnen uns hin und wieder noch ergraute und gebückte Kampfgenossen, denen das Auge aufblitzt, wenn sein Name genannt wird, die stolz das silberne Denkzeichen mit drei, vier und mehr Spangen aus der Lade holen, welches seine Zufriedenheit für Leistungen auf der Peninsula und für Waterloo bekundet. Denn unvergessen ist die Waffenbrüderschaft der Nationen, der es endlich gelang, den corsischen Imperator, welcher die Menschheit ohne Ansehung ihrer in Raum und Zeit geheiligten Besonderheiten unter die Füße trat, von seiner Höhe herabzustürzen. Gerade zu ihm aber steht durch

die ruhmvollsten seiner Thaten Wellington im schärfsten Gegensatze. Wie wenig er sich auch in genialer Schöpfungskraft mit demjenigen wird messen können, welcher die Welt derart aufwühlte, daß wir Nachgeborenen immer von neuem den von Napoleon dem Jahrhundert gegebenen Anstoß zu ergründen suchen, so bleibt seiner nüchternen, spröden Natur hingegen das unvergängliche Lob, sich nicht nur selbst im Zaum gehalten zu haben, sondern inmitten allgemeiner Entfesselung und Umwandlung einer der namhaftesten Besänftiger des Menschengeschlechts gewesen zu sein.

Nicht minder spiegelt sich das unendlich verschiedene Wesen beider aus ihren Aufzeichnungen, den unmittelbaren Quellen wieder, mit deren Hülfe die Nachwelt ihr Gedächtniß festhält. Während Napoleon in seinen Bulletins, in der Correspondenz wie in den Memoiren von Sanct-Helena dem Leser immerdar seinen Willen und seine Auffassung selbst im Widerspruch mit den Ereignissen aufzwang und der Legende über sich selber, einer innerlich unwahren Erzählung, vorarbeitete, schrieb Wellington seine Berichte und Depeschen als Feldherr, seine Gutachten und Denkschriften als Minister zwar oft recht eng und einseitig, wie er die Dinge ergriff, aber so unmittelbar und genau, daß sie rein urkundlichen Werth haben. Ihre Menge und thatsächliche Fülle überragt bei weitem alles, was je aus der Feder des Imperators geflossen.

Die Ursprünge dieses Mannes nun und die Wurzeln seines Wesens liegen in der Ritterschaft Englands, der Gentry, deren Mitglieder von den Vätern die Freiheit in Verbindung mit dem Eigenthum, den Anspruch auf ein politisches Recht untrennbar von der persönlichen Pflicht ererbt und seit Jahrhunderten, durch Verwaltung realer und idealer Güter in der Gemeinde und im Staat, vor dem Feinde zu Wasser und zu Lande, wie auf dem wechselvollen Boden der Politik drinnen und draußen, eigenthümlich praktisch geschult, die Träger ihres nationalen Gemeinwesens waren. Aus der Menge solcher Standesgenossen indeß begannen seine Ahnen erst hervorzutreten, als zur Zeit Heinrich's VIII. englische Edelleute mit Vorliebe

nach Irland übersiedelten, um dort die Ueberlegenheit einer an der Selbstverwaltung haftenden Staatskunst wider das nur, durch einheimische oder fremde Gewalt zu zäumende Keltenthum darzuthun und, entschlossen anglikanisch-conservativ, eine geordnete Macht mit eingelebten Formen an Stelle des zuchtlosen Geschlechterwesens aufzurichten. Man erfährt nicht, wie die eingewanderte Familie, welche sich ursprünglich Colley oder Cowley nannte, die furchtbaren Zeiten des 17. Jahrhunderts durchwetterte, während deren den katholisch-nativistischen Grundeigenthümern Irlands weite Gebiete abgezwungen wurden, durch deren Wechselfälle aber ebenso wol unzählige aus England und Schottland eingedrungene Elemente zu Grunde gingen. Erst mit dem Siege des protestantisch-parlamentarischen Staats und der Thronbesteigung des hannoverischen Königshauses, als nach dem Abbild von Westminster und unmittelbar abhängig von den dort herrschenden Impulsen Parlament und Partei auch vom dubliner Schlosse aus geboten, als grausame Pönaledicte die unterworfene Rasse dermaßen knebelten, daß alles, was dem alten Glauben und den nationalen Ueberlieferungen anhing, in Kirche und Staat, in Gesellschaft und im Leben rechtlos und schutzlos war, traten aus der engzusammengeschlossenen Gruppe der anglo-irischen Familien, welche das in dumpfem Schrecken zum Stillstand gebrachte System der Eroberung handhabten, die in Kilkenny ansässigen Cowleys deutlicher hervor. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts vertauschten sie diesen Namen mit Wesley, den sie dann noch später, etwa seit 1797, Wellesley zu schreiben begannen, vielleicht doch auch um nicht als gute Anglikaner in den Verdacht zu gerathen, für verwandt mit dem inzwischen so berühmt gewordenen Stifter des Methodismus, John Wesley, zu gelten.

Mittlerweile war der Großvater unsers Helden, Richard Colley Wesley, man sieht nicht recht wegen welcher Verdienste, in die irische Pairie, der Vater, Garret Wesley, gar zum Earl von Mornington erhoben worden. Allein ihr Haus war weder sonderlich mit Glücksgütern gesegnet, noch trafen Gelegenheit und Eigenschaften zusammen, daß sie sich im öffentlichen Leben

auszeichnen konnten. Von dem Vater erhält man den Eindruck, daß er beweglichen Geistes, daneben aber ein guter Musiker gewesen, was sich auch bei seinem großen Sohne bemerkbar macht. Die Mutter, Anne Hill, älteste Tochter Lord Dungannon's, eine Frau von bedeutenden Gaben, hatte bereits mehreren Söhnen das Leben geschenkt, als sie im Jahre 1769, das bekanntlich überaus fruchtbar an zukünftigen europäischen Größen wurde, den dritten überlebenden, Arthur Wesley, gebar. Eigenthümlich aber, daß sie sich als alte Frau nicht mit Sicherheit des Tages entsann und dadurch Veranlassung gab, daß in der Folge der Geburtstag des Helden conventionell am 1. Mai gefeiert wurde, während es nach dem Pfarrregister von Sanct-Peter in Dublin feststeht, daß er am 30. April getauft wurde, also vermuthlich schon mehrere Tage alt war. Ebenso wenig haben Mutter und Sohn es je der Mühe werth erachtet festzustellen, ob Dublin oder Schloß Dungan in Westmeath der Geburtsort gewesen. Wer denkt nicht an Napoleon Bonaparte, welcher der Welt zu glauben vorschrieb, daß er am 15. August 1769 geboren worden, während er ohne Frage mehrere Monate älter war.

Ueber die Kinder- und Knabenjahre Arthur's ist fast nichts bekannt. Er selber war sehr einsilbig in seinen Erinnerungen aus dieser frühen Zeit, die offenbar keine freundlichen Eindrücke zurückgelassen, weil er von der Mutter als unbegabt betrachtet und den Brüdern hintangesetzt wurde. In der Schule eines Mr. Gower zu Chelsea bei London lernte er nur dürftig die Elemente und erhielt gelegentlich, wenn ihn der älteste, Richard, besuchte, einen Schilling zum Geschenk. In Eton, das er mit dem elften Jahre bezog, galt er als scheu und träumerisch. Niemand trat ihm näher. Kein Mitschüler erinnerte sich im spätern Leben, daß er sich durch Fleiß in der Klasse, durch Gewandtheit in den ortsüblichen Spielen hervorgethan hätte. Nur die Prügelei, die er mit einem ältern Bruder Sidney Smith's, des witzigen Domherrn von Sanct-Pauls, gehabt, ist im Gedächtniß geblieben. Nichtsdestoweniger bewahrte er, wie jeder gute Etonier, der berühmten Landesschule treue, dankbare Anhänglichkeit. Nach dem Tode ihres Gatten war Lady Mornington

in beschränkten Verhältnissen nach London übergesiedelt. Sie überwies daher im Jahre 1784 ihren Sohn einem M. Goubert in Brüssel, der einen brauchbaren Menschen aus ihm machen sollte. Ein wohlhabender Schulkamerad, John Armytage, Sohn eines Freundes seines Vaters und späterhin gleich vielen seines Standes ein großer Fuchsjäger und Freund des „Turf“, berichtet, daß sie gut miteinander ausgekommen, er aber an Arthur keine andere Neigung als die musikalische wahrgenommen habe, da er vortrefflich Geige gespielt. Uebrigens kam der Herzog, wie er selber erzählt, vom Schlachtfelde von Waterloo in Brüssel einreitend, am Hause Louis Goubert's vorbei, und hatte die Freude, auf die Frage, ob der alte Mann noch am Leben sei, ihm die Hand zu schütteln. Wenn er nur auch hätte erzählen wollen, wie und wodurch er in die militärische Laufbahn und von Brüssel aus in die Kriegs- oder besser Equitationsschule der Herren Pignerol in Angers gerathen, unter deren Leitung er jedoch nicht ganz unfruchtbare Studien in der Fortification gemacht zu haben scheint!

Am 7. März 1787 erhielt er ein Patent als Fähnrich im 73. Regiment britischer Infanterie und wurde noch in demselben Jahre Lieutenant im 76. Regiment. Nachdem er vorübergehend im 12. Dragonerregiment gedient, sodaß er auch diese Waffe frühzeitig kennen lernte, wurde er 1791 Kapitän und 1793 Major im 33. Infanterieregiment. War er auch noch ebenso gesellschaftsscheu wie in der ersten Jugend, so hatte er doch endlich die ihm zusagende Bestimmung gefunden. Ueberdies that sein Bruder Richard zum Zweck des unerlaßlichen Stellenkaufs den Beutel auf, sodaß Arthur am 30. September bereits Oberstlieutenant, d. h. nach englischer Ordnung der eigentlich commandirende Feldoffizier des genannten Regiments war, das mit dem Ruhme seines Namens unvergänglich verknüpft bleiben sollte. Fehlte es ihm also keineswegs an der erforderlichen Protection wie an Glück, so hatte er doch bisher eine harte Schule des Lebens durchzumachen, die ihm freilich namhafte Früchte trug. Von Anfang an nämlich entwickelte er im Dienst ein hohes Pflichtgefühl, das in strenger Treue gegen sich selber

wie gegen andere wurzelte, und eine bedeutende Gabe, die Zeit zu Rathe und für alles mögliche Neue und Brauchbare, wie es die erfindungsreiche Epoche bot, die Augen offen zu halten. So holte er in eifriger Lektüre viel Versäumtes nach und lernte namentlich Ueberschläge zu machen und rasch einen Schluß zu ziehen, sodaß er späterhin wol gemeint hat, an ihm sei ein Finanzmann verloren gegangen.

Auch noch in anderer Beziehung wußte er sich zu beherrschen. Als er kaum sein einundzwanzigstes Jahr erreicht und Adjutant des Grafen Westmoreland war, welcher damals als Lordlieutenant von Irland zu Dublin einen üppig ausschweifenden Hof hielt, verschaffte die Familie dem jungen Offizier, der nichts als seine Gage hatte, einen Sitz im irischen Unterhause für den Burgflecken Trim. Da soll er sich mit Schuldenmachen geholfen haben, wie freilich nur der Mythos erzählt; denn thatsächlich hing ihm in der Folge keine Spur von Wechselnoth an den Fersen. Aus Grundsatz und Gewohnheit vielmehr übte er, wie aus mancher wortkargen Aeußerung hervorblickt, sparsamste Oekonomie. Mit voller Wahrhaftigkeit sagte er: „Schulden machen einen Menschen zum Sklaven. Ich habe oft genug erfahren, was es heißt kein Geld haben; aber ich bin nie rettungslos in Schulden gerathen.“ Auch Vorsicht behütete ihn gleichfalls, vor der Zeit zu heirathen, wie sehr ihn auch sein Herz zu der schönen Tochter des Grafen von Longford hinzog. Es vergingen zehn Jahre, bis ihm, der inzwischen einen Namen erworben, Lady Catherine Pakenham, die ebenso treu ausharrte, die Hand reichte.

Von seiner Thätigkeit im Parlament, die sich selbstverständlich der politischen Tradition der Familie anschloß, erfährt man nur, daß, je erregter angesichts des Brandes in Frankreich die Gemüther wurden, er um so fester zu der Fahne William Pitt's stand, vollends nachdem derselbe alle Reformgedanken fahren lassen mußte, um den Kampf wider die propagandistischen Tendenzen der Republik aufzunehmen.

So kam denn auch in dem Coalitionskriege bald genug die Reihe an das 33. Regiment, das von seinem Commandeur

trefflich in Stand gehalten, Ende Mai 1794 nach Ostende übersetzte, um unter dem Befehl des Herzogs von York an der Seite der Kaiserlichen und der Holländer zu fechten. Allein elender, sündhafter wurde niemals von geschulten Truppen operirt als damals gegen solche Natursoldaten, wie sie noch von Pichegru und Jourdan geführt wurden, denen trotzdem grenzenloser Leichtsinn und heilloser Mangel an Eintracht in rascher Folge alles belgische Land schnöde preisgab. Beim Rückzuge über die Maas am 15. September stand Arthur zum ersten mal im Feuer und wußte die Nachhut seiner schwerbedrängten Landsleute so beherzt zu schirmen, daß er die Augen des ihm vorgesetzten Generals Dundas auf sich zog und bald hernach die Führung einer Brigade erhielt. In der schmach- und schreckensvollen Wintercampagne, als die Kaiserlichen ostwärts hinter den Rhein zurückwichen, die Holländer, von den Engländern geschieden, die eigene Heimat nicht mehr retten konnten, sodaß die republikanischen Sieger über die gefrorenen Stromläufe von Waal und Leck ungehindert hereinbrachen, hat er noch einmal zwischen beiden Flüssen bei Heteren tapfer gefochten. Indeß für die Trümmer der englischen und hannoverischen Truppen unter Graf Walmoden blieb nichts übrig als der traurige Rückmarsch von Amsterdam auf Deventer und weiter auf Emden, indem die Sieger bis an Yssel und Ems nachsetzten. Mit ihrer Einschiffung von der Weser schieden die Engländer zunächst vom Festlandskriege aus.

Mit eigenen Augen aber lernte Arthur Wesley täglich und stündlich begreifen, wie der Krieg politisch und militärisch nicht zu führen sei, und daß es der allergrößte Frevel war, einen so soldatischen Menschenschlag wie den britischen und niederdeutschen in elenden Gefechten und grauenhaften Lazarethen unversorgt gegen die Anforderungen des Marsches und eines unerhört rauhen Winters zu vergeuden. Die heillose Verachtung, mit der bis dahin Civil und Militär in den alten Staaten Europas dem Ansturm der Revolution begegnen zu können vermeinte, hatte eine derbe Lection erhalten. Nach vielen Jahren noch meinte wol der Herzog: „Niemand kann heute einen solchen

Zustand begreifen. Saßen wir bei Tisch und ließen den Wein herumgehen, so galt es für unerlaubt uns zu stören. Ich habe Depeschen aus dem österreichischen Hauptquartier uneröffnet wegwerfen sehen mit der Bemerkung: «Das hat Zeit bis morgen.» Es ist mir heute noch ein Räthsel, wie irgendeiner von uns damals davongekommen ist." Kein Wunder, wenn er selber im Unmuth an seinem Beruf so wenig Befriedigung fand, daß er nach der Rückkehr wieder austreten wollte und ein Gesuch an Lord Camden, den nunmehrigen Statthalter von Irland, richtete, ihm eine Stelle in der Finanzverwaltung anzuweisen. Zum Glück hatte irgendjemand bessere Empfehlungen, als sie das Haus Mornington auftreiben konnte, und er verblieb bei seinem Regiment. Nachdem jedoch die Schiffe, auf denen er zur Bezwingung der französischen Pflanzungen in Westindien übersetzen sollte, vom Sturm nach Portsmouth zurückgetrieben worden, erhielt er eine andere folgenreichere Bestimmung, nämlich nach Ostindien. Sein Oberst freilich war bei der Abfahrt krankheitshalber zurückzubleiben genöthigt, bis er so weit genesen war, daß er auf einer schnellsegelnden Fregatte das Geschwader am Cap der Guten Hoffnung einholte und mit ihm am 17. Februar 1797 Kalkutta erreichte, versehen mit Empfehlungen von Lord Cornwallis an seinen Nachfolger, den Generalgouverneur Sir John Shore.

Noch bestand die anglo-indische Herrschaft nur aus Bruchstücken bunt durcheinander, groß und klein, von Massen mit 30 Millionen Seelen bis herab zu winzigen Splittern, in sich höchst unvollkommen verbunden; denn das Reich der Großmoguls von Delhi war noch nicht völlig aufgelöst, und obwol unzählige einheimische Gewalthaber der verschiedensten Rassen und Religionen zu voller Landeshoheit emporstrebten, so hatten die Briten doch gerade unter ihnen die erbittertsten Widersacher zu bekämpfen. Sie selber, eine Hand voll entschlossener Männer, konnten nur durch ränkevolle, rücksichtslose Kraft die welthistorische Bestimmung erfüllen, die ihnen vor andern Europäern gegenüber den Orientalen zutheil geworden. Indeß schon galt Indien, wie George Canning einmal sagt, als „Pflanzschule von Heroen

und Staatsmännern", wie für manchen andern jungen Menschen, der hinausging, im Kaufhause, in der Verwaltung, im Felde sein Glück zu suchen, so auch für Arthur Wellesley. Dort mußte er gleich einem jeden Briten, welcher fortkommen wollte, seinen Mann stehen, vor allem entschlossen handeln. Daß die Zeit des aufnehmenden Beobachtens vorüber, daß er nun zu erproben haben würde, was er in den Niederlanden gelernt: das zeigt seine fortan glücklicherweise erhaltene Correspondenz und der Umstand, daß ihm bereits zwei Monate nach seiner Ankunft der Vicekönig eine Expedition nach Manila übertragen wollte. Von überwiegender Bedeutung aber war es, daß kurz darauf jener hohe Posten dem eigenen Bruder, Richard Wellesley, Lord Mornington, übertragen wurde. Mit dessen Eintreffen am 17. Mai erhielten demnach die beiden recht eigentlich die Aufgabe, das Werk Clive's und Warren Hastings' in immer großartigern und schwierigern Verhältnissen weiterzuführen. Und in seltener Weise wahrhaftig ergänzten sie einander. Richard feurig, nach Thaten drängend, wünschte durch Krieg in großem Stil das Reich zusammenzufügen, indem er unverzüglich Tippo-Saib, den Herrscher von Mysore, und das tapfere Maharattenvolk, die beide in naher Beziehung zu den Franzosen standen und die fremden Eindringlinge von dem heiligen Boden Hindostans auszutreiben hofften, ins Auge faßte. Arthur dagegen, der mit ruhigem Blick die dazu erforderlichen Streitkräfte überschlug, sie aber unzureichend fand, forderte, namentlich seitdem er einen wichtigen Militärposten zu Madras erhalten und an die Spitze einer Division gestellt war, Erhaltung des Friedens, damit einstweilen um so emsiger und gründlicher jede Vorsorge getroffen werden könne. Sobald dann aber doch der Krieg mit Tippo ausbrach, führte er im besten Einvernehmen mit dem commandirenden General Harris den linken Flügel, bestehend aus seinen Dreiunddreißigern und 15,000 Mann eingeborener Truppen. Erst beim zweiten Anlauf am 5. April 1799 gelang es, die Außenwerke Seringapatams zu nehmen. Am 4. Mai erfolgte der Sturm, bei welchem Tippo unter den brennenden Trümmerhaufen seiner Residenz begraben wurde. Da die ein-

dringenden Sipoys sich dem Plündern überließen, hatte ihr zum Commandanten ernannter Führer kurz und kräftig einzuschreiten, wie es denn auch ihm zufiel, in dem eroberten Lande, wo er zunächst bis Ende 1800 stehen blieb, die erste Ordnung aufzurichten. Schon war es die Absicht, ihn bei einer Unternehmung gegen das holländische Java zu verwenden oder Isle de France durch ihn den Franzosen entreißen zu lassen. Beide Plane jedoch mußten vor dem Befehle der heimatlichen Regierung zurückstehen, die Franzosen aus Aegypten vertreiben zu helfen, was indeß wiederum mancherlei Enttäuschung und Ueberwindung für Oberst Wellesley im Gefolge hatte, da er, obgleich schon in Bombay mit den Zurüstungen beschäftigt, von den Autoritäten nur mit einer untergeordneten Stellung bedacht wurde. Da war es denn ein Glück, daß er, im Jahre 1801 zum Generalmajor befördert, noch einmal als Statthalter von Mysore nach Seringapatam zurückkehrte zu der Zeit, als in England Pitt aus dem Ministerium schied und Addington den Versuch machte, sich mit Frankreich zu verständigen, eine Politik, von der die beiden Wellesleys, entschlossene Tories, wie sie waren, wenig wissen wollten. Auch sorgten mittlerweile die Maharatten dafür, daß Indien nicht lange vom Kriege verschont blieb. Noch erstreckte sich die Macht dieses kriegerischen Volks von der Westküste bei Bombay quer über die Halbinsel bis an den Golf von Bengalen, doch lagen sich ihre Theilfürsten: Scindia, Holkar, der Peischwa von Punah, der Radscha von Berar in den Haaren und bedrohten dadurch das Gebiet des Nisams, eines Schutzbefohlenen der Engländer. Als sich auch der Peischwa der Compagnie in die Arme warf, wurde ihm nur Unterstützung zutheil gegen Aufnahme von Truppen und eine beträchtliche Gebietsabtretung an dieselbe.

Zu Anfang 1803 erhielt nun General Wellesley, der sich bei seinen Untergebenen eines seltenen Vertrauens erfreute, den Auftrag, ein Observationscorps zusammenzuziehen. Seine Berichte gewähren dem militärischen Fachmann den lehrreichsten Einblick in die Sorgfalt, mit der er bis in die kleinste Einzelheit seine Vorbereitungen traf, die Marschrouten der

einzelnen Truppengattungen, die Verpflegung sowie das Lazarethwesen bestimmte. Während General Lake mit 14,000 Mann nach Norden gegen Delhi dem Holkar zu Leibe ging, übernahm er selber mit 23,000 Mann den Schutz des Dekkan. Die rasche Sicherung von Punah, die Erstürmung des auf steiler Höhe gelegenen Achmednuggur, endlich am 26. September die große Feldschlacht bei Assaye: das waren Thaten, die unter seiner unmittelbaren Leitung vollzogen wurden. Mit der Kriegsgeschichte Europas vor Augen, übersehen wir nur zu leicht, wie wenig sich auf dem weiten Gebiete Indiens seit den Tagen Alexander's des Großen geändert hatte. Hier können Feldtruppen ohne einen riesigen Troß nicht fertig werden; hier erfordern die Bewegungen ungeheuerer Massen auf sehr wenigen mangelhaften Heerstraßen, über brückenlose breite Ströme, durch tiefe Engpässe, welche eine einzige Felsenburg monatelang zu sperren vermag, vom Feldherrn unendliche Ueberlegung. Seine Bedächtigkeit muß sich mit der schneidigsten Kühnheit paaren. In beiden hat Wellesley damals gelernt Meister zu werden. Und doch gestand er, daß der Tag von Assaye, der 26. September, der schlimmste Strauß in Indien gewesen. Nimmermehr würde er mit seinen 8000 Mann und 17 Kanonen, die er zur Stelle gebracht, die Maharatten, die ihm mit 50,000 Mann und 128 Geschützen entgegentraten, überwunden haben, hätten sie nicht eine wichtige Furt unbewacht gelassen, sodaß er sie im Rücken fassen und, obwol unter schwerem eigenen Verlust, völlig besiegen konnte. Noch einmal, am 29. November bei Argaum, schlug er dieselben Feinde unter Scindia und seinen Verbündeten 40,000 Mann stark mit 18,000 Mann, eroberte die für uneinnehmbar geltende Burg von Gawilghur und zwang das tapfere Volk gegen Abtretung eines Gebietes von 2400 engl. Quadratmeilen zu einem Frieden, der auch die weiten Gebiete Scindia's und Holkar's europäischen Satzungen und dem Willen der englischen Oberherrschaft eröffnete. Disposition und Erfolg dieses großartigen Feldzugs waren durchaus sein Werk. Wie ihn dabei der ihm vorgesetzte Bruder vertrauensvoll gewähren ließ, so gestand er seinerseits bereitwillig, daß der kriegerische

Generalgouverneur denn doch von den Gegnern zur Eröffnung der Feindseligkeiten gezwungen worden und daß den Anschlägen von Orientalen schlechterdings nicht anders zu begegnen sei, als indem man ihnen mit einem schmetternden Schlage zuvorkomme. Das Directorium in Leadenhall-Street freilich, jener Ausschuß einer auf hohe Dividenden erpichten Corporation von Kaufleuten, dachte anders. Ihm war die Politik des englischen Vicekönigs, die in der That gar sehr an das rücksichtslose Umsichgreifen des ersten Consuls in Frankreich erinnerte, sowie die kühne Handlungsweise des Generals, der mit dem Bruder um die Wette von Ostasien aus auf weitem Umwege die Franzosen bekämpfte, sehr wenig sympathisch. Vor den misbilligenden Aeußerungen der Compagnie legte Arthur, bald nachdem er zum dritten mal nach Seringapatam zurückgekehrt war, im Februar 1805 sein Commando nieder und schiffte sich auf Sr. Maj. Schiff Trident nach Europa ein, mit Dankadressen und reichen Geschenken der Niederlassungen in Madras und Kalkutta überschüttet. Die Krone dagegen wußte die Verdienste beider, die in Indien tiefe, dauernde Fußstapfen hinterließen, höher zu schätzen. Sie lohnte Richard, als er bald hernach plötzlich abberufen wurde, mit der Erhebung zum Range eines Marquis von Wellesley in die Pairie Großbritanniens und Arthur mit der Ritterschaft des Bathordens.

Dieser fand nach sechsmonatlicher Fahrt und einer Abwesenheit von sieben Jahren in England und Europa gar manches umgewandelt. Wol lag ihm Rechtfertigung des Bruders vor Parlament und Ministerium vorzüglich am Herzen, aber die öffentlichen Angelegenheiten überwogen jedes auch noch so dringende persönliche Interesse. Jüngst hatte sich Napoleon zum Kaiser der Franzosen und König von Italien erhoben. Noch einmal hatte Oesterreich mit Rußland im Bunde zu den Waffen gegriffen und das britische Reich, nach der kurzen Pause von Amiens, der Bewältigung des Erdtheils durch die eine umwälzende Macht unablässig entgegenstrebend, sich von neuem mit jenen verbündet. Unter solchen Umständen hatte Pitt den Posten des leitenden Ministers wieder übernommen, obwol vor der Zeit

seinem Tode entgegeneilend, recht eigentlich die Seele des Widerstandes gegen die nunmehr in dem Imperator verkörperte Revolution. Diesem außerordentlichen Manne hat noch auf seinen letzten Spazierritten Sir Arthur von der Lage der Dinge in Indien berichten müssen. Pitt dagegen fällte über ihn das bemerkenswerthe Urtheil, daß er auf jede Frage bestimmt zu antworten und klar und bündig mit Gründen, die sich hören ließen, Auskunft zu geben wisse. Als er dann eines Tags im Vorzimmer des Münzwardein Bathurst warten mußte, traf er dort einen Herrn, der ein Auge und einen Arm verloren, aus dessen Worten er abnahm, daß es ein Seemann sei. Nachdem dessen Audienz vorüber, erfuhr er erst durch Bathurst, daß es Lord Nelson gewesen, der sich eben verabschiedete, um zur Flotte in die spanischen Gewässer abzugehen. Beide hatten, ohne einander zu kennen, dem Minister erwähnt, daß sie sich in seinem Vorzimmer mit einem nicht ganz gewöhnlichen Menschen unterhalten hätten. Der General war dann auch an der berühmten Tafel des Lordmayors zugegen, an welcher am 9. November 1805 Pitt, den gewaltigen Sieg von Trafalgar feiernd, der Nelson freilich das Leben kostete, aber doch der Seemacht Napoleon's den Todesstoß versetzte, in einer der besten und kürzesten Reden, wie jener meinte, und seiner letzten überhaupt, den Dank des Vaterlandes darbrachte. Jedoch nur zu bald, am 2. December, blieb Napoleon in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz Sieger auf dem Festlande, und am 23. Januar 1806 starb Pitt nach kurzer verzehrender Krankheit.

Sir Arthur, der ihn durchaus nicht für so leidend gehalten, hatte mittlerweile vom Herzog von York, dem Höchstcommandirenden, eine Brigade mit dem Standort in Hastings erhalten, war Oberstinhaber des 33. Regiments geworden und dachte nicht mehr daran, den Dienst zu verlassen. Trocken vielmehr bemerkte er: „Ich habe des Königs Salz gegessen und halte mich für verpflichtet zu gehen, wohin ich geschickt werde, und zu thun, was mir befohlen wird.“ Nichtsdestoweniger ließ er sich von den Tories in das Unterhaus wählen, vorzüglich doch um bei Vertheidigung seines Bruders des Marquis wider dessen

indische Ankläger mitzuwirken. Auch nahm er, sobald mit dem Tode von Fox der Versuch eines Coalitionsministeriums zu Schanden wurde und der Herzog von Portland im Jahre 1807 wieder ein Torycabinet bildete, vom Herzog von Richmond, der als Statthalter nach Irland ging, das wichtige Amt eines Secretärs der irischen Regierung an. Da hatte er denn, zwar nicht an der Spitze, aber doch von der einflußreichsten Stelle aus, damals mit einem Gehalt von 8000 Pfd. St., die Verwaltung desjenigen Theils des britischen Reichs zu leiten, in welchem zumal seit der Union vom Jahre 1800 die großen Probleme der britischen Gesammtpolitik, die politische Verbindung zwei widerstrebender Rassen, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, zwischen Militärgewalt und Selbstverwaltung immer dringender ihrer Lösung harrten. Seitdem die von Frankreich ausgehenden Schwingungen den alten Gegensatz zwischen Nativisten und Anglo-Iren neu entzündet und besonders im Jahre 1798 zu blutigen Zuckungen wider die Zwangsgewalt der Eroberer geführt hatten, war die katholische Bevölkerung der Insel, der Grundbesitz wie das ländliche Proletariat, vollends dem englischen Staat entfremdet worden, auch wenn der katholische Klerus noch vorübergehend den Schutz desselben den zerstörenden Tendenzen der Revolution vorzog. Nur auf die kleine Schicht der protestantischen Gentry konnte sich die Regierung verlassen, die, mochte sie nun Tory oder Whig sein, in der Kraft der Principien einer hocharistokratischen Selbstverwaltung allein anglikanischen Bekennern zustehenden Vertretung ihre Stütze suchte. Noch kam alles darauf an, den Schein eines solchen Parlamentarismus mit erlaubten und unerlaubten Kunstgriffen, sowie das System der Pönaledicte, durch welches Irland während des 18. Jahrhunderts im Zaum gehalten worden, durch weitere Flickwerke im gleichen Stil zu wahren. Es war besonders die Aufgabe des Secretärs, getreu den Grundsätzen der herrschenden Partei, deren politischen Einfluß zur Geltung zu bringen, zu welchem Zweck gröbere und feinere Mittel der Bestechung zur Verfügung standen. Auch Sir Arthur hat sich darüber mit seinem Gewissen abzufinden gehabt; aber geradeaus, offen wie er war,

beschönigte er das Verfahren nicht oder heuchelte gar Tugend, wenn er verfänglich handeln mußte, sondern nannte die Kaufpreise für die Stimmen im Parlament bei ihrem wahren Namen, einerlei ob es sich um einen Platz im Zollamt oder um eine fette Pfründe in der irisch-anglikanischen Kirche handelte. Auch als alter erfahrener Staatsmann ist er dabei geblieben, daß, wenn irische oder andere Edelleute sich bestechen ließen, es nicht seine, sondern ihre Sache sei, und daß der Staat auch zu einem solchen Mittel greifen müsse, wenn sich kein anderes darbiete. Als Tory war er durchaus für Bewahrung der Ordnung thätig und erblickte daher in Wahlplätzen mit befestigter Vertretung einen viel wirksamern Hebel als in einer freien Wahlcorporation oder in den Grafschaften, wo die Regierung mit der Opposition um den Sieg zu ringen hatte. Als ehrlicher Mann durch und durch unbestechlich, dachte er nicht im entferntesten an den eigenen Gewinn. Unverhohlen vielmehr sprach er seine gründliche Verachtung aus über die Herren, die amtlich mit ihm zu feilschen kamen. Zum Glück war die andere Seite seiner Thätigkeit, die Friedenswahrung, wozu er als Soldat, der in Indien weise Erfahrungen gesammelt hatte, sich vorzüglich eignete, eine erfreulichere. Um weitern Insurrectionsversuchen vorzubeugen, galt es, den Besitz von Waffen aufs schärfste zu überwachen, wobei er zuerst der Stadt Dublin das neue System einer Präventivpolizei anpaßte, das in der Folge für seinen großen Parteigenossen Sir Robert Peel mustergültig werden sollte. Sodann suchte er mittels tüchtiger Küstenbefestigungen und Herstellung von Straßen behufs rascher Ansammlung von Truppen der Gefahr einer Invasion, die von den Franzosen immer wieder angedroht werden konnte, vorzubeugen. Vor allen Dingen aber war er darauf aus, den Zusammenstoß der erbitterten Extreme mit gleicher Unparteilichkeit abzuwehren, indem er freimüthig bedauerte, daß es Pitt mislungen war, die Union der Parlamente zur Zeit, als man den Papst noch auf seiner Seite hatte, mit politischer Emancipation der Katholiken zu krönen. Schon als irischer Regierungssecretär war er davon überzeugt, daß jeder Unterschied zwischen Protestanten

und Katholiken schwinden, daß beide in derselben Schule, aus denselben Büchern lernen müßten. Gleich andern erleuchteten Staatsmännern jener Tage glaubte auch er vorübergehend an die Möglichkeit, daß, indem der Staat die Dotation des katholischen Klerus übernahm, hinsichtlich der bürgerlichen Treuleistung desselben ein Einverständniß mit dem Römischen Stuhl zu finden sein werde. Vor allem aber betonte er als seine Pflicht, auf allen Seiten für Nachachtung der Gesetze zu sorgen.

Uebrigens nahm ihn die politische Thätigkeit, der er sich zwei Jahre hindurch widmete, nicht ausschließlich in Anspruch. Seit dem April 1806 hatte er sich mit seiner alten Flamme, Lady Catherine Pakenham, vermählt und ein Haus gegründet. Rasch nacheinander wurden zwei Söhne geboren. Aber weder der Staatsmann noch der eigene Hausstand verhüteten, daß er nicht von neuem in den Kriegssturm der Zeit hineingezogen wurde, der inzwischen auch Nordeuropa von dem Inselreiche abwandte. Auf die Katastrophe Preußens bei Jena folgte der Friede von Tilsit, der den Zaren und Napoleon zu gemeinsamer Beherrschung der Welt verbündete. Im Orient wie im Occident richtete sich ihre Politik alsdann auf Bewältigung der britischen Seemacht, der auch die letzten freundschaftlichen Beziehungen mit Küstenmächten wie Dänemark, Schweden und Portugal unterbunden werden sollten. Um der Vollendung dieser Sperre zu begegnen, wurde im geheimen der Plan gefaßt, ein Corps, das, ursprünglich zur Unterstützung Preußens und Rußlands bestimmt, in den südlichen Häfen zusammengezogen worden, nach Dänemark einzuschiffen, damit dessen Kriegsflotte den Fängen des Imperators entrissen werde. Sobald General Wellesley davon erfuhr, bat er um ein Commando, indem er den Lords Castlereagh und Richmond vorstellte, daß er auf die militärische Laufbahn durchaus nicht verzichtet habe. Und er erhielt, was er wünschte, nur unter der Bedingung, daß er Secretär für Irland verbleibe, da der Dienst voraussichtlich ein kurzer sein werde.

Es ist bekannt, daß, als das starke Geschwader, geführt von Admiral Gambier, mit 27,000 Mann Truppen an Bord,

unter Lord Cathcart und General Wellesley als zweitem Befehlshaber im August 1807 im Sund erschien, die dänische Regierung sich den Forderungen Napoleon's bereits gefügt hatte und mit derselben Entschlossenheit wie einst im Jahre 1801 dem Eingreifen Englands Widerstand bot. Sie ließ es abermals auf die Schrecken eines Bombardements Kopenhagens ankommen, die dem tapfern kleinen Volke gerade von den Engländern gern erspart worden wären; von niemand mehr als von Wellesley, der am liebsten gesehen hätte, wenn die Insel Seeland abgesperrt und durch Aushungern zur Unterwerfung gezwungen werden könnte. Statt dessen hatte er, noch ehe am 2. September der Angriff auf die Hauptstadt und ihren schönen Hafen erfolgte, sich am 29. August mit einer Division bei Kjöge ausschiffen müssen und, indem er mit Leichtigkeit einige tausend Dänen nebst 10 Geschützen bewältigte, die Erhebung des platten Landes verhindert. Ebenso energisch aber ahndete er Ausschreitungen, welche sich seine Truppen zu Schulden kommen ließen, sodaß die Einwohner, des Schutzes ihres Eigenthums froh, vertrauensvoll und dankbar dem fremden General entgegenkamen. Im October war durch Wegführung der dänischen Flotte und Zerstörung der Werften der Zweck eines Schlags erreicht, der von der Regierung König Friedrich's VI., welche nachträglich erst an England den Krieg erklärte, brutal gescholten wurde, aber doch die tieferliegenden Sympathien der beiden nahe verwandten Nationen nicht ersticken konnte.

Schon am 10. September war Wellesley, der sich auf dem kurzen seeländischen Feldzuge seinen Namen so unbefleckt zu erhalten wußte wie vor oder nachher, in London zurück, sah in Harley-Street nach den Seinen und eilte dann nach Dublin hinüber, wo er zu Ausgang des Jahres tief in Verwaltungsgeschäften zu stecken schien. Allein die Regierung fuhr fort, seinen tüchtigen Beirath auch in andern Angelegenheiten einzuholen, wie denn eine ganze Reihe von Gutachten vorliegt, die er um jene Zeit über kriegerische Operationen in Südamerika auszuarbeiten hatte. Schon aber richteten sich die

Augen der Welt von den bereits selber nach der Freiheit greifenden transatlantischen Colonien Spaniens auf die außerordentliche Lage der Pyrenäischen Halbinsel.

Das System der Continentalsperre, durch welches die Einwirkung der Handels- und Seemacht Großbritanniens in den Ocean hinausgeschleudert und von jedem Verkehr mit dem der Obergewalt Bonaparte's unterworfenen Europa ausgeschlossen werden sollte, war, solange es die Peninsula, in der europäischen Staatengemeinschaft von jeher beinahe ein Continent für sich, nicht völlig umspannte, ohne Abschluß. Während Rußland im Kriege mit Schweden Finland an sich riß, schien der corsischen Raubpolitik, im Bunde mit dem entarteten Bourbonenhof in Madrid, die Ueberrumpelung des seit einem Jahrhundert von England mehr oder weniger abhängigen Portugal im ersten Anlauf gelungen zu sein. Im December 1807 rückte der General Junot in Lissabon ein, doch entwich der Prinz-Regent Dom João nach Einsetzung einer Statthalterschaft mit Hülfe englischer Schiffe nach Brasilien. Nicht lange indeß, so bot die nach Kräften zwischen dem elendesten aller Bourbonen Karl IV. und seinem Erstgeborenen Don Ferdinand geschürte Zwietracht die Gelegenheit, auch in Spanien zuzugreifen. Indeß das tückische Attentat von Bayonne, durch welches Napoleon im Mai 1808 beide, Vater und Sohn, zur Thronentsagung nöthigte, um alsbald seinen Bruder Joseph als König nach Madrid abzufertigen, versetzte Land und Leute in Castilien und Aragonien in hellen Aufruhr. Der Volksgeist erhob sich wider die freche Usurpation um so heftiger, als die entthronte Dynastie keinerlei Vorsorge getroffen hatte. Juntas, die sich in Erinnerung an die alten, von den Habsburgern und Bourbonen seit Jahrhunderten vorenthaltenen Landrechte in den einzelnen Provinzen aufwarfen, eine Centraljunta, welche nothdürftig den nationalen Freiheitsgedanken vertrat, leiteten so gut es ging, hier und da auch mit Erfolg, den Bandenkrieg, der sich mit heißer Rachsucht den französischen Armeen entgegenwarf. Wie die Einzelnen und ganze Corporationen den englischen Gouverneur

auf Gibraltar und die Befehlshaber englischer Blokadegeschwader um Unterstützung anriefen, so konnte es nicht fehlen, daß die Organe der Regierung von Saint-James mit den Emissaren jener Juntas ebenso gut wie mit der von dem Hause Braganza in Portugal zurückgelassenen Regentschaft in Verkehr traten. Das britische Volk jubelte begeistert dem Freiheitskampfe der beiden Nationen zu, welche, wie durch Zauberschlag angefacht, Gut und Blut für Behauptung ihrer Selbstständigkeit einsetzen zu wollen erklärten. An der Opferfreudigkeit des Parlaments war nicht zu zweifeln. In der breiten Tajomündung wies die Vorsehung selber dem auf dem Weltmeere souverän schaltenden Reiche das Thor an, wo es vom Wasser dem Festlande beikommen und zu Gunsten seiner handelspolitischen Herrschaftszwecke die Sperre sprengen konnte. Schwungvolle, großgesinnte Staatsmänner, wie der Marquis von Wellesley und George Canning, durchschauten alsbald die großartige Aussicht, die sich hier zur Bekämpfung des Welteroberers aufthat, während in dem conservativen Cabinet Lord Portland's auch der Zweifel laut wurde, ob es gerathen sei, den populären Leidenschaften fremder Nationen und ihrer Insurrection anders als mit Geld und Waffen beizuspringen.

Nichtsdestoweniger wurde doch eine kleine, ursprünglich für den La-Plata bestimmte, bei Cork in Südirland zusammengezogene Truppenmacht für das soviel näher liegende Ziel ausgerüstet und Sir Arthur Wellesley nach London berufen, um sich mit ihm wegen Uebernahme des Commandos zu verständigen. Er verschwieg denn auch auf Grund seiner ndischen Erfahrungen keinen Augenblick, daß er den Volkskrieg gegen reguläre Truppen ohne Beigabe ebensolcher auf die Dauer für aussichtslos hielt, griff für seine Person auf der Stelle zu und ließ sich vor allem nicht durch den Einwurf irremachen, daß er wie zuvor Regierungssecretär bleiben müsse, auch wenn das ohne Stellvertreter nicht möglich wäre. Eben indem er sich auf solche Vorstellungen nicht einließ, sondern Beruf und heilige Pflicht als Eins erkannte, hat er selber die schwankende Staatsbehörde in die sicherlich gewagte, aber unerlaßliche Unternehmung

fortgerissen, die von der Ehre der eigenen Heimat und vom Heil der Welt erfordert wurde. Daß er sich andererseits über die Schwierigkeiten derselben keine Illusion machte, erhellt aus einem Gespräch, welches er damals mit seinem irischen Landsmanne J. W. Croker, dem langjährigen Leiter des „Quarterly Review", gehabt hat. Er meinte, die Franzosen, die er vor 12 Jahren schon in Flandern als tüchtige Soldaten kennen gelernt, gälten jetzt, nachdem alle Armeen Europas von ihnen geschlagen worden, mit ihrem neuen System allerdings für unbesiegbar. „Sie mögen auch mich überwinden, aber ich glaube nicht, daß sie mich im Manövriren unterkriegen werden." Vor allem habe er keine Angst, und dann könne ihr System auch scheitern gegen Truppen wie die englischen, die damals allein in Linie statt in Colonne anrückten, aber im Feuer wie mit dem Bajonnet Stand zu halten gewohnt waren.

Immerhin war es eine schwache Division, wesentlich Infanterie mit etwas Reiterei und Geschütz, nicht ganz 10,000 Mann, mit denen er sich am 12. Juli in Cork einschiffte und, da er beim Anlanden in Coruña am 20. Juli die galicischen Patrioten nur für Geld und Munition empfänglich fand, längs der portugiesischen Küste bis zu der Mündung des Mondego weiter fuhr. War er bisher auf sich selber angewiesen, so verkündeten ihm jetzt Regierungsdepeschen, daß noch fünf andere Corps in Bereitschaft gesetzt würden, daß der Oberbefehl an Sir Hugh Dalrymple, den Gouverneur von Gibraltar, übertragen und er selber nunmehr der jüngste der Divisionäre sei. Auch diese Ueberraschung nahm er mit gewohntem Gleichmuth hin und erwiderte dem Kriegssecretär Lord Castlereagh, daß er sein Bestes thun wolle, um Erfolg zu erzielen, und sich wohl hüten werde, vor der Zeit loszuschlagen. Mehrere Tage mußte er auf ruhiges Wetter warten, um seine Truppen zu landen, hatte dann aber die Genugthuung, daß am 6. August General Spencer, der mit 3000 Mann die Küste von Andalusien streifte, zu ihm stieß, sodaß er nun mindestens 12,000 geschulte Fußtruppen bei sich hatte. Nun mußte schleunig für Artilleriepferde und Schlachtvieh gesorgt werden. Eine Cooperation mit

dem wenig zahlreichen portugiesischen Heere, wie er schon unterwegs von dem Bischof von Oporto erfahren, konnte zunächst nur durch Ueberlassung von 1400 Mann Infanterie und 250 Reitern eingeleitet werden. Dagegen verfügte Junot über 30,000 Mann, die freilich in dem schmalen, langgedehnten Reiche weit auseinandergezogen standen. General de la Borde, der das Ausschiffen der Engländer beobachtete, hoffte sich mit Loison, der von Alemtejo herankam, zu vereinigen, während Wellesley am Ufer entlang nach Süden zog und sich wohl hütete, die Höhen der Sierra zu erklimmen, auf denen die Franzosen ebenfalls der Mündung des Tejo zueilten.

Nach dem ersten plänkelnden Kugelwechsel bei Obidos gab es bei Roliça ein schärferes Gefecht. Obwol von jeder Seite kaum 5000 Mann im Feuer standen, ist es doch dadurch von Bedeutung, daß die Franzosen, die auf der Höhe nicht umgangen werden konnten, trotz enger Défilés in Front angegriffen und nach stundenlangem Widerstande zum Rückzuge gezwungen wurden. Vor allem aber lernten die Engländer ihren Führer kennen, der alles sorgfältig vorbereitete, das Gefecht ruhig leitete und, indem er mit wenigen Worten den einzelnen Truppentheilen seine Befehle gab, bei jeder Vorwärtsbewegung unmittelbar hinter der Gefechtslinie vorritt, um die Wirkung im einzelnen wie im ganzen zu übersehen, bis das Feld sein war. Mit großer Vorsicht geschahen die weitern Schritte, theils weil er ohne Cavalerie nicht verfolgen konnte, besonders aber weil inzwischen jene Verstärkungen aus der Heimat anlangten, neben denen er nicht mehr auf eigene Hand handeln durfte. Um indeß einen gemeinsamen raschen Vorstoß zu verabreden, begab er sich an Bord des eingetroffenen Geschwaders, vermochte aber den General Burrard vor Ankunft Sir John Moore's zu nichts zu bestimmen. Unmuthig legte er sich am 20. August im Lager bei Vimeira unfern der See schlafen, als der Adjutant einen Dragonerunteroffizier, einen Deutschen, an sein Bett brachte, der nur schwer verständlich das Andrängen der Franzosen auf die Vorposten meldete. Der General, darüber unbesorgt, schlief nochmals ein. Gleich morgens am 21. August jedoch

erfolgte wirklich ein ungestümer Angriff auf seiner ganzen Linie, der die größte Anstrengung erforderte, um die Defensive wieder in eine Offensive zu verwandeln. Es war Junot selber, der de la Borde's und Loison's Truppen zusammengefaßt hatte und, an Reitern und Geschütz überlegen, vorzüglich die englische Linie zerschmettern wollte. Indeß mit einem Verlust von 6 Kanonen und 2000 Mann abgewiesen, gerieth er, als nun Sir Arthur gegen Cintra vorbrach, in unmittelbare Gefahr, vom Tejo abgedrängt zu werden. Die wichtigste Stellung im Lande ging ihm verloren. Da erschien General Burrard, der inzwischen gelandet war, beanspruchte als älterer Offizier die oberste Leitung und ließ halt machen, bis auch Moore zur Stelle sei. Tags darauf traf überdies Sir Hugh Dalrymple ein, und am 23. August ließ Junot durch Kellermann gar um Waffenstillstand als Einleitung zu einer Capitulation nachsuchen. Sir Arthur, der allein Sieger war, hat den Waffenstillstand unterzeichnen müssen, aber in einem Briefe an Castlereagh von demselben Tage sich gegen die Consequenzen der in der Folge von Cintra datirten Convention verwahrt, wonach der geschlagene Feind ungeschädigt und sogar auf englischen Schiffen das Land räumen durfte, ohne daß seine Generale das gestohlene Kirchensilber herauszugeben brauchten. Dalrymple, mit der reservirten Haltung seines Untergebenen wenig einverstanden, suchte nicht nur — zum Glück vergeblich — ihn auf einer Sendung nach Madrid zu entfernen, sondern machte sich durch Härte bei der Truppe verhaßt und gerieth alsbald auch in Spannung mit dem trefflichen Moore, als dieser Wellesley recht gab. Letzterer nahm, da es so unmöglich weiter gehen konnte, Urlaub und ging Ende September in die Heimat, nachdem er mit seiner Division noch in Lissabon eingezogen war und von den Offizieren ein Ehrengeschenk erhalten hatte.

Als er nun aber nochmals auf seinen Posten nach Dublin abgehen wollte, fand er in London die öffentliche Meinung über den unbehelligten Abzug der Franzosen aus Portugal dermaßen erregt, daß er zunächst das Ergebniß einer Untersuchung abzuwarten beschloß. Obwol die Presse über ihn so gut wie über

die andern betheiligten Offiziere herfiel, verschmähte er es doch, seine eigene Verantwortung zu führen oder gar Kameraden und Vorgesetzte anzuklagen. Auch als das Kriegsgericht zu Chelsea, das ihn wie Dalrymple und Burrard vernommen hatte, erkannte, daß keiner zu tadeln sei, steckte er selbst das alberne Urtheil ein und ging wirklich noch einmal nach Irland hinüber. Im Jahre 1809 jedoch wurde das Parlament eröffnet, wo er nicht nur irische Geschäfte zu vertreten, sondern namentlich auch zu helfen hatte, um die von der Opposition gegen die bisherige Kriegführung gerichteten Angriffe abzuwehren. Nichtsdestoweniger wurde ihm die Genugthuung, daß beide Häuser ihm und seinen braven Truppen amtlich Dank aussprachen und eine in Aussicht genommene Auszeichnung, wie er selber vorgeschlagen, nicht ihm, sondern dem General Spencer zutheil wurde.

Mittlerweile aber wurden die Gemüther durch ernste Ereignisse in steigender Aufregung erhalten. Sir John Moore, der an die Spitze aller auf der Peninsula verwendbaren britischen Streitkräfte gestellt worden, bei dem Wellesley selber einen Platz zu finden gehofft hatte, war seiner Instruction gemäß in das nordwestliche Spanien vorgedrungen, hatte aber bald vor den weit überlegenen feindlichen Streitkräften, die anfangs von Napoleon selber, dann aber von dem Marschall Soult geführt wurden, an die Rhede von Coruña zurückweichen müssen, wo er zwar am 16. Januar die Einschiffung seines Corps erfolgreich deckte, dabei aber im tapfern Kampfe selber fiel. Nichts war nun mehr geeignet, den Entschluß der englischen Nation zu directer Unterstützung des spanischen Aufstandes zu bestärken. Auch richtete die Regierung unverzüglich eine Einladung an die Centraljunta von Sevilla, Cadix zur Basis für die Operationen einer britischen Armee zu machen. Erst hierauf, aber ehe nur die ablehnende Antwort der Spanier eintraf, ersuchte Lord Castlereagh Sir Arthur um ein Gutachten, das, schon am 7. März eingereicht, denn freilich ganz anders lautete. Es ging von dem Gedanken aus, daß Portugal mit dem freien Ocean im Rücken sich sehr wohl vertheidigen lasse und der

dortige Erfolg vollends erst dem Freiheitskampfe der Spanier Nutzen bringen werde. Aus den Portugiesen aber lasse sich nach dem Muster der eingeborenen Truppen Indiens unter englischen Offizieren und im Anschluß an englische Regimenter sicherlich eine tüchtige Mannschaft herstellen. In solcher Vereinigung und von solchem Stützpunkt aus könne mit Vertrauen dem Schreckensystem Napoleon's entgegengetreten werden. Zu seinem eigenen Heil überzeugte sich damals das Cabinet von der Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge und übertrug bereits Anfang April den Oberbefehl einer planvollen Unternehmung dem General, während dieser einen anglo-irischen, in portugiesischen Dingen wohlerfahrenen Landsmann, Lord Beresford, mit jener wichtigen Organisation betrauen durfte. Die Regentschaft in Lissabon war verständig genug darauf einzugehen, da England die Hauptlast der Kosten und der Sieger von Vimeira auch in diesem Stück die oberste Leitung übernahm. Dieser verzichtete nunmehr endgültig auf Civilamt und Parlamentssitz, um ohne Verzug mit unvergleichlicher Gewissenhaftigkeit und Umsicht die für Mannschaft und Thiere unerlaßlichen Maßregeln zu treffen. Man staunt über die klare und ruhige Vielseitigkeit, mit der er in zahllosen Anschreiben fortfuhr, den Ministern in irischen und indischen Dingen zu rathen oder scherzend mit zahlreichen Freunden seine Gedanken auszutauschen. Man staunt noch mehr über das sichere Vertrauen auf guten Erfolg, mit dem er bis zum 22. April wieder in Lissabon eintraf, wo in tief aufgewühlten Zuständen die Anfänge einer Ordnung erst aus dem Rohen geschaffen werden mußten, und kaum 16,000 Mann, die Reste von Moore's Corps, zur Verfügung standen.

Indeß die Einwohner Lissabons empfingen ihn mit Begeisterung, die Regenten hörten leidlich auf seine Weisungen und die Stimmung der gesammten Bevölkerung war den Franzosen so gram, daß sich kein Verräther fand, um Soult, der mit 20,000 Mann nördlich vom Tejo, und Victor, der mit 38,000 Mann südlich in Estremadura stand, den rasch ins Werk gesetzten Plan zu hinterbringen. Da vor der weiten Entfernung zwischen den Feldlagern der beiden französischen Generale

an rasche Vereinigung nicht zu denken war, hatte Wellesley sich nur zu entscheiden, gegen wen er zuerst losstürzen wollte. Er wählte seiner Grundanschauung gemäß die Offensive gegen Soult, der von der portugiesischen Krone träumte und von Oporto aus seine Vedetten bis an den Vougafluß vorgeschoben hatte. Nachdem in den ersten Tagen des Mai 13,000 Engländer und 3000 Mann von der deutschen Legion mit 15,000 Portugiesen bei Coimbra in 8 Infanterie- und 1 Cavaleriebrigade vertheilt worden, ging es vorwärts. Nach kurzem Gefecht räumte der Feind mit Verlust von 3 Kanonen die Vougalinie und ging über den Douro zurück, indem er die Schiffbrücke bei Oporto und alle Boote schleunig auf das Nordufer nahm. Während Beresford stromauf bei Lamego übersetzen sollte, um Soult den Marsch nach Braga zu verlegen, kam Wellesley alles darauf an, sobald als möglich geradeaus über den Douro zu setzen, zumal als sein Scharfblick, der nirgends versagte, von den diesseitigen Höhenzügen aus erspäht hatte, daß das große Priesterseminar bei Oporto, ein strategisch überaus wichtiger Fleck, unbesetzt geblieben. Da gelang es einem waghalsigen Hauptmann, mit Hülfe eines Geistlichen und einiger Bürger der Stadt, die nothwendigen Fahrzeuge herbeizuschaffen. Die kühne That führte zur vollständigen Austreibung des Feindes, der Hals über Kopf mit Einbuße seiner Geschütze, Trains und 6000 Mann nach Galicien davonging. Unendlich gern hätte sich der General nun sofort gegen Victor gewandt, wenn Hitze und Eilmärsche nicht unter seinen Leuten Krankheit erzeugt hätten. So sah er sich genöthigt, bei Coimbra und Abrantes halt zu machen, bis hinreichende Verstärkungen eintreffen konnten, die für ein sicheres Gelingen des Feldzugs leider zu lange auf sich warten ließen. Er hat, wie seine Briefe und Berichte bezeugen — denn fleißiger war niemals ein Feldherr mitten in den Operationen auch mit der Feder — die unfreiwillige Muße benutzt, nicht nur um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, sondern um sich selber über die militärische Lage der Pyrenäischen Halbinsel und ganz Europas zu orientiren, sowie über die keines-

wegs erquicklichen Verhältnisse der britischen Regierung auf dem Laufenden zu erhalten.

Freilich war der Kaiser Napoleon selber wieder durch Krieg mit Oesterreich an die Donau abgerufen, aber er hatte 250,000 Mann unter seinen tüchtigsten Generalen in Spanien gelassen, die, obwol weit auseinandergezogen, doch stark genug erschienen, um das Königthum Joseph Bonaparte's zu behaupten, die erbärmlichen Gegenanstalten der aufständischen Spanier niederzuschlagen und die Engländer aus Portugal zu vertreiben. An 100,000 Mann deckten Madrid, von denen 28,000 Mann unter Victor bei Casares in Estremadura südlich vom Tajo standen und Soult, durch Vereinigung mit Ney wieder auf 30,000 Mann gebracht, im Anmarsch nach jenem Flusse schon Salamanca erreicht hatte. Es war daher hohe Zeit für Sir Arthur, wenn er Victor allein schlagen wollte, sich nach Osten zu wenden. Hierfür standen ihm 18,000 Engländer, 15,000 portugiesische Hülfstruppen unter Beresford und 4000 Freischaren, meist Contrebandisten, zur Verfügung, welche Sir Robert Wilson befehligte. Letzterer reichte über den gebirgigen Norden von Estremadura den Spaniern die Hand, die angeblich über 70,000 Mann stark unter Cuesta und Vanegas auf beiden Seiten des Tajo sich verzettelten. Es war das erste mal, daß der englische Oberfeldherr mit ihnen in Berührung kam, als er mit Cuesta verabredete, gemeinsam über Plasencia und Almarez auf Madrid zu marschiren, wobei aber verhütet werden mußte, daß weder Sebastiani von Toledo her, noch Soult durch die Pässe im Norden zu Victor stießen. Sobald die englischen Regimenter jedoch das spanische Gebiet betraten, fanden sie weder für die verheißene Zufuhr gesorgt noch freudige Zuneigung bei denen, für die sie fechten sollten. Sir Arthur meinte, nachdem er am 20. Juli bei Oropesa die Spanier gemustert hatte: „Ich weiß nicht, was wir mit diesen Leuten anfangen sollen. Hinter Steinmauern werden sie sich allenfalls vertheidigen, aber für Bewegungen im Feuer sind sie nicht zu brauchen. Ich fürchte, sie werden mir eher zur Last sein.“

Mit den Generalen, dem altersschwachen Cuesta, dem eiteln Vanegas, hartnäckigen, voreingenommenen Castilianern gleich vielen andern, war schlechterdings nicht auszukommen. An Umkehr indeß ließ sich ebenso wenig denken. Schon weil Victor rasch von Trujillo über den Tajo zurückeilte, bewahrten die Engländer Fühlung mit den Spaniern und erreichten am 22. Juli Talavera la Reina an der Mündung des Alberche in den Hauptstrom. Aber weder war Cuesta zu einem gemeinsamen Angriffe zu bewegen, noch sorgte Vanegas rechtzeitig für Bewachung der Pässe, sodaß Joseph und Sebastiani ihre Truppen in der That mit Victor bis zu 50,000 Mann vereinigten und den Gegnern Flanke und Rücken bedrohten. Vielmehr ließ sich der Spanier, der trotz aller Abmahnung auf eigene Hand Madrid nehmen wollte, am 26. Juli von Victor schlagen, sodaß der englische Feldherr in der Defensive bei Talavera die in heilloser Flucht zurückeilenden Scharen bergen und zugleich den Anprall des Feindes aufnehmen mußte. Zum Glück hatte er bei zeiten seinen Leuten in der Mitte und auf der Linken eine gutgewählte feste Stellung angewiesen und suchte die etwa noch brauchbaren 10,000 spanischen Helden rechts in dem gedeckten Terrain am Alberche zu verwenden. In einer überaus ernsten Lage galt es vor allem, dem Lande und Europa zu zeigen, daß die englische Regierung mit vollem Ernst den Kampf in der Peninsula aufgenommen habe. Dank aber wieder jenen ganz unvorbereiteten und prahlsüchtigen Kampfgenossen wäre er selber am 27. Juli, als er mit der Stabswache von einem Schlosse aus recognoscirte, durch die anmarschirenden französischen Regimenter abgeschnitten und aufgehoben worden, wenn den geräuschvoll Zurückgalopirenden die Feinde nicht unwillkürlich ihre Reihen geöffnet hätten. So kam es zu der zweitägigen Schlacht bei Talavera, in welcher er mit 44,000 Mann Fußvolk, 10,000 Reitern und 100 Geschützen, von denen aber nur 19,000 Engländer und Portugiesen, der Rest meist schlechtbewaffnete und undisciplinirte Guerrillas waren, einen durch und durch geschulten, kriegstüchtigen Feind, 43,000 Mann Infanterie, 7000 Reiter und 90 Geschütze zu bestehen hatte. Am 27. Juli warf sich Victor mit

wiederholtem Ungestüm auf seine Linke, die General Hill schwerlich gehalten hätte, wenn nicht einige seiner Brigaden den Feind von der Seite angegriffen und ihn wieder von der Höhe herabgeschleudert hätten. Noch erbitterter wurde am 28. Juli, nachdem die Engländer nicht einmal zu essen gehabt, mit kurzer Unterbrechung bis zum Abend gefochten. Das Resultat einer unvergleichlichen Ausdauer war schließlich ein Sieg, der 6000 Mann kostete, aber jedes Vertrauen auf die spanischen Verbündeten zertrümmerte. Büßten auch die Franzosen beträchtlich mehr ein, so konnten sie doch unbehelligt abziehen, während Soult in der That mit 35,000 Mann durch den unbewachten Paß von Baños anrückte.

Sir Arthur, im Begriff, ihm kühn entgegenzutreten, vernahm am 3. August in Oropesa, daß der Feind doppelt so stark war, als er vermuthete. Rasch entschlossen wandte er sich nach Süden, um die Tajo-Uebergänge bei Puente del Arzobispo und Almaraz zu sichern, damit ihm nicht gar der Rückweg nach Estremadura verlegt würde, als Cuesta, der die Beobachtung Victor's und den Schutz der Hospitäler in Talavera schmählich in Stich gelassen, abermals verzweifelnd hinterdreinstürzte und an seinen Fersen 30 Geschütze an die nachsetzenden Franzosen einbüßte. Diese freilich stutzten vor dem noch rechtzeitig zerstörten Flußübergange, theilten auch bald ihre Streitkräfte, sodaß das englische Corps, durch die Schlacht und unverantwortliche Vernachlässigung von seiten seiner Verbündeten stark mitgenommen, nach einer Woche bei Badajoz am Guadiana halt machte, um von da aus Lissabon wie Cadiz, wohin die spanische Centraljunta bereits reißaus genommen, auch ohne deren Generale, deren Eigensinn und Feigheit soviel Unheil gestiftet, mit Erfolg zu decken. Lord Wellington aber, denn zu diesem Titel in der englischen Pairie wurde jetzt der Sieger von Talavera erhoben, hatte im Herbst mit aller Kraft nicht nur die Herzen seiner Soldaten, sondern Englands selber anzuspornen, wo Napoleon's vollständiger Sieg über Oesterreich und eine Cabinetskrisis, die Folge einer gänzlich verfahrenen Expedition in die Schelde und einer Reihe von Unterlassungssünden, den Streit zwischen

Castlereagh und Canning bis zum Austritt beider entzündete, sehr leicht auch das Aufgeben Portugals herbeiführen konnte. Man findet ihn daher bald in Lissabon, eifrig beschäftigt die Organisation der portugiesischen Truppen zu vollenden, die englischen Behörden zu reichlichern Spenden anzuspornen und in aller Stille einen festen Fleck am Meere zu erspähen, um auch noch auf der letzten Scholle Erde Widerstand zu leisten und sich ohne Verlust einzuschiffen. Auch eilte er nach Cadiz, um sich mit seinem Bruder, dem Marquis, in Einvernehmen zu setzen, als derselbe, bisher bei der provisorischen Regierung der Spanier beglaubigt, von Spencer Perceval, der an Stelle des verstorbenen Herzogs von Portland Premier geworden, zum Staatssecretär des Auswärtigen gemacht wurde. Obwol dort mit hohen Ehren empfangen und zum Generalcapitän in der spanischen Armee erhoben, rieth er diesen dummen stolzen Leuten doch vergebens, den Franzosen hinfort nicht mehr offensiv zu begegnen. Denn um dieselbe Zeit wurde ein erneuter Versuch auf Madrid, wie vorausgesagt, mit schwerem Verlust abgewiesen. Wellington, der sich auf die großartigsten Anstrengungen Napoleon's gefaßt machte, nahm daher zu Ende des Jahres seine Truppen, von denen kaum 20,000 feldtüchtig waren, wieder nach Portugal zwischen Tejo und Douro zurück, während General Hill von Abrantes aus die Straße durch Alemtejo beobachtete. Gegen den Kleinmuth seiner Regierung, unter dem wüthenden Gezeter der Opposition im Parlament faßte er allein den Entschluß, das angefangene Werk nicht schnöde preiszugeben. Nur bestand er auf ausgiebiger Zufuhr und der Bereithaltung eines großen Geschwaders in der Tagusmündung, das ihm, wenn alle Manöver scheiterten, an Bord nehmen könne.

Und wirklich mit dem Frühling 1810 wurden die Heermassen des Imperators durch 150,000 frische Mannschaften auf 380,000 Mann gebracht, von denen die Corps unter König Joseph, Victor, Mortier, Sebastiani und bald auch Soult sich über Estremadura und Andalusien gegen Cadiz wendeten, während andere, zunächst diejenigen von Ney und Junot zum Vormarsch auf Lissabon in Stand gesetzt wurden. Wellington, der, wenn es

hoch kam, über 30,000 Briten, 25,000 portugiesische Regulare und 30,000 Milizen verfügen konnte, von denen noch Abtheilungen nach Cadiz sowie zur Observation nördlich und südlich vom Tejo abgegeben werden mußten, begründete nun aber seinen Vertheidigungsplan auf die Beobachtung, daß Napoleon seinen leicht beweglichen Armeen nur den nöthigsten Mundvorrath mitgab und das unaufhaltsam überrannte Gebiet des Feindes weiter sorgen ließ. Nicht die Sache Englands oder der Peninsula allein, sondern die Errettung Europas sollte es daher rechtfertigen, wenn er die Portugiesen und ihre Regentschaft nöthigte, alles Land und seinen Ertrag, jede Dorfschaft, jede Behausung, jede Mühle auf der Anmarschlinie der Franzosen zwischen Guadiana und Douro mit Stumpf und Stiel zu zerstören, damit die nachdringenden Feinde an der von ihm gewählten uneinnehmbaren Position um so sicherer zu Schanden würden. Einen Augenblick noch schien es freilich, als ob solche grausame Zumuthung erspart werden könnte, indem Soult im Süden durch einen Vorstoß des Generals Hill auf Badajoz halt geboten wurde, und Craufurd, den nördlich in den Douro fallenden Grenzfluß Coa überschreitend, Ney entgegentrat. Da aber erhielt den Oberbefehl über dessen Corps und dasjenige Junot's, die sogenannte Armee von Portugal, der Marschall Masséna, ohne Frage der bedeutendste aller napoleonischen Feldherren, von Zürich und jüngst von Aspern her gefürchtet, von dem es zwar hieß, daß er nur mit Widerstreben daranging, den bisher überall geernteten Ruhm in der unberechenbaren Pyrenäischen Halbinsel auf das Spiel zu setzen, den aber Wellington in der Folge als den gefährlichsten seiner Gegner bezeichnet hat. „Ich weiß nur", pflegte er trocken zu sagen, „ich habe Masséna stets gefunden, wo ich ihn am wenigsten zu haben wünschte." Dieser rückte nun am 1. Juni mit zwei Armeecorps von Salamanca auf Ciudad Rodrigo; doch ließ sich Wellington, der allerdings bis Almeida einen Vorstoß machte, weder zu einer Feldschlacht, noch zur Abwehr der Belagerung der erstern Festung verlocken, wie laut auch Portugiesen und Spanier ihn darum anriefen, und wie erbittert namentlich letztere schrien, als Ciudad Rodrigo

schon am 11. Juni fiel. Da Craufurd nicht ohne Verlust über den Coa zurückgedrängt wurde, kam nun auch die Reihe an Almeida, welches bis zum 28. August ausharrte. Wellington, der die aus Portugiesen bestehende Garnison gern herausgezogen hätte, schritt, unbekümmert um die angstvolle Stimmung der Bevölkerung, zur Verwüstung der Landschaft. Um jedoch seine Magazine zu Coimbra nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, seinen eigenen mürrischen Truppen Muth zu machen und das Werk der Zerstörung in seinem Rücken zu vollenden, entschloß er sich, dem auf der Straße von Viseu herandrängenden Marschall doch einmal die Spitze zu bieten. So kam es am 27. September zur Schlacht bei Bussaco, wo Wellington, der auch Hill herangezogen, mit 50,000 Mann eine sehr starke Stellung innehatte. Masséna führte 70,000 Mann ins Feuer, aber in zwei nicht gleichzeitig anrückenden Schlachthaufen, welche nacheinander schwer geschädigt zurückgeschleudert wurden. Leider fehlte es wieder an Cavalerie, den Sieg zu verfolgen, sodaß Masséna schon am folgenden Tage versuchen konnte, den Engländer von seiner Rückzugslinie abzudrängen. Dieser durchschaute jedoch bei zeiten die gefährliche Bewegung und zog am 29. September sein Heer mit allem Zubehör aus Coimbra, vor sich die Masse der Bevölkerung mit ihrer lebenden und beweglichen Habe, die Gebiete ringsum in eine Einöde verwandelnd. Am 8. October erreichte man, von der plänkelnden Reiterei gedeckt, die zur Aufnahme aller fertiggestellten Linien von Torres Vedras.

Auf dem nördlichen Vorsprung der Tagusmündung waren sie, anlehnend an altes, bis auf die Römertage zurückreichendes Gemäuer, über kaum anderthalb Meilen lange Höhenzüge zwischen dem Meer und dem breiten Strom, mit trefflicher Benutzung der Natur, gezogen worden. Seit Monaten hatte dort alles, was nur schaufeln konnte, unter Leitung einsichtsvoller Offiziere Werke errichtet, welche nördlich von Mafra einen dreidoppelten Panzer von Schanzen und Redouten schufen, Terrasse über Terrasse, mit 600 Feuerschlünden, welche die Landseite bestrichen. Hinterrücks gesichert lagen Cintra und Lissabon, seine

unvergleichliche Rhede gedeckt durch Fort San-Juliao. In einem so weiten Raume aber hatten Hunderttausende Platz, die Landbewohner mit ihrer armseligen Habe, die Kranken und Verwundeten, die überall sorgfältig vor dem Feinde geborgen wurden, die streitbaren Mannschaften. Hier ließ sich unter dem Schutz des starken, von Admiral Berkeley befehligten Geschwaders sicher und bequem für reichliche Ernährung sorgen; hier bot der freie Ocean, wie einst den Helden Athens hinter ihren langen Mauern, ein sicheres Entkommen. Deshalb gedachte der kaltblütigste aller Feldherren hier ebenso eisern standhaft auszuharren, wie er bisher gegen alle kleinmüthige Entwürfe der Regenten in Lissabon und der Minister in Westminster taub geblieben war. Erst als jene, die von Verrath redeten, für die eigenen Truppen nichts übrighatten, wandte er sich bis nach Rio de Janeiro, sodaß die gewünschte Wirkung nicht ausblieb. Und als Lord Liverpool, der Kriegssecretär, immer noch von Einschiffen und Sparen redete, gab er auf eigene Hand Papiergeld aus und erlaubte amerikanischen Schiffen, ihre Kornfrachten behufs Verpflegung seiner Scharen frei im Tejo auszuladen. „Mit dem offenen Meer“, meinte er, „und Schifffahrt genug im Strom kann ich nicht viel Gefahr laufen. Jeder Tag, den wir hier aushalten, bedeutet unendlichen Gewinn für uns und große Einbuße für den Feind, denn Europa will den Druck nicht auf immer ertragen; die erste empfindliche Schlappe Bonaparte's ist das Signal zu einer allgemeinen Erhebung.“

Masséna, der von dem Dasein so großartiger Linien erst erfuhr, als er sie vor sich hatte, stutzte und überzeugte sich in unruhigen, nutzlosen Anläufen, daß weder List noch Gewalt diesem Sicherheitsbau beikommen konnte. Dagegen war der Mundvorrath seines Heeres sofort aufgezehrt und, da ringsumher alle Lebensmittel vertilgt worden, mußten ganze Brigaden weit rückwärts zu Requisitionen detachirt werden, wobei sie dann mit den überall auftauchenden spanischen Banden zu schaffen bekamen. Im November schon begann ein Sterben unter Pferden und Zugthieren; die Lazarethe lagen voll Kranker. Wellington, der alles beobachtete und beständig von den Ver-

bündeten bestürmt wurde, überlegte mehrmals, ob er nicht einen Schlag führen sollte, der möglicherweise Portugal und Andalusien vom Feinde befreien konnte. Er that es nicht, weil, da man selber nicht zu darben hatte, der Gegner auch ohne eine Schlacht zurückweichen mußte und, selbst wenn auch Soult herbeikäme, er ihn gleichfalls mit denselben Mitteln abzuwehren sich getraute. Mittlerweile schonte er nicht nur die eigenen Truppen, Briten, Portugiesen, das Corps des Spaniers La Romana, sondern machte sie durch fleißiges Ueben und namhafte Verstärkung, wozu auch die Flotte beitrug, von einem Tage zum andern vollkommener.

Um so sicherer aber wurden durch Hunger, Seuchen und Zuchtlosigkeit die Kräfte des Marschalls aufgezehrt. Beging er überhaupt einen Fehler, so war es nach Wellington's Meinung der, daß er das Unmögliche leisten wollte und zu lange halten blieb. Da er nun aber weder von Napoleon, der sich bereits mit dem Zaren verfeindete, andere Befehle erhielt, noch auf ein Zusammenhandeln namentlich mit Soult ernstlich rechnen konnte, gegen den Cadiz sich nicht minder uneinnehmbar erwies, da der dort auch von den Spaniern geleistete Widerstand die Blicke der Welt zu fesseln begann, so sicherte sich Masséna zwar die Straßen über Santarem auf jene beiden von ihm eroberten Festungen, ließ aber den ganzen Winter verstreichen, bis er am 4. März 1811 ohne Schlacht besiegt mit ungeheuern Opfern vor jenen gewaltigen Linien einen Rückzug antrat, den sein Gegner als ein militärisches Meisterstück bezeichnete. Obwol ihm Wellington nämlich Schritt für Schritt folgte und an jedem Halt zu schaffen machte, obwol er ihm am 29. März am Coa bei Sabugal fast alles Feldgeschütz abnahm, so brachte doch Masséna die Truppen, deren Rachsucht, wie sie im Franzosen steckt, die erduldeten Leiden an den Eingeborenen vergalt, über Ciudad Rodrigo nach Salamanca, wo sie nicht nur unglaublich schnell wieder zu Kräften kamen, sondern den Kampf um die Grenzfesten unverzagt aufnahmen. Da eben jetzt der spanische General, der im Süden Badajoz vertheidigen sollte, feig capitulirte, so konnte von einer Befreiung Portugals wahrlich noch

nicht die Rede sein. Indeß als Masséna Verstärkung nach Almeida werfen wollte, trat ihm Wellington am 2. Mai zwischen den beiden Thälern des Turones und Los Casos bei dem Dorfe Fuentes d'Onoro entgegen, wo es zu einem dreitägigen Ringen kam, in welchem Engländer und Portugiesen zwar die Fronte wechselten und stark mitgenommen wurden, aber auch Masséna von seinem Vorsatze abstehen mußte. Zehn Tage später sprengte die französische Besatzung von Almeida die Werke und schlug sich, was wol hätte verhindert werden können, zu den Ihrigen durch.

Mittlerweile war Wellington nach Estremadura zu Lord Beresford geeilt, der die Aufgabe hatte, mit 7000 Mann Portugiesen und einer englischen Füsilierbrigade in Verbindung mit den Spaniern unter Blake und Castaños Badajoz zurückzugewinnen. Da drang Soult selber heran, den festen Platz zu entsetzen. Am 16. Mai traten jene, sich mit einer Blokade begnügend, ihm bei Albuera in einem der blutigsten Treffen des Kriegs entgegen. Da die Spanier, weil sie noch immer elend geführt wurden, auch diesmal nicht Stand hielten, wäre der Tag ohne Zweifel verloren gewesen, wenn nicht das ruhige Rottenfeuer der Füsiliere, von denen nur 1500 davonkamen, dem Feinde halt geboten hätte. Wellington, der erst hinterdrein eintraf, hat stets dem hier bewährten kaltblütigen Heldenmuth das höchste Lob gespendet, während er manches bei Albuera vorgekommene Versehen mit nachsichtigem Schweigen hinnahm und mit unerschöpflicher Geduld gegen die Schwierigkeiten anzukämpfen fortfuhr, welche ihm nach wie vor von Lissabon und Cadiz aus bereitet wurden. Obgleich Masséna eben durch Marmont ersetzt wurde, sah er doch voraus, daß dieser nicht so bald vorbrechen werde, und nahm daher zwei seiner Divisionen nach Estremadura, wo Soult nur auf Verstärkung wartete, um Badajoz mit Sicherheit frei zu machen. Als da nun einige Wochen darauf Marmont von Castilien durch den Paß von Baños herankam, hatte Wellington mit 35,268 Mann noch immer auf den Höhen von Albuera die belagerte Festung im Rücken, um Mitte Juni beide Marschälle mit 67,000 Mann vor sich.

Auch als zum 24. Juni General Spencer mit dem Rest der Truppen, die bisher am Coa stehen geblieben, eintraf, waren kaum 25,000 Briten beisammen und war der Feind allein an 3000 Mann Reiterei überlegen. So blieb er hinter seinen Feldschanzen ruhig bis zum 15. Juli liegen, bis die Gegner, abermals von Mangel gezwungen, der eine nach Andalusien, der andere über den Tajo ging.

Auf der Stelle beschloß der englische General, dem letztern nach Norden zu folgen und die Versuche auf Ciudad Rodrigo zu erneuern, mußte dann aber, als er die Stellungen an der portugiesisch-castilischen Grenze wieder einnahm, bald gewahr werden, daß Marmont nicht nur selber beträchtlich verstärkt wurde, sondern durch die weit auseinandergezogenen englischen Linien hindurch die nur dürftig eingeschlossene Festung weiter verproviantiren konnte. So hatte Wellington dann wochenlang zu manövriren, damit der Belagerungstrain, der jetzt erst aus England eintraf, zu Wasser, soweit das von Oporto aus stromauf möglich war, und quer durch gebirgige, straßenlose Landschaft herangeschleppt werden konnte, wobei britische Matrosen gleichfalls das Beste thaten. „Man kann ihnen alles zumuthen, was nicht geradezu unmöglich ist“, sagte Wellington mit hoher Bewunderung vor den riesenmäßigen Leistungen dieser Menschenklasse. Zuvor aber mußte der Herbst mit seinen in jenen Regionen unvermeidlichen Leiden, Regen, Fieber, Sterben von Menschen und Vieh, überstanden sein, bis der Feldherr, der durch sein meisterhaft organisirtes Nachrichtenwesen in Erfahrung brachte, daß Napoleon wegen seines Zerwürfnisses mit Rußland immer mehr Truppenmassen über die Pyrenäen zurücknahm und Marmont in Valladolid Standquartier angewiesen hatte. Nun hatte er lange genug scheinbar unthätig gelegen und erhob sich plötzlich gleich dem bengalischen Tiger zu gewaltigem Sprunge. Am 7. Januar 1812 überschritt er bei Schnee und Eis den Agueda. In wenigen Tagen spielten die wohlvorbereiteten Batterien gegen Ciudad Rodrigo. Nachdem an zwei Stellen Bresche geschossen, erfolgte in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar der Sturm, der allerdings die Generale Craufurd

und Mackinnon sowie viele Offiziere und Mannschaften kostete, Marmont aber völlig überraschte, sodaß er nun rückwärts die offene Universitätsstadt Salamanca mit ihren klösterlichen Bauten hastig in einen Waffenplatz verwandeln mußte.

Unverzüglich raffte Wellington von seinem Heer zusammen, was marschfertig war, und eilte wieder nach Süden an den Guadiana, wo der umsichtige Hill den kleinen Krieg führte. Nachdem sie Badajoz von neuem cernirt, begannen sie, ohne sich mit regelrechten Approchen aufzuhalten, am 17. März die Beschießung. Denn jeden Augenblick konnte Soult wieder zur Stelle sein, der sich noch weiter an Cadiz die Zähne ausbiß, wo eben unter dem Donner der feindlichen Geschütze die Cortes todesmuthig eine freie Verfassung Spaniens beriethen. Um jeden Preis aber mußte seinem Zusammengreifen mit Marmont zuvorgekommen werden, der zum Glück über den Befehlen seines Kaisers, in das nördliche Portugal einzubrechen, allzu lange brütete, sodaß beide Marschälle einander in Stich ließen. So traten denn am 6. April abends mit dem Glockenschlag 10 Uhr 18,000 Briten und Portugiesen, nachdem auch in Badajoz Bresche geschossen, zum Sturm an. Wellington, der so nahe wie möglich bei Fackelschein und beim Aufblitzen des Geschützes dem fürchterlichen Ringen zugeschaut hatte, ritt selber durch die Trümmer, sobald ihm gemeldet wurde, daß sich der tapfere Picton in der Citadelle festgesetzt hatte. Grauenhaft haben die Sieger in der eroberten Stadt gehaust. Zum ersten mal aber auch ließ der General in seinem Bericht ein Wort zum Ruhme seiner Feldärzte einfließen, denn an 6000 Todte und Verwundete hatte die blutige Arbeit erfordert, weil sich die Vertheidiger an den zerschossenen Wällen mit dem Muthe der Verzweiflung zur Wehr setzten. Strategisch lag die Bedeutung dieses doppelten Erfolgs darin, daß Marmont von der Invasion Portugals abstand, während sein Gegner, der sich sofort wieder nach Norden wandte, nunmehr mit zwei festen Stützpunkten auf spanischem Boden nicht nur das Küstenland Portugal schirmte, sondern die nächste Campagne offensiv gegen die Mitte des iberischen Continents richten konnte.

Beide Theile indeß, der Erholung bedürftig, ruhten bis in den Juni; nur daß Hill von Merida in Estremadura aus plötzlich die Tajobrücke bei Almaraz zerstörte, sodaß die Heermassen des Feindes nur über Toledo miteinander in Verbindung bleiben konnten. Wellington focht unverdrossen weiter gegen Kleinmuth und Knauserei der Spanier, der Portugiesen und der eigenen Heimat, um sein Heer zum Vormarsch gegen Marmont in Stand zu setzen. So schrieb er denn auch am 26. Mai vertrauensvoll an Lord Liverpool, der jüngst Premier geworden: „Ich glaube, ich kann die Bewegungen mit Sicherheit ausführen, ausgenommen natürlich stets das Wagniß einer allgemeinen Action. Doch werde ich auch dabei nicht den kürzern ziehen.“ Er verfügte selber über 40,000 Mann, während Hill mit 15,000 und durch das Detachement in Cadiz auch die dortige Vertheidigung von ihm abhing. Die weitüberlegenen französischen Streitkräfte dagegen wurden gerade durch diese Theilung des Kriegstheaters auseinander gehalten. Keiner der Marschälle außerdem fügte sich willig dem andern und am wenigsten dem Oberbefehl König Joseph's. So durfte es Wellington schon mit Marmont aufnehmen, selbst wenn diesem von Burgos oder Madrid her beigesprungen würde, wenn nur, worauf er immer wieder drang, die Engländer auf Sicilien Befehl erhielten, Suchet in Catalonien zu beschäftigen. Leider hing, daß alle seine Anschläge eintrafen, auch von dem guten Willen anderer ab.

Als er sich Mitte Juni erhob und den Tormes erreichte, nahm er Salamanca ohne Schwertstreich. Nur hatten ihm seine Kundschafter nicht hinterbracht, daß einige Collegiatgebäude daselbst in feste Castelle verwandelt worden waren. So mußte unter beständigen Scharmützeln schweres Geschütz aus Almeida herbeigeschafft werden und der Rest des Monats verstrich, bis dies Hinderniß aus dem Wege geräumt war. Mittlerweile wich Marmont auf das rechte Douro-Ufer zwischen Toro und Tordesillas aus, in der Erwartung, daß Caffarelli von Burgos zu Hülfe komme. Geschah das nun auch nicht, so erfuhr sein Gegner, der ihn, nur durch den Strom geschieden, fest im

Auge behielt, eben jetzt, daß aus der ihm so hocherwünschten Demonstration gegen Catalonien nichts werden sollte. Vierzehn Tage verstrichen, bis am 16. Juli Marmont bei Toro wieder über den Douro ging, die Reiterei voraus, das Thal des Guareña hinaufdrang und zwischen Huerta und Alba oberhalb Salamanca auch den Tormes überschritt, in der deutlichen Absicht, dem Gegner die Straße nach Ciudad de Rodrigo zu verlegen. Wol war ihm Wellington stets auf Kanonenschußweite parallel gefolgt, in der Befürchtung, daß ihm die rasch marschirenden Franzosen den Vorsprung abgewinnen könnten, mußte aber nun erleben, daß die Spanier, welche Alba bewachen sollten, dasselbe ohne Befehl räumten, während Caffarelli von Burgos her in Anmarsch war. So blieb nur übrig, rasch Salamanca zu räumen. Kaum aber waren die Engländer am 21. Juli über die Brücke, als sie auch schon eine Meile südlich den Feind vor sich hatten, dem es im Wettlauf gelang, wenigstens einen der beiden Hügel (Arapiles), welche das Plateau beherrschen, zu besetzen. Bis zum Nachmittag des 22. Juli rührte sich Wellington nicht, in der sichern Erwartung, sein Gegner, dessen strätegisches Naturell er längst aufmerksam studirt hatte, werde einen gewagten Schachzug machen. Und wirklich, als um 3 Uhr zwei Divisionen sich von der französischen Linken loslösten und weit vorwagten, war der Augenblick da, daß General Pakenham, Wellington's Schwager, mit dem er eben gespeist hatte, sich in die Lücke warf und dadurch eine große Bataille herbeiführte. Rasch nacheinander wurden Marmont und die beiden andern nächstcommandirenden Generale verwundet. Am Abend vertheidigte Clauzel die schlimm mitgenommene Armee hinter seinen starken Batterien, die aber schließlich auch noch von der sechsten britischen Division erstürmt wurden, sodaß die Auflösung unaufhaltsam war. Nur die hereinbrechende Nacht und das unbesetzte Alba retteten die geschlagenen Trümmer vor völliger Vernichtung. Der letzte geschlossen marschirende Nachtrab wurde noch von den schweren Dragonern der deutschen Legion zusammengehauen. Wellington, der, die unbrauchbaren Spanier eingerechnet, mit 46,400 Mann 43,000 Franzosen zu

bestehen gehabt hatte, verlor 5220, während jene an Todten und Verwundeten 6000 und an Gefangenen fast 7000 einbüßten. Er hatte um die Sicherung seiner bisherigen Resultate kämpfen müssen, aber einen Schlag geführt, dessen Wirkung bereits über Deutschland weit hinaus bis Smolensk und Moskau nachzitterte. Und welche Stärkung erst empfanden Cadiz und Lissabon, wo verzagte und unzuverlässige Gemüther immer noch von Nachgeben und selbst von Abfall träumten. Fast lächerlich erschienen die Ehrentitel, mit denen der Sieger überschüttet wurde. Als Herzog von Ciudad Rodrigo, als Marquis von Torres Vedras, als Earl und nun auch Marquis in der englischen Pairie ließ er sich weder lohnen noch schmeicheln. Ohne seine kaltblütige und rasche Energie wäre schwerlich irgendetwas vollbracht worden. Mußte er doch sämmtliche widerstrebende Staatsgewalten, die auf seine Worte nicht hören wollten, durch Thaten wie diese zwingen, ihm zu Willen zu sein.

Ausruhen, stillstehen aber durfte er selber am wenigsten. So setzte er denn Clauzel, der sich auf Burgos zurückzog, bis Valladolid nach, ließ dort ein spanisches Corps in Besatzung, dem eine Division nebst zwei Cavaleriebrigaden seiner eigenen Truppen zur Stütze diente, und eilte mit den übrigen südwärts, wo König Joseph, nachdem er die Sierra de Guadarama überschritten, bis Segovia herangekommen war. Der wich nun freilich schleunigst an den obern Tajo aus, indem er, reiche Beute mit sich schleppend, auch Madrid räumte. Wellington, hinterdrein, rückte ohne Widerstand und vom taumelnden Jubel der Bevölkerung begrüßt, am 12. August in die spanische Hauptstadt ein, deren Arsenal, mit reich aufgespeichertem Kriegswerkzeug im alten Schloß des Retiro, nach 24 Stunden capitulirte. Hier nun hat er seinem tapfern Heere eine sicherlich wohlverdiente Rast von 17 Tagen vergönnt. Nur fragt sich, ob dieselbe sowie der ganze Vorstoß nach Neu- statt nach Altcastilien hinaus nicht doch ein Fehler war, der sich rächen mußte? Zunächst wurde der Feldherr in seiner Erwartung, daß das spanische Volk durch Befreiung seiner Hauptstadt sich zu einer Befestigung des Aufstandes in freudigem Anschluß an die Thatkraft

des Befreiers aufraffen werde, auf der Stelle grausam getäuscht. Bereits am 23. August heißt es in einem Briefe an den Bruder: „Was soll man mit dieser verlorenen Nation anfangen? An Aushebung, Zufuhr oder irgendwelche andere geordnete Maßregeln, den Krieg fortzusetzen, ist nicht zu denken. Es gibt schlechterdings niemand, der sie antreibe sich anzustrengen und die Begeisterung des Volks oder seinen Haß wider die Franzosen ausnutze.“ Und lief er ferner, indem er sich bis auf das Plateau von Madrid hinauswagte, nicht Gefahr, von seiner oceanischen Basis abgeschnitten zu werden? Mochte Napoleon auch immer mehr Regimenter nach Rußland abberufen und dagegen das eigene Heer namhafte Verstärkung erhalten, mochten nun endlich auch 6000 Engländer unter General Maitland auf den Balearen erscheinen: die französischen Feldherren, durch den Sieg von Salamanca aufgescheucht, blieben doch, wenn es gelang, ihre Kräfte zu vereinen, noch immer weit überlegen, und wohl fähig, ihm die Rückzugslinie auf Lissabon zu versperren. Während er sich selber schon nach Andalusien wenden wollte, begannen in der That Soult, der nachgerade an Cadiz verzweifelte, Joseph, Suchet und Clauzel, vor dem die Spanier alsbald Valladolid räumten, einander die Hand zu reichen. Wie leicht konnten die schnellfüßigen Franzosen zwischen Tajo und Douro den Vorsprung auf der Straße Salamanca-Ciudad Rodrigo-Almeida gewinnen! Endlich läßt sich gar nicht leugnen, daß Wellington kostbare Wochen verlor, bis er, in gereizter Stimmung, zwei Divisionen unter General von Alten zum Schutz von Madrid und den trefflichen Hill, wie immer auf seinem Posten, in Estremadura zurücklassend, als Soult in Eilmärschen heranzog, am 1. September mit 20,000 Mann wieder die Straße nach Norden einschlug. Am 7. September stand er abermals in Valladolid, am 17., verstärkt durch 11,300 Spanier, die endlich aus Galicien herbeikamen, wenige Meilen von Burgos. Vergebens aber bot er dem Gegner die Schlachten, und ebenso vergebens berannte er einen Monat lang die feste Citadelle der Stadt, denn in Ermangelung von Belagerungsgeschütz wollte weder der Minenkrieg noch der Sturm glücken, der vielmehr

beträchtliche Opfer an Offizieren und Gemeinen verschlang. Während da nun General Souham aus den Trümmern Marmont's und Caffarelli's eine neue Armee schuf, meldete Hill, daß Soult, Joseph und Suchet vereinigt auf Madrid zögen.

Nun war auch keine Stunde zu verlieren, wenn die Straßen an die portugiesische Grenze nicht verlegt werden sollten. Alten mußte auf Hill zurückfallen, der den Befehl erhielt, den Tajo zu verlassen, die Sierra zu übersteigen und am Adaja zum Gros der Armee zu stoßen. Wellington, der viel Noth hatte, seine Lazarethe aus Burgos zu ziehen und die einzige vom feindlichen Feuer bestrichene Brücke über den Arlanza zu gewinnen, vollzog unter beständigen Kämpfen mit Souham's Vorhut einen schweren Rückmarsch. Bald mußte er Hill, dem Soult in gleicher Weise nachsetzte, anweisen, seinen Eilmarsch weiter westlich nach Alba am Tormes zu richten. Am 8. November endlich erreichten sie einander auf der wohlbekannten Walstatt bei Salamanca, jetzt im ganzen 64,000 Mann stark. Allein auch die Gegner, Joseph, Soult, Jourdan, Souham, waren zur Stelle mit 90,000 Mann, darunter allein 12,000 Reiter und 120 Geschütze. Am 15. November ließ sich alles zu einer entscheidenden Schlacht an, doch scheint es, daß Soult, da er die oberste Verantwortung tragen sollte, ihr auswich. Und als er gar durch eine geschickte Bewegung dem Gegner den Weg abjagen wollte, ist ihm dieser in dichtem Nebel entschlüpft und hat die Seinen, ohne Blutarbeit und ohne nur ein Geschütz einzubüßen, aus einer verzweifelten Lage gerettet. Immerdar wird dieser Rückzug zu den Meisterwerken Wellington's gezählt werden, um so mehr, als er in beständigen Gefechten mit dem Feinde die Armee auch vor sich selber zu beschirmen hatte. Die Anforderungen an ihre Moral waren zu gewaltig, sodaß die Disciplin riß. In den Waldungen nämlich fielen die Soldaten mit der Waffe über die dort zu Tausenden weidenden Schweine her; in den Ortschaften thaten sie den Bewohnern Zwang an und erbrachen in wüster Gier die Gewölbe, in welchen Wein lagerte. So ist es vorgekommen, daß ganze Brigaden viehisch betrunken waren. Nur das alte

grausame Kriegsrecht brachte solche geworbene Mannschaften wieder zu sich. Seit dem 20. November stand trotzdem das Gros wieder unbelästigt in den frühern Quartieren zwischen Agueda und Coa, während Hill wie zuvor zur Bewachung des Tajothals zurückkehrte. Der militärisch so überaus interessante Feldzug des Jahres 1812 endete also ohne greifbare Resultate an demselben Fleck, von dem er ausgegangen.

Nichtsdestoweniger aber gestaltete sich eben jetzt die Weltlage entschieden günstig, was niemand hoffnungsvoller ergriff als Wellington. Während bange Gemüther in England und Deutschland an seinem Rückzuge irre wurden, erschien Napoleon von Moskau abziehend keineswegs als unüberwindlich. Indem sich die französischen Heersäulen in Spanien dem Ebro zuwandten, wurden Andalusien, Estremadura, bedeutende Stücke Castiliens fast gleichzeitig mit der Cortesverfassung von 1812 von selbst frei. Deshalb eilte der englische Feldherr nun auch unverzüglich selber nach Cadiz, wo die Behörden voll Entzücken die schönsten Verheißungen machten. Ihre Truppen sollten fortan regelrecht ausgebildet und eingetheilt werden, nicht mehr ins Blaue hinein auf eigene Hand handeln, ihm durchaus zur Verfügung stehen. Er selber hat sich denn auch unverdrossen der mühseligen Arbeit unterzogen, einige 50,000 Spanier in Zucht und Ordnung zu bringen, da aber die Ausführung des Versprochenen noch immer zu wünschen übrigließ, sehr weise daran gethan, in der nächsten Campagne seine eigenen Divisionen zu handhaben, als ob sie keine spanischen Hülfsvölker neben sich hätten. Um jedoch alle Theile in besten Stand zu setzen, die inzwischen in Coruña und Lissabon eintreffenden Verstärkungen an sich zu ziehen, dem unvergleich tüchtigen Kern der Armee die fremden Elemente so eng wie möglich anzugliedern und für die gesammte Ausrüstung, namentlich auch für einen Brückentrain zu sorgen, fand er in den Winterquartieren genug zu schaffen. Schon im fünften Jahre hatte er sich gewohnheitsmäßig in ein Dasein eingelebt, aus dem seine ganze Eigenart als echter Sohn seiner britischen Heimat, als lebendiger Träger des unerschütterlichsten Pflichtgedankens und als meisterhafter

Organisator für alle Wechselfälle des Kriegs heller als in frühern oder spätern Abschnitten seines Lebens entgegentritt.

Nichts ist bewunderungswürdiger als das Geschick, womit er die heterogenen Bestandtheile seiner Truppen einordnete und zu den verschiedenen Anforderungen, die ihnen gestellt wurden, zu verwenden wußte. Da kam ihm neben seinem guten Französisch und einiger Geläufigkeit im Spanischen und Portugiesischen doch vorzüglich die Erfahrung zu statten, die er einst in den noch viel buntern Militärverhältnissen Indiens gesammelt hatte. Auch paarte sich die vornehme, zu befehlen gewohnte Natur des Gentleman vortrefflich mit dem Gleichmuth des Nordländers, der, gewissermaßen über den Elementen erhaben, geduldig und beharrlich warten konnte, um, wenn die Stunde geschlagen, plötzlich wie die Windsbraut hereinzubrechen. Für beide Gegensätze seiner großen Aufgabe aber verwandte er nun die unter seinem Befehl stehenden Nationalitäten ihrer Individualität gemäß mit seltener Kunst. Auf die Marschfähigkeit seiner britischen Regimenter konnte er sich, wenn es vorwärts ging, unbedingt verlassen. In der Schlacht pflegte er sie für das den gefahrvollsten Moment bezwingende ruhige Feuer, für den Angriff mit dem Bajonnet und die Erstürmung einer Bresche aufzusparen. Aus der für ihre besondere Verpflegung befohlenen Ansammlung von großen Quantitäten Ochsenfleisch und Porter ließ sich mit Sicherheit abnehmen, daß harte Arbeit bevorstand. Eine kurze, nüchterne Anweisung an das Commissariat genügte solchen Truppen gegenüber, statt aller hochfliegenden Ansprachen, in denen sich Napoleon vor und nach der Schlacht gefiel. Dabei wurde noch sorgfältig zwischen englischen, hochschottischen und irischen Regimentern unterschieden. Mit letztern, denen nur in Rauferei und Gefecht wohl war, die sich auf den Marsch gern dem Marodiren, der Desertion und noch ärgern Verbrechen hingaben, war sehr schwer auszukommen. Weder strenge Armeebefehle, die manchen braven Offizier noch jahrelang verdrossen, noch Standrecht und Profos haben den aus der Hefe einer unerzogenen Bevölkerung angeworbenen Mannschaften den Hang

zum Bösen austreiben können. Da war Pulver und Blei zu theuer, und oft genug hingen unheimliche Gestalten in zerrissener Uniform zum warnenden Exempel an den Aesten der nächsten Kastanien und Eichen. Als einmal mit Vorwissen des Generalarztes einige im Lazareth Verstorbene an Stelle zum Tode Verurtheilter — denn selbst dies Personal war viel zu kostbar — aufgeknüpft worden, hat sogar Wellington darüber ein Auge zugedrückt.

Welcher Deutsche begleitet nicht mit Vergnügen ein Stück nationaler Kriegsgeschichte in dem großartigen Ringkampfe auf der Peninsula! Die königlich deutsche Legion, deren Geschichte, lehrreich von Major Beamish geschrieben, noch mehr befriedigen würde, wenn ihr die große officielle Sammlung der Dispatches des Herzogs von Wellington zu statten gekommen wäre, entsprang bekanntlich aus den Stämmen jener hannoverischen Truppen, welche, nach Occupation ihrer Heimat durch die Franzosen im Jahre 1803 nach England übergeführt, an verschiedenen Unternehmungen betheiligt waren, bis sie 1809 ein Hauptbestandtheil der Armee des Generals Wellesley wurde. Sie hatte selten mehr als 10 Infanteriebataillone, 1 Artillerie-, 2 schwere Dragoner- und 3 Husarenregimenter im Felde, die nicht als eigenes Corps auftraten, sondern gleich den besten englischen Truppen, denen sie in Bewaffnung und Ausbildung völlig gleichstanden, andern gewissermaßen als Salz beigegeben, auch vorzugsweise für besondere Aufgaben vorbehalten wurden. Die Genügsamkeit der Leute, die treffliche Sorge für ihre Thiere wandte ihnen alsbald die Aufmerksamkeit des obersten Feldherrn zu. Kein englischer Cavalerist war im Vedettendienst so zuverlässig und gewandt wie diese niedersächsische Reiterei. Als einst dem selbst die Vorposten abreitenden General ein deutscher Dragoner versicherte, es müßten, wie dies auch der Fall war, feindliche Bataillone im Anmarsch sein, weil er, wie in der heimatlichen Heide, nach einem Gefährt spähend, das Ohr auf den Boden gelegt, ritt Wellington mit dem Bemerken weiter: „A devilish clever fellow that." Viele Offiziere waren ihm, ohne Unterschied des Rangs und der Waffe, persönlich

bekannt. Die Husaren Nr. 1, geführt von Oberstlieutenant von Arentschildt, eine Zierde der Brigade des Generalmajors von Alten, erfreuten sich seiner vorzüglichen Gunst. Seitdem Rittmeister Krauchenberg und Lieutenant Cordemann einige besonders kühne Reiterstücke ausgeführt, begegnen uns ihre Namen wiederholt in rühmlichen Erlassen und in schwierigen, die selbstständige Tüchtigkeit erheischenden Aufträgen. Da Husaren und Dragoner überall voran waren, wurden ihnen vorsorglich auch die besten englischen Remonten zugetheilt. Allerdings fiel es schwer, die Legion, in der Fremde zumal, stets auf gleicher Höhe zu erhalten. Auch finden wir Nichthannoveraner genug sowol im Offiziercorps wie in den Stammlisten. Da andere Deutsche, besonders Rheinbündler, auf französischer Seite fochten und gern zu den Landsleuten überliefen, mußte mit ihnen höchst vorsichtig verfahren werden. Die zahlreichen preußischen Offiziere, brave Patrioten, welche infolge der Katastrophen des Jahres 1809 nach Spanien gingen, wie Grolman, Gröben, Dohna, Scharnhorst der Jüngere u. a. m., waren nicht immer leicht unterzubringen, weil namentlich die Spanier noch größere Abneigung gegen die Deutschen als gegen die Engländer zeigten. Bei dem Regiment Braunschweig, welches in abgesondertem Dienst übernommen worden, gaben Mannschaft und Offiziere zu allerlei Klagen Anlaß, sodaß Wellington mit Bezug darauf in einem Briefe sagt: „Es ist unmöglich, einen bessern Soldaten zu haben als den wirklichen Hannoveraner.“

Indeß die militärischen Operationen bildeten nur die Ausnahme oder gar eine Erholung in der unendlich vielseitigen und aufreibenden Beschäftigung des Feldherrn, der nicht nur sein eigener Stabschef und Generalquartiermeister war, sondern auch Finanzen, Verwaltung und auswärtige Politik zu überwachen und zu lenken hatte, indem ein überaus mannichfaltiger Verkehr bis herab zu den geringfügigsten Kleinigkeiten durch seine Hand ging. Von der großartigen Thätigkeit des Mannes, von dem alles abhing und der ohne Murren alles auf sich nahm, kann sich nur der eine Vorstellung machen, der seine Correspondenz durchmustert. Eine rigide Zeiteintheilung und eigene

strengste Pflichterfüllung regelten sein Leben einen Tag wie den andern. Um 6 Uhr morgens war er auf, um, nachdem er sich sorgfältig rasirt und sauber gekleidet, sodaß seine Offiziere ihn einen „Beau“ nannten, noch vor dem Frühstück einen Theil der stets massenhaft einlaufenden Berichte und Anfragen zu bewältigen. Nachher kamen die Chefs der verschiedenen Departements, die Adjutanten, um Rapport abzustatten und Befehle entgegenzunehmen, der schottische Generalarzt Macgregor, dessen selbstständige Anordnungen ihm zwar höchlich misfielen, deren zweckmäßige Resultate aber die Ursache waren, daß Wohlwollen und Vertrauen zwischen beiden Männern nie erschüttert wurden. Hatte Wellington sich nicht wieder in seine Berichte zu vertiefen, so wurde im Laufe des Tags wol ein Ritt an die Vorpostenkette gemacht oder eine Stellung sorgfältig in Augenschein genommen. Ueberall wandte er sich höflich grüßend an denjenigen, der am Platze selber im Stande war, die beste Auskunft zu geben. Kam es zum Gefecht, wobei er meist den einfach blauen Ueberrock mit einem grauen vertauschte und, um kenntlich zu sein, einen kurzen weißen Mantel über die Schultern warf, so gab er den Adjutanten ruhig und kurz in bestimmten Worten seine Aufträge. Bei seiner Gewohnheit, sobald ein Abschnitt genommen war, den Plänklern zu folgen, um die Gefechtslinie in unmittelbarer Nähe zu überblicken, gerieth er mehr als einmal in Gefahr, von feindlicher Seite aufgebracht zu werden. So stieß er einst in Südfrankreich beim Recognosciren unvermuthet auf Soult und dessen Stab. Beide betrachteten sich eine Weile durch das Glas, grüßten und wandten dann rasch um. Mit der größten Pünktlichkeit wurde, wenn sonst nichts hinderte, um 6 Uhr zu Tisch gegangen, wozu stets zahlreiche Gäste aus der Armee, auch Ortsangehörige oder zufällig anwesende Besucher geladen waren; denn der Lord liebte bei Tafel lebendige, ungezwungene Unterhaltung. Da erging er sich selbst in den verschiedensten Dingen, sprach freimüthig über die politische Lage, erzählte auch wol einen Schwank, bis Schlag 9 Uhr der Ruf nach dem Kaffee allen Anwesenden das Zeichen zum Aufbruch gab. Ehe er jedoch sich zur Ruhe begab,

verbrachte er wieder mehrere Stunden am Schreibtisch. Wie er seine gute Constitution durch grundsätzliche Mäßigkeit im Essen und Trinken aufrecht hielt, wenn es nöthig war, auch 24 Stunden darben konnte, so besaß er die seltene Kunst, alsbald einzuschlafen und in kurzer Ruhe die erschöpften Kräfte herzustellen. Höchstens während des Marsches oder am Vorabend größerer Actionen fließt der Quell seiner Briefe, Depeschen und Berichte spärlicher. Alle aber ohne Ausnahme sagen nie ein Wort zu viel, sondern sind der kurze, treffende Reflex eines bestimmt durchgebildeten Charakters, das klare, eigenartige Gepräge eines Feldherrn und Staatsmanns in Einer Person, der uneigennützig, für sich selber ohne sonderliche Bedürfnisse, alle Ehrenbezeigungen mit Gleichmuth hinnahm, für jede Schmeichelei aber schlechterdings unzugänglich war.

Mit seinen Offizieren stand er gesellschaftlich auf dem besten Fuße. In den langen, einförmigen, nur vom Vorpostendienst unterbrochenen Winterquartieren gestattete er ihnen gern zerstreuende Unterhaltung. Auf ihren Bällen hat er fleißig mitgetanzt, das Liebhabertheater, welches im Januar 1813 von der leichten Division, die seit Moore und Crauford stets voran war, in die Hand genommen wurde, in jeder Weise gefördert. Nichts war ihm lieber, als wenn sich die Herren auf der Jagd im Schießen, auf der Fuchshetze, bei der er nicht minder mit eigenem Beispiel voranging, im kühnen Reiten hervorthaten. Nur durften auf spanischem und später auf französischem Gebiet die ortsüblichen Polizeigesetze niemals überschritten werden. Sehr ungern dagegen bewilligte er Gesuche um längern Urlaub, lehnte sie am liebsten mit einer trockenen, humoristischen Wendung ab. Dem Vormund einer jungen Dame, die, mit einem Offizier verlobt, ohne ihn nicht leben zu können erklärte, erwiderte er einst Folgendes: „Dieser glückliche Major commandirt sein Bataillon; nur fürchte ich, daß er selber nicht schicklich finden wird, es jetzt zu verlassen, auch wenn in der That das Leben des Fräulein davon abhangen sollte. Er wird deshalb, sollte ich meinen, keinen Urlaub fordern. Wir lesen gelegentlich von verzweifelten Fällen der Art; doch habe ich niemals von

einer jungen Dame gehört, die aus Liebe gestorben wäre. Sie bringen es in der Regel trotz ihrer Verzweiflung und der dauernden Abwesenheit des Geliebten fertig, weiter zu leben und dabei leidlich wohl auszusehen."

Mittlerweile sank das Gestirn Napoleon's zusehends. Weder der im Jahre 1812 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika ausgebrochene Krieg, der dem tapfern Lord allerdings die atlantische Kornzufuhr abschnitt und das harte Silber entführte, noch die schweren Bedenken, welche er über die nun fertige spanische Verfassung hegte, festigten noch einmal den Griff, mit welchem der Imperator die Peninsula gepackt hatte. Während die Truppen Napoleon's, nicht mehr volle 200,000 Mann in zwei Armeen unter Joseph und Suchet, bereits die Richtung nach Norden nahmen, schlug für den englischen Feldherrn, der jetzt an der Spitze von 87,000 Mann stand, welche in der besten Verfassung waren und durch die Spanier wenigstens der Zahl nach weitaus verdoppelt wurden, endlich die Stunde, den Anker, den er so fest in Portugal ausgeworfen, fahren zu lassen. Spät erst kam der Sommer, und wochenlang mußte der Gegner durch irreführendes Geplänkel auf der ganzen Linie festgehalten werden, bis der Feldherr sich am 22. Mai, als der Wasserstand der Flüsse am tiefsten war, vom Agueda erhob und die Straße an und über den Douro einschlug. Bald waren wieder Zamora, Toro, Valladolid erreicht. Nach kurzer Gegenwehr räumte der Feind die Linie des Pisuerga, sprengte selber die Citadelle von Burgos in die Luft und hatte kaum den Ebro überschritten, als Wellington, ein Meister in Bezwingung großer Ströme, auch schon hinterdrein war und am 21. Juni am Norduſer durch seinen linken Flügel dem König Joseph die Straße nach Bayonne verlegte. So kam es bei Vitoria zu einer großen Niederlage des letztern, der seine Person nur Hals über Kopf rettete, aber 151 Geschütze, zahlreiche Gefangene und einen großen Theil seines spanischen Raubs in Stich ließ, während seine geschlagenen Truppen auf der Straße nach Pampeluna davonstürzten. Wellington, der

Tag für Tag im Sattel war, seine Mahlzeit mit dem gemeinen Mann am Zaun der Landstraße einnahm, nachts aber im Quartier wie gewöhnlich die unerlaßliche Schreibarbeit besorgte, rastete nun vollends keinen Augenblick, damit gleich dem Westen und Norden auch der Osten der Halbinsel frei werde.

Indeß Wochen, Monate verstrichen, bis die gewaltige Mauer der Pyrenäen durchbrochen wurde. Soult, der wieder den Oberbefehl führte, wußte in blutigen Gefechten geschickt die Engpässe zu sperren. Erst nach zweimaligem Ansatz am 31. August fiel das feste San-Sebastian, an welches der Belagerer seine ganze Kraft hatte setzen müssen, indem endlich auch die Spanier zu entschlossenem Wetteifer angespornt wurden. Es dauerte jedoch bis zum 31. October, daß auch Pampeluna, der Schlüssel zu den östlichern Pässen, capitulirte. Erst nachdem er Soult beiseitegeschoben und die eigenen Stellungen niemals von ihm hatte überflügeln lassen, schickte sich Wellington an, den Boden Frankreichs zu beschreiten, wo er mit Sicherheit das Aufleben starker royalistischer Sympathien voraussetzen durfte. Ebendarum aber beharrte er zäh wie bisher an der Durchführung der Aufgabe, die ihn seit Jahren fesselte, und wies die Aufforderung seiner Regierung zurück, die, noch immer kurzsichtig und besorgt, während des Waffenstillstands von Poischwitz ihn den Alliirten in Deutschland zu Hülfe senden wollte. „Viele", meinte er, „werden die Dinge in Schlesien oder Deutschland ebenso gut wie ich besorgen; aber keiner erfreut sich derselben Vorzüge in Spanien, während ich dort nicht besser als andere sein würde."

Am 7. October bereits hatte er nicht ohne Kampf den Bidassoa überschritten, machte dann aber einen Monat hindurch wieder halt. Theils wollte das Ende starker Regengüsse und der Fall Pampelunas abgewartet sein, theils galt es, statt wie bisher auf befreundetem, nunmehr auf feindlichem Boden die eigenen und die verbündeten Truppen, namentlich die Spanier, besonders fest in Zucht zu nehmen. Vor allem aber doch ermunterten erst die großen Nachrichten aus Schlesien und Sachsen, den Krieg nach Frankreich hineinzutragen, während alle Anerbie-

tungen, mit denen Napoleon noch die Spanier zu locken suchte, eitel Schein blieben.

Darüber hat er gewartet, bis er am 10. November aus seinen Schanzen an der Nivelle hervorbrach, den Feind auf der ganzen Linie angriff und nach dreitägigem Ringen auf Bayonne zurückzuweichen nöthigte, was dieser, obschon mit einer Einbuße von 4000 Mann und 51 Feldstücken, immer noch in bester Ordnung that. Auch als Soult im December die Ausdehnung der englischen Rechten bis an die Nive hindern wollte, opferte er noch einmal vergeblich 10,000 Mann. Hierauf zwang endlich die Jahreszeit beide Theile Winterquartiere zu beziehen. Der englische Feldherr nahm Wohnung in Saint-Jean de Luz, übte fortan eine viel großartigere Gastfreiheit, als es ihm bisher möglich gewesen, und trat mit der Bevölkerung in freimüthigen Austausch. Während es nicht an Zerstreuung fehlte, wuchs aber auch die Arbeitslast. Dazu wurde der Herzog von Angoulême, der sich im Lager eingefunden hatte, durch bourbonische Zudringlichkeit recht beschwerlich; auch mußte noch einmal das Ministerium von Saint-James eines bessern belehrt werden, das dem Zaren zu Gefallen den Befreier der Peninsula nach Holland versetzen wollte. Hätte es vielmehr, statt Sir Thomas Graham mit seiner Division dorthin abzurufen, die Mahnung Wellington's befolgt und ihm gehörige Verstärkungen nach der Gascogne gesandt, so wäre der dortige Feldzug ohne alle Frage auch früher zu Ende geführt worden.

Sobald jedoch Mitte Februar an den Pyrenäen der Frühling keimte, wurden Anstalten getroffen, die reißenden Stromläufe des Adour zu forciren. Der erste Stoß erfolgte fern auf der Rechten, wo auf beiden Ufern des Gave de Pau am 28. Februar bei Orthez bedeutende Massen zusammentrafen. Schon meinte der französische Marschall des Erfolgs gewiß zu sein, aber wie immer überwog das strategische Geschick des bei dieser Gelegenheit einmal selber verwundeten Gegners das seine. Eine plötzliche Bewegung da, wo sie am wenigsten erwartet wurde, erzwang den Durchbruch und die Eroberung von sechs Geschützen. Mittlerweile hielt Sir John Hope das befestigte

Lager des Feindes bei Bayonne in Schach, sodaß nach einem vom Oberfeldherrn selber entworfenen Plan, unterhalb mit Hülfe von Seeschiffen und Flößen der linke Flügel der Engländer und ihr schweres Geschütz über die breite Flußmündung gehen und die starke Stellung auch von Norden her blokirt werden konnte. Indem nun aber Wellington mit mehr als 60,000 Mann bei Saint-Sever Soult auf den Fersen blieb, brachte er den Marschall, der, wie störend auch sein Heer bereits empfand, daß es für eine verlorene Sache focht, doch bis zuletzt eine ungemeine Gewandtheit entwickelte, in das Dilemma, entweder die Straße nach Bayonne oder die Verbindung mit der catalonischen Armee unter Suchet preiszugeben. Es blieb ihm nur übrig, nach Osten auszuweichen, um bei Toulouse von neuem einen festen Abschnitt zu vertheidigen. Wenn nun Wellington, was ihm die militärische Kritik ernst vorgehalten hat, abermals stillstand, so lag das weniger an den von der Schneeschmelze hoch angeschwollenen Flüssen, als an dem ganzen System seiner Kriegführung, in welcher bisher jeder kräftige Vorstoß mit einer Pause, wenn nicht gar mit einem Rückschritt abgewechselt hatte. Hauptsächlich aber machten sich wieder politische Beweggründe geltend, wie gleichzeitig bei den Siegern von der Katzbach und von Leipzig, denen ihr Zaudern in der Campagne sehr leicht hätte zum Verderben gereichen können. Noch hatte nämlich keine der Mächte dem Kaiser Napoleon seine Herrschaft über Frankreich, in das sie zögernd eindrangen, abgesprochen. Wellington besonders, der freilich alsbald Lord Beresford mit seinem Truppencorps nach dem entschieden bourbonisch gesinnten Bordeaux abgefertigt hatte, verhielt sich äußerst kühl zu der Agitation, welche Angoulême zu Gunsten Ludwig's XVIII. betrieb. Ihm schien nur daran zu liegen, durch strenge Disciplin, namentlich gegen die Begierden der Spanier, Leben und Gut der Bevölkerung zu sichern und durch höfliches Entgegenkommen deren aufrichtige Sympathien zu gewinnen. Erst auf die Beschwerden der Alliirten und die Anmahnungen der eigenen Regierung ließ er sich zu Proclamationen an die Franzosen herbei, durch welche er sie aufforderte,

sich um das Banner ihres angestammten Fürsten zu scharen, damit zugleich mit der Tyrannei die furchtbare Steuer an Gut und Blut ein Ende nehme. Mit Recht hieß es in dem Briefe eines Bonapartisten aus Bayonne: „Das weise Benehmen des englischen Generals und die vortreffliche Zucht unter seinen Truppen schaden uns mehr als der Verlust so vieler Schlachten. Alle Bauern sehnen sich nach seinem Schutz.“

Indeß nur wenige Wochen verstrichen, bis, was Soult nicht für möglich gehalten, sich vollzog. Gleichzeitig besetzte Beresford im Westen Bordeaux, wo auf der Stelle die weiße Lilienfahne aufgezogen wurde, während Wellington, nachdem er die Detachements vom linken Flügel wieder an sich gezogen hatte und den Adour fast bis zu seinen Quellen hinaufgestiegen war, nach einer Reihe scharfer Gefechte die Straße nach Toulouse einschlug. Nur mit knapper Noth war der Marschall, von Suchet in Stich gelassen, vor ihm zur Stelle, wo er denn allerdings hinter der hochangeschwollenen Garonne und dem Kanal von Languedoc sich dermaßen verschanzte, daß er in der Front unbezwinglich schien. Hatte er auch nur 39,160 Mann bei sich, so war er doch an Artillerie immer noch beträchtlich überlegen, und durften von dem Fußvolk Wellington's, der am 26. März vor der Stadt eintraf, 15,000 Spanier eher ab- als zugerechnet werden. Mehrere Versuche, rechts oder links über die Wasser zu gelangen, scheiterten, namentlich weil die Pontons bei der Breite des Stroms nicht hinreichten. Indeß der Wille Wellington's, den Gegner zum Schlagen zu bringen, war stärker als alle Hindernisse der Natur und der Kriegskunst. Nachdem unter unendlichen Anstrengungen dennoch ein Uebergang über den Fluß bewerkstelligt worden, kam es am 10. April hart unter den Mauern von Toulouse zu einem großartigen Kampfe, in welchem die Franzosen, dank ihrem starken Geschütz und ihrer großen Bravour, als die Nacht hereinbrach, noch immer die Position hinter dem Kanal behaupteten. Allein geschickt und vorsichtig zog Soult nunmehr seine Mannschaft auf der einzigen noch offenen, nach Montpellier führenden Straße heraus, sodaß, als am nächsten Morgen die Sonne aufging, die Belagerer durch

das Freudengeläute und die weißen Fahnen von allen Thürmen nicht wenig überrascht wurden. Dem royalistischen Jubel, der ihn empfing, suchte der englische Feldherr dadurch auszuweichen, daß er von der entgegengesetzten Seite einritt. Da auch dies vergeblich war, verbeugte er sich stumm vom Balkon des Stadthauses vor der freudetrunkenen Menge. Und als er dann gar später am Tage an der Tafel inmitten seiner Offiziere und Gäste beim Eintreffen der Stafette, welche die Abdankung Napoleon's meldete, auf die stürmischen Gesundheiten, die in allen möglichen Sprachen auf den Befreier Spaniens und Frankreichs ausgebracht wurden, dankend erwidern sollte, da stockte das Wort auf der Zunge und traten ihm die Thränen in die Augen. Er vermochte nur den Kaffee zu bestellen. Niemals ist ihm eine Andeutung entfahren, als ob er am Kriege als solchem hätte seine Freude haben können. Wie er nach jedem Scharmützel streng die Unerlaßlichkeit desselben untersuchen und Freund und Feind gegen jede unnütze Gewaltthat gewissenhaft beschirmen ließ, so gestattete der seiner Gefühle stets so mächtige Mann, ihnen bei solchem Anlaß ausnahmsweise über sich Herr zu werden aus Dank, daß das Blutvergießen nun ein Ende habe.

Der Abschied von den tapfern Kampfgenossen, mit denen er so manches Jahr verbunden gewesen, ist ihm nicht leicht geworden, als er, der Pflicht gehorchend, nun sogleich in Paris den Botschafterposten an dem neuen Hofe der Tuilerien anzutreten und, wie er selber zum thatenreichsten Staatsmann emporgestiegen, fortan auch an den weltumgestaltenden Verhandlungen der Großmächte theilzunehmen hatte. Von ihnen bevollmächtigt, hat er noch einmal nach Madrid eilen müssen, um, freilich vergebens, die Cortes und ihre doch vielfach sehr bedenkliche Constitution mit der Abneigung und der Heimtücke des aus der Haft Napoleon's zurückgekehrten Ferdinand VII. zu vertragen. Hierauf erst, im Juni, sah er nach fünfjähriger Trennung die Heimat, Weib und Kinder wieder. Die Briten, von denen soeben die verbündeten Monarchen und ihre Helden und Staatsmänner als Gäste des Prinz-Regenten gefeiert

gefeiert wurden, brachen über den Sohn ihres Landes vollends in unbändige Begeisterung aus, als er als portugiesischer und spanischer Herzog, als Feldmarschall in allen verbündeten Armeen, als Ritter des Hosenbands sowie der höchsten fremden Ehrenzeichen zu ihnen kam, den jetzt die Krone zum Herzog von Wellington erhob, die Lords durch einen einzigen Act als Baron, Viscount, Earl, Marquis und Herzog in ihren illustren Senat aufnahmen und dem die Gemeinen stehend und unbedeckten Hauptes mit der soliden Dotation von einer halben Million Pfund Sterling den Dank der Nation darbrachten. Aber schon am 22. August befand er sich wieder in Paris in jener höchsten diplomatischen Vertrauensstellung. Unter vielen andern Aufgaben beschäftigte ihn ein Gutachten über Wiederherstellung der Barrièrenplätze, welche fortan die Grenze zwischen Frankreich und dem neugebackenen Königreich der Vereinigten Niederlande bilden sollten, und die er auf der Rückfahrt soeben bereist hatte. Merkwürdig, schon damals hat er die dahinterliegenden Terrainabschnitte, welche wenige Monate später sein letztes Siegesfeld wurden, mit so kundigem Auge beritten, daß ihm jeder strategisch wichtige Fleck gegenwärtig blieb. Denn daß der Bourbonenhof und die durch Revolution und Eroberungspolitik entartete französische Nation nicht lange miteinander auskommen, sondern Europa bald von neuem zu schaffen machen würden, hatte er, wie die Berichte an seine Regierung zeigen, in Paris auf der Stelle durchschaut.

Darüber sollte er selber denn auch zunächst nicht zur Ruhe kommen. Im Februar 1815 wurde er nach Wien an den Congreß berufen, um Lord Castlereagh, der als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten bei Eröffnung der Parlamentssession nicht fehlen durfte, neben Lord Aberdeen zu ersetzen. Da galt es unverzüglich den jüngst durch die sächsisch-polnische Frage hervorgerufenen bösen Zwiespalt, über den die Mächte um ein Haar unter sich selber in Krieg gerathen wären, beizulegen und möglichst friedlich die Reconstruction der europäischen Staatengesellschaft zu vollenden. Man weiß, daß der

Herzog von Wellington, durchaus im Fahrwasser der Torypolitik, gleich seinen Collegen der raffinirten Staatskunst des Fürsten Talleyrand nicht gewachsen, in den Bourbonen eine Stütze wider den Zaren suchte und die englischen Interessen in Bezug auf die Neuordnung der Niederlande, Italiens, der Pyrenäischen Halbinsel überaus engherzig verfocht, während er den hohen Verdiensten, die sich Preußen im Befreiungskriege erworben, und den einfachsten Ansprüchen des deutschen Volks auch nicht von fern gerecht zu werden vermochte. Es ist aber nicht minder bekannt, daß, seitdem am 7. März die Meldung von Napoleon's Rückkehr aus Elba in Wien eintraf, die bösen Geister des Haders vollends verstummten und niemand eifriger die unerlaßliche Verständigung schaffen, die entscheidenden Maßregeln treffen half als der Herzog von Wellington. Schon war er wieder der Feldherr, der, um die Aechtung wider den „Feind des Menschengeschlechts" zu vollstrecken, möglichst rasch und energisch an das Werk zu gehen empfahl und die allzu künstlichen und hinterhaltigen Operationspläne, mit denen sich die Strategen der verschiedenen Mächte breitmachen wollten, in nüchterner Kritik beiseiteschob. Seit dem 8. April in Brüssel, setzte er alles in Bewegung, damit Großbritannien der im Vertrage von Chaumont übernommenen Verpflichtung nachkomme und ein Heer von 150,000 Mann ins Feld stelle. In der Eile ließ sich nun freilich bei dem Mangel eines nationalen Wehrsystems nicht viel über die Hälfte, abermals ein Kern englischer Regimenter, sowie die hannoverische Legion, dazu Niederländer und Nassauer auf die Beine bringen, die von Anfang an doch ihre beste Stütze an den kriegsdurchwetterten preußischen Corps fanden, welche unter dem Feldmarschall von Blücher vom Rhein über die Maas her die Hand reichten. Und jeden Augenblick konnte Napoleon, der als Kriegsgott noch einmal unter seine Franzosen trat und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit fast eine halbe Million Streiter kriegsbereit machte, über die belgische Grenze brechen und von neuem eine unzufriedene Bevölkerung in Flammen setzen. Dem gegenüber hat der Herzog seine Leute gesammelt und geübt, seinen Offizieren, wie einst in Spanien,

gern Zerstreuung gestattet, aber weise gerathen, ihre Picknicks nicht allzu nahe der Grenze zu veranstalten. Er selbst, in voller Uebereinstimmung mit dem durch die Opposition und allerlei Differenzen mit den Alliirten nicht auf Rosen gebetteten Cabinet, deckte vor allem durch die militärische Aufstellung und durch kurzsichtige Diplomatie das jüngst geschaffene Königreich der Niederlande sowie den in Gent flüchtigen Hof Ludwig's XVIII. Diese Verbindung gewährte ihm nicht nur die zuverlässigsten Nachrichten aus Paris, sondern lag auch in mancher Beziehung der Strategie zu Grunde, nach der er sich entschloß, wenn irgend möglich, noch vor dem Eintreffen der österreichischen und namentlich der russischen Heere allein mit dem rechten Flügel einer in Aussicht genommenen ungeheuern concentrisch vorgehenden Angriffslinie den Anlauf Napoleon's stehenden Fußes aufzunehmen. Mit ruhigem Vertrauen rechnete er von Anbeginn auf glücklichen Ausgang. Er wußte, daß der Imperator, welcher ihm und Blücher einzeln überlegen war, alle Kräfte des tieferschöpften französischen Reichs zusammenraffen mußte, während ihnen beiden im Rücken und zur Seite gewaltige Massen als Ersatz und Verstärkung herbeieilten. So verabredete er denn auch mit Blücher, daß sie stets in naher Fühlung bleiben und, sobald einer angegriffen werde, einander beispringen wollten. Nur waren freilich aus leidigen Gründen die verschiedenen Heerestheile so weit auseinander gelegt, daß Zufall und Ueberraschung keineswegs ausgeschlossen blieben.

Napoleon, dem alles daran lag, einen schnellen, schmetternden Schlag zu führen, überschritt am 15. Juni in der Richtung auf Charleroi die Nordgrenze des Reichs in der Absicht, mit der einen Hand Blücher von der Sambre an die Maas zurückzuwerfen, um sofort mit beiden Händen den andern Gegner zu packen, mit dem sich seine besten Feldherren vergeblich gemessen hatten, dem er sich selber endlich gegenüber sah. Wer weiß nicht, welch schweren Stand drei preußische Corps am 16. Juni bei Ligny hatten, wie sie zum Weichen gebracht wurden, wie Blücher aber sich nicht nach Namur und Lüttich, sondern, obwol er, dem Feinde am nächsten, hatte allein schlagen müssen,

unverdrossen nach Nordwesten wandte, um selbst unter mislichen Umständen dem englischen Kriegskameraden das gegebene Wort zu halten.

Gelang es diesem völlig seiner Verpflichtung nachzukommen? Als ihm am 15. Juni gemeldet wurde, daß die preußischen Vorposten zurückgedrängt würden, befahl er sofort, seine auf der von Brüssel nach Süden führenden Straße bis Quatre-Bras vorgeschobene Brigade zu verstärken, was nicht nur wegen der weit auseinanderliegenden Quartiere Schwierigkeit bereitete, sondern weil er irrthümlich annahm, der Hauptangriff werde auf seinen rechten Flügel erfolgen, und unter dieser Voraussetzung die starke Division des Prinzen Friedrich der Niederlande zum Schutze von Gent im Westen bis nach Hal detachirt hatte. Nichtsdestoweniger besuchte er, um den Seinigen und der belgischen Hauptstadt die Gemüthsruhe zu bewahren, abends noch auf einige Stunden das glänzende Ballfest der Herzogin von Richmond. Unmittelbar vom Tanze jedoch ging es hinweg zur Schlacht, wie Lord Byron singt:*

Und nun des Aufbruchs heiße Hast: das Roß,
Der Waffenlärm, die wogende Schwadron;
Mit Sturmeseile drängt hinaus der Troß
Und formt in kriegerische Reihn sich schon.

Als der Herzog am Morgen des 16. Juni bei Quatre-Bras eintraf, fand er den Prinzen von Oranien in ein anscheinend geringfügiges Gefecht verwickelt, sodaß er zunächst zu Blücher hinüberritt und ihm versprach, wenn die Franzosen ihn angriffen, denselben in den Rücken zu fallen. Im Vertrauen hierauf nahm dann Blücher den bedenklichen Kampf bei Ligny an. Allein Wellington erschien nicht, da er bei der Rückkehr die Seinen gegen Ney heftig engagirt fand, der mit aller Gewalt über Quatre-Bras nach Brüssel durchbrechen wollte. Nach und nach jedoch traten staffelweise die befohlenen Verstärkungen in das Gefecht, englische, hannoverische, braunschweigische Regi-

* Childe Harold, III, 25, in Gildemeister's Uebersetzung.

menter aller Waffen, und warfen sich ohne Verzug unter tapfern Führern dem Feinde entgegen. Standen diesem am Morgen nur 6000 Mann im Wege, so waren es nachmittags bereits doppelt soviel, und abends gar mußte der französische Marschall, von dem der Kaiser Mitwirkung bei Bezwingung der Preußen erforderte, vor 30,000 Mann von seinen Anläufen abstehen. Wellington aber, der mit einem Verlust von etwa 5000 Mann die Walstatt behauptete, verbrachte die Nacht im Bivuak und erfuhr im Laufe des nächsten Nachmittags durch seinen auf Kundschaft ausgerittenen Adjutanten Oberst Gordon, daß Blücher auf Wavre und nicht nach Namur abgezogen sei, während Napoleon gerade in letzterer Richtung das Corps Grouchy abfertigte und selber gleich Ney am 17. Juni unthätig halten blieb, ein Zeichen, wie sehr doch in ihm und seiner Armee die einst sicher treffende Kraft zu erlahmen begann. Erst nachmittags 3 Uhr ging die englische Armee unter leichtem Geplänkel einige Meilen in die Stellung von Mont Saint-Jean und Waterloo zurück, die der Herzog schon vor Monaten so ganz seinen strategischen Anforderungen entsprechend gefunden hatte, wohin nun auch die Preußen, der Schlappe bei Ligny und grundlosen Wegen zum Trotz, unter strömenden Gewitterschauern unverzüglich ihren Marsch richteten. Im bestimmenden Gefühl, daß eine große Entscheidung herannahte, hatten beide Feldherren die Verbindung unter sich wie je mit England, Holland und Deutschland festgehalten. Da Blücher verheißen, „so krank er auch sei, an der Spitze seiner Truppen den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen“, entschloß sich der Herzog, die Schlacht im Süden von Brüssel getrost anzunehmen.

Wellington, der die Nacht vom 17. auf den 18. Juni im Pachthof Waterloo zubrachte, saß schon, nachdem er sich, wie gewohnt, sorgfältig rasirt, um 2 Uhr früh bei Kerzenlicht am Briefschreiben. Er ersuchte Sir Charles Stuart, den britischen Bevollmächtigten in Brüssel, die vielen dort zusammengeströmten Engländer in Ruhe zu halten. Da die Preußen wieder zu allem fähig seien, habe er Grund zu hoffen, daß auch alles

gut gehen werde. Ein anderer Brief, an den Herzog von Berri in Gent gerichtet, sprach ähnliches Vertrauen aus. Indeß waren doch auch für eine jede Eventualität in Antwerpen die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Nach einem kurzen Frühstück stieg er zu Pferde, um gelassen, wie immer, einer altgewohnten Beschäftigung nachgehend, die Truppen aufzusuchen. Er ist dann aber von 7 Uhr früh bis zum späten Abend kaum auf Minuten aus dem Sattel gekommen. Schon um 8 Uhr hatte er in der im voraus gewählten Bodenerhebung, die ihm zu beiden Seiten der Straße sowol auf das vorliegende nieder- und aufsteigende Terrain hinauszuschauen, als alle seine Reserven in gedeckter Stellung hinterrücks zu bergen verstattete, sein bunt und ungleich zusammengesetztes Heer für einen durchaus auf die Defensive angelegten Kampf in Ordnung. Einige vorliegende Meiereien, namentlich La-Haye-Sainte mit ihrer steinernen Mauer, und Schloß Goumont im Südwesten wurden als vorgeschobene Bastionen stark besetzt, indeß rechtzeitig an letzterm Orte die Nassauer, welche noch vor kurzem auf französischer Seite gefochten, durch englische Garden abgelöst. Unter den zur Verfügung stehenden Truppen befanden sich nur 22,000 Briten, denen allein die Legion sowie die hannoverischen und braunschweigischen Regimenter ebenbürtig waren. Belgier, Holländer, Nassauer, obwol vorsichtig unter die Brigaden gemischt, mußten während des Treffens bald in die zweite Linie zurückgenommen werden und zeigten auch dort wenig Festigkeit.

Napoleon, welcher 71,947 Mann zur Stelle hatte, darunter allein 15,765 Reiter und 246 Kanonen, sodaß er höchstens an Infanterie etwas nachstand, ließ die Morgenstunde verstreichen, bis prunkend unter klingendem Spiel der Aufmarsch und erst 25 Minuten vor Mittag der Angriff auf den rechten Flügel seines Gegners erfolgte. Er sollte ursprünglich nur den Gewaltstoß auf die Mitte und die Linke maskiren, doch sind den ganzen Tag über mit doppelter und dreifacher Anstrengung die tapfern Vertheidiger der Parkmauer von Schloß Goumont nicht zu vertreiben gewesen. Die gewaltige Schlacht entlud sich dann bekanntlich in einer Reihenfolge mächtiger, von concentrirtem

Geschützfeuer eingeleiteter Anläufe, in welchen die überlegenen schweren Reitergeschwader des Kaisers immer wieder bis in die Mitte der englischen Linien stürmten, sodaß die Kanoniere sich von den Geschützen hinweg in die hohlen Quarrés der Infanterie flüchten mußten. Aber deren ruhiges Feuer, die entschlossen vorbrechende englische und deutsche Cavalerie, die alsbald wieder feuernden Batterien schleuderten jedesmal den fürchterlichen Stoß zurück. Indeß fragt sich denn doch gar sehr, ob die stets wachsende Stärke desselben und der außerordentliche Verlust der Seinigen nicht ohne das Eingreifen der Preußen doch schließlich den Meister des Widerstandes zum Weichen gebracht haben müßten, und ob sein Vormarsch abends gegen 8 Uhr, dem Wellington die eigentliche Entscheidung zuschreibt, überhaupt ohne einen sehr wirksamen Beistand hätte erfolgen können.

Bekanntlich herrscht über den Zeitpunkt, an welchem die Spitze der preußischen Armee, Bülow's unversehrtes Corps, aus dem Walde von Frichemont hervor auf die rechte Flanke des Feindes stieß, ein von Wellington selber hervorgerufener Streit, der seinem ruhmvollen Gedächtniß Eintrag thut. Während Napoleon bereits um 1 Uhr die verdächtige Annäherung des andern Gegners an seiner Rechten erspäht hatte, diese daher verstärkte, bis bald nach 4 Uhr, als die ersten Schüsse aus preußischen Kanonen gegen Planchenoit fielen, die Garden unter Lobau im Knie gegen Osten Front machen mußten, berichtete der Herzog officiell, daß er bis nach 7 Uhr allein gekämpft, dann aber, sobald endlich die Einwirkung der Preußen, von denen er doch die Zeit her stets Meldung erhalten hatte, wahrnehmbar geworden, die ganze Linie der Infanterie, von Reiterei und Artillerie unterstützt, vorrücken ließ. Dieser allgemeine Angriff, der in Wirklichkeit überflüssig war, soll den Feind in äußerster Verwirrung zur Flucht getrieben und ihm 150 Geschütze entrissen haben. Freilich wird auch dem Feldmarschall Blücher pflichtschuldiger Dank ausgesprochen für die Operation Bülow's, „die", wie die eigenthümliche Wendung lautet, „selbst wenn ich nicht in der Lage gewesen wäre, den entscheidenden Angriff zu machen, den Feind zum Rückzug gezwungen haben

würde". Man fragt unwillkürlich, ob Wellington, der sich während der Schlacht vorzugsweise in der Nähe eines vielbeschossenen Baums auf der Schloß Goumont und die Straße von Ohain überblickenden Höhe aufhielt, durch das Fernrohr nicht ebenso scharf gesehen wie Napoleon, ob er nicht später die zerschmetternde Wirkung der Batterien Ziethen's wahrgenommen haben sollte, ob er nicht vielmehr aus persönlichen Beweggründen die Augen schloß, und was ihn denn dazu bestimmt hat? Von der Peninsula her gewohnt, allein und unabhängig von den Entschlüssen anderer zu handeln, suchte er eifersüchtig den letzten großen Sieg, zu dem er beigetragen, soviel als möglich an sich zu ketten. Dazu kam aber ganz besonders noch die Grundidee seiner Regierung: Versöhnung Frankreichs durch Restauration der Bourbons, während die Preußen nach gründlicher Züchtigung der französischen Nation lechzten. Es deckten demnach die politischen Zwecke Englands und Deutschlands einander ebenso wenig wie die Cooperation im Felde und speciell die Richtung des preußischen Angriffs im rechten Winkel, welche Napoleon vernichtete. Der Schlachtbericht Wellington's aber, sofort von der „Times" veröffentlicht, hat der Auffassung des Inselreichs und seiner Geschichtsdarstellung ein solches Gepräge aufgedrückt, daß er selber bei Gelegenheit eines parlamentarischen Comité im Jahre 1836 tiefe Misstimmung über besondere preußische Ansprüche zu erkennen gab und in einer in seinem Nachlaß gefundenen Denkschrift vom Jahre 1842 in Erwiderung auf die schneidige Kritik des Generals Clausewitz vollends dabei beharrte, nach 6 Uhr abends in großer Entfernung zwar das Feuer preußischer Batterien bemerkt, durch den Vormarsch auf der ganzen Linie aber den Sieg errungen zu haben. Charakteristisch auch reden die Engländer von Waterloo, die Deutschen gern von La-Belle-Alliance, dem Centrum der durchbrochenen Stellung Napoleon's, wo sich die beiden siegreichen Feldherren im Abenddunkel begrüßten. Nimmermehr jedoch hätten Wellington's starkgelichtete Bataillone dem geschlagenen Feinde über jenen Punkt hinaus nachzusetzen vermocht. Das vollzogen allein preußische Truppentheile, obwol

deren Nachhut hinterrücks bei Wavre gegen Grouchy focht, unter Gneisenau's begeisterter Führung durch jene in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Verfolgung, in welcher erst das zurückströmende Heer des Imperators zu Schanden wurde. Der englische Feldherr aber ritt im Mondenschein einsam über die Walstatt nach Waterloo zurück, während nicht einer seiner Adjutanten verschont geblieben. Erst allmählich erfuhr er, daß seine tapfersten Genossen, wie Picton, Ponsonby, Gordon, gefallen, andere, wie der Prinz von Oranien, die Lords Uxbridge, Fitzroy, Somerset, schwer verwundet waren. „Meine Verluste", schrieb er am nächsten Morgen dem Herzog von Beaufort, „haben mich geknickt, ich habe kein Gefühl für die Vortheile, die wir errungen." Und doch begründete fast zu derselben Stunde der im übrigen so wahrhaftige Mann mit staatsmännischem Vorbedacht diejenige Auffassung, welche den ungeheuern Erfolg des vorhergehenden Tags ausschließlich der britischen Politik zu sichern bezweckte.

Während des Einmarsches in Frankreich wurden zwar die Festungen von den beiden wetteifernden Armeen rasch eingenommen und nach Abdankung Napoleon's endlich auch Paris zur Capitulation genöthigt, doch stießen die militärischen Forderungen Blücher's, welche auf Züchtigung der Pariser, Auslieferung jedweden Napoleonischen Raubes und Zerstörung der Denkmäler nationaler Eitelkeit hinausliefen, auf den ruhigen Widerspruch des Herzogs, der mit der Rückführung Ludwig's XVIII. auch die Franzosen sich und England zu dauerndem Dank verpflichten zu können glaubte. Aber gerade darin sollte er arg enttäuscht werden. Sobald Zar Alexander nicht nur die ungestüm auf Verkleinerung Frankreichs zielenden Forderungen der Deutschen zurückwies, sondern den Bourbonenhof angelegentlich unter seinen Fittich nahm, lohnte dieser gleich der französischen Nation dem Sieger von Waterloo mit schnödem Undank. Da wurde er, als ihm der Oberbefehl über die in Frankreich verbleibende Occupationsarmee der Alliirten übertragen worden, persönlich beschuldigt, weder die Execution des Marschalls Ney noch so manche andere Demüthigung Frankreichs verhindert zu haben.

Indem er sich lediglich seiner militärischen Aufgabe der Bewachung und einer Menge von Abwickelungsgeschäften widmete, während er im Hauptquartier zu Cambrai oder Valenciennes die Truppen übte und in Paris ein fürstliches Haus machte, enthielt er sich vorsichtig jeder Einmischung in die Politik. In vollem Einklang mit ihm vorzüglich, wies das englische Ministerium den Eintritt in die von Kaiser Alexander gestiftete Heilige Allianz zurück, weil die Betheiligung an solchen Utopien auch von den Tories keinem Parlament unterbreitet werden konnte. Und doch beschimpften ihn die legitimistischen Ultras auf seinen eigenen Bällen, und bezichtigten ihn die Radicalen in Frankreich und den Niederlanden als den Wortführer reactionärer Zwangsmaßregeln. Ingrimmiger Haß warf ihm insonderheit vor, daß er, womit Rußland sich einzuschmeicheln suchte, die fremde Besatzung nicht vor der Zeit vermindern ließ, sondern vielmehr sie gegen Attentate und Aufstände in bester Bereitschaft hielt. Eines Abends feuerte, als er in sein Hotel in den Champs-Elysées einfuhr, ein entlassener bonapartistischer Unteroffizier ein Pistol auf seinen Wagen ab. Der ergriffene Thäter wurde nicht nur freigesprochen, sondern von Napoleon noch im Testament von Sanct-Helena und nachträglich von Louis Philipp wie von Napoleon III. bedacht. Mit der Zeit jedoch wich die Erbitterung, bis auf dem Congreß zu Aachen im Herbst 1818, noch ehe die in Aussicht genommenen fünf Jahre abgelaufen waren, die Occupationsarmee zurückberufen wurde. Der Herzog selber hatte in der Versammlung der Monarchen das entscheidende Wort gesprochen. Er hatte hinfort niemals mehr den Oberbefehl über eine Feldarmee zu übernehmen.

Hier liegt denn auch der tiefste Einschnitt in seiner Laufbahn, die bisher fast ausschließlich nach außen auf Krieg und Diplomatie gerichtet gewesen, die aber nach der Heimkehr nicht lediglich in das Leben des edeln Gutsherrn von Strathfieldsaye oder eines Lord-Lieutenant von Hampshire aufgehen konnte, sondern durch Parteibande an die traurige Reactionspolitik der Tories gefesselt blieb. Dem Ministerium Lord Liverpool's war,

als es sich dem Fortschritt jeglicher Art in die Speichen warf, der große Kriegsmann, der Mann der Ordnung überaus willkommen. Als Feldzeugmeister (Master of the Ordnance) ihm beigeordnet, bekam er folglich seinen Antheil zu tragen an der Gehässigkeit, welche die Unterdrückung ungestüm populärer Bestrebungen und nach der Thronbesteigung des verachtungswürdigen Georg IV. im Jahre 1820 dessen skandalöser Ehescheidungsproceß hervorriefen. Die Untersuchung über das Complot von Cato-Street, welches die Minister aus der Welt schaffen wollte, ergab, daß auch dem Herzog sein eigener Mörder zugetheilt gewesen. In den Verhandlungen der Lords über die Königin Carolina offenbarten seine kurzen ungelenken Worte, wie wenig er im Parlamentarismus geübt war, aber nicht minder, daß er durchaus nicht um die Gunst der Masse buhlte. Während er hinsichtlich einer Reform des Wahlrechts und der Katholikenemancipation — zwei Anforderungen, die immer stärker nach Erfüllung drängten — seine keineswegs abgeschlossene Meinung klug für sich behielt, während er höchstens verrieth, daß er dem Schutzzoll vor dem freien Handel den Vorzug geben würde, war er bald wieder in den auswärtigen Dingen thätig, als die conservativen Mächte des Continents die Revolution in Südeuropa mit Congressen und bewaffneter Intervention ersticken zu können wähnten. Da holte der entnervte König sich fast lieber bei ihm als bei Lord Castlereagh Rath, ließ sich auch von ihm bei einem Ritt über das Schlachtfeld von Waterloo den Verlauf des gewaltigen Kampfs erklären, völlig theilnahmlos bis zu dem Fleck, wo das amputirte Bein des Marquis von Anglesea (Lord Uxbridge) bestattet worden. Da eilte er auf eine Mission nach Paris, freilich vergeblich, um das Einschreiten der dortigen Bourbonen in Spanien zu hintertreiben. Da wurde er nach dem erschütternden Selbstmorde Castlereagh's sofort der maßgebende Politiker, indem er seinen geistvollen irischen Landsmann Canning, dessen liberale Neigungen ihm allerdings wenig zusagten, an die Spitze des Auswärtigen Amts brachte und selber an Castlereagh's Statt im September 1822 den Congreß der Monarchen in Verona besuchte. Ein abgesagter

Feind aller Einmischung in fremde Angelegenheiten, vermochte er zwar weder die unklugen Schritte der madrider Radicalen, noch schließlich den Marsch der Franzosen über die Pyrenäen, aber wol den Zuzug der Russen quer über das Festland zu hindern. Freimüthig dagegen widerrieth er dem Zaren, für die aufständischen Griechen gegen die Türkei zum Schwerte zu greifen. An seiner spröden Staatskunst jedoch scheiterten nothwendig Ueberredung und Verführung, womit österreichische, russische und preußische Zuflüsterungen ihn und England breitschlagen wollten, den Freiheitsbestrebungen der Italiener und anderer Völker mit dem Bajonnet den Garaus zu machen, sodaß von seiten der Heiligen Allianz selbst sein Name unter die Begünstiger der allgemeinen Anarchie geworfen wurde. Je höflicher das Wohlwollen, mit welchem nun auch international die englischen Bestrebungen gegen den Sklavenhandel aufgenommen wurden, um so herber lautete der Bescheid auf die Vorlage über die aufständischen Colonien Spaniens in Mittel- und Südamerika. Die Alliirten sprachen ihr tiefes Bedauern aus, daß England sich zum Schirmherrn der Jakobiner in aller Welt aufgeworfen habe, woran sie weder Macht noch Absicht es zu hindern hätten.

Persönlich freilich hatten die Monarchen alle Ursache, dem berühmten Feldherrn auch nach jenem Congreß ihre Hochachtung wiederholt zu erkennen zu geben, je mehr der Zwiespalt mit Canning an den Tag kam, dessen activem Eingreifen er weder bei Gelegenheit der schleunigen Anerkennung der Freistaaten Südamerikas, noch der schlagfertigen Unterstützung des Constitutionalismus in Portugal, noch endlich zu Gunsten einer Emancipation der Katholiken von Staats wegen beipflichten konnte. Allein er zählte doch ebenso wenig zu der Sippe der Hochtories oder zu den Anhängern Lord Grenville's, die beide mit den Canningiten im Cabinet rangen. Nur die Ueberzeugung, daß die Whigs schlechterdings nicht im Stande seien, die Regierung zu führen, und das hohe Pflichtgefühl, England zumal unter einem schlechten, querköpfigen Könige bei der traditionellen aristokratischen Staatsform und maritimen Politik

zu bewahren, durch die es einst groß geworden, Irland aber, das confessionell, social und national tief aufgewühlt war, in Zaum zu halten, bewogen ihn unter immer düsterern Zuständen ein Mitglied der Regierung zu bleiben. Gleich sehr doch misbilligte er die von O'Connell bis nahe an den Aufstand getriebene Association der Katholiken und der Orange-Logen, mit deren Hülfe seine irischen Standesgenossen Opposition machten. Aber wie bedenklich auch die Hitze der Gemüther stieg, so hielt er doch die Zeit nicht gekommen, um dem noch so ungerechten Herrschaftsmonopol der anglikanischen Kirche auf der Grünen Insel Schranken zu ziehen. Persönlich nahm ihn einstweilen immer noch vorwiegend das Ausland und vorzüglich die orientalische Frage in Anspruch.

Als nach Kaiser Alexander's Tode unter höchst außerordentlichen Umständen statt des zweiten der dritte Bruder, Nikolaus, succedirte, hatte England in der That keinen geeignetern Krönungsbotschafter als den Herzog von Wellington, der dann im Februar 1826 eine auch in andern Stücken bedeutungsvolle Sendung antrat. Längst war es überlieferte Politik des Inselreichs, dem Vordringen der russischen Machtsphäre gegen Westen entgegenzuwirken. Obwol nun der Herzog schon während eines kurzen Besuchs am berliner Hofe erfuhr, daß der junge Kaiser auf Vernichtung der Türkei sinne, und Graf Nesselrode in der ersten Unterredung mit dem völlig zugeknöpften Engländer von den vielen ungelösten Schwierigkeiten sprach, die im Wege lägen, machte der Zar doch bei Gelegenheit der Antrittsaudienz einen überaus gewinnenden Eindruck auf ihn, weil derselbe wider Erwarten offen aussprach, daß er, der Hort der alten Ordnung, nicht etwa aus Philhellenismus, sondern durch Vertragsbruch der Pforte in den Krieg getrieben werde. Dabei handelte es sich schon damals um Gewährung einer gewissen Autonomie an die Moldau und Walachei sogut wie an die Serben, deren verschiedenartige Auslegung in Petersburg wie in Konstantinopel zu ernsten Uebergriffen von beiden Seiten geführt hatte. In seinen Bemühungen, auszugleichen, glaubte Wellington nun wirklich eine Weile das Ohr des jungen Zaren, dem der ruhm-

volle Feldherr imponirte, gewonnen zu haben, so wenig auch damals wie heute dieselben doppelzüngigen Versicherungen in Einem Athem fehlten: Rußland wolle der Türkei keinen Fuß breit Land abnehmen, aber die Osmanen hätten in Europa überhaupt nichts mehr zu suchen. Schließlich wurde denn auch die Aussicht auf Beilegung des Streits durch die Halsstarrigkeit der Pforte und die geschickte Gegenwirkung des Grafen Lieven, des russischen Botschafters in London, zertrümmert. Da die britische Regierung angesichts der asiatischen Absichten Rußlands unmöglich Gewährung der petersburger Forderungen am Divan erzwingen konnte, blieb nur übrig, im Protokoll vom 4. April eine Pacification zu Gunsten der Griechen anzubahnen und diese vor der Zuchtruthe ägyptischer Barbarei zu sichern. Als greifbares Ergebniß der Sendung erschien hierauf doch immerhin der Dreibund mit Rußland und Frankreich im Londoner Vertrage vom 6. Juli 1827. Wellington aber war der letzte, den Kaiser Nikolaus persönlich zu beschuldigen, wenn es bald darauf doch zum Kriege zwischen Rußland und der Pforte kam.

Bei seiner Rückkehr hatte er die Spannung zwischen Protestanten und Katholiken über Irland geradezu unerträglich gefunden. Während er hierin so wenig wie wegen Abänderung der Korngesetze mit Canning einverstanden war, widersprach er geradezu der Intervention in Lissabon und ließ sogar in der Folge den Staatsstreich des Dom Miguel gewähren. Trotzdem verblieb er, auch nachdem ihm beim Tode des Herzogs von York im December 1826 der Oberbefehl über die Armee zufiel, als Feldzeugmeister im Cabinet. Als nun aber im folgenden Februar Lord Liverpool, der bisher als Premier die auseinandergehenden Meinungen der Minister nach Kräften ausgeglichen hatte, vom Schlage gerührt wurde, während eben eine Kornbill zur Berathung stand, drängten die Factionen offen und auf den Umwegen der Intrigue zur Entscheidung unter sich selber. Nach wochenlangem Ringen und Zaudern von seiten des Königs erwies sich Canning als der Stärkere. Allein als

er endlich am 10. April anzeigte, daß ihn der König an die Spitze der Administration berufen, antworteten Wellington, Eldon, Melville, Westmoreland, Peel, daß sie einem von ihm geleiteten Cabinet nicht angehören könnten. Der Herzog, welcher gleichzeitig den Ministerposten des Feldzeugmeisters und den Oberbefehl der Truppen niederlegte, kündigte im Hause der Lords dem bisherigen Collegen offen das Vertrauen um so herber, als er von der Presse, durch deren Beschuldigung und Geringschätzung er bei der Gelegenheit stark anstieß, verleumdet wurde, selber nach dem höchsten Posten getrachtet zu haben. „Wie kann jemand glauben", sagte er, „daß ich die Genugthuung, mit meinen alten Kriegskameraden verbunden zu sein, fahren lassen würde, um eine Stelle einzunehmen, an der man mich nicht zu sehen wünschte, und für die ich nicht geeignet war? Ich hätte mehr als verrückt sein müssen, hätte ich solche Absichten hegen wollen."

Aber es mußte wahrhaftig die persönliche Ehre noch weit mehr als die Partei in Betracht kommen, wenn ein Wellington auch nur scheinbar die schuldige Achtung gegen den Souverän außer Augen ließ, um die morschen Bande zerreißen zu helfen, durch welche bisher die auseinanderstrebenden Richtungen der Tories zusammengehalten wurden. Indem er auf die Bank der Opposition hinüberrückte, wurde er von selbst der Führer einer großen, nach neuer Consolidirung trachtenden Partei. Als solcher zertrümmerte er nicht nur die von der Regierung eingebrachte Kornbill, sondern sammelte, als Canning, mit dem die Whigs ebenso wenig zu schaffen haben wollten, bereits am 8. August starb und Lord Goderich das gebrechliche Cabinet weiter leiten wollte, auf einer Reise in Nordengland, völlig unbekümmert um die eigene Popularität, alles, was über die Pflicht gegen Krone und Nation mit ihm Einer Meinung war. Nur zu bald, wegen tiefen Zwiespalts im eigenen Innern und wegen des leidigen Ereignisses (untoward event) von Navarino, das denn auch Rußland in den Türkenkrieg trieb, fiel das Ministerium über den Haufen. Am 9. Januar 1828 übertrug der König die Bildung eines Cabinets dem Herzog von Wellington,

der zwar seine Bedenken nicht verhehlte, aber wie ein Soldat dem obersten Kriegsherrn gehorchte und als Premier nunmehr auch die Scrupel überwand, den Oberbefehl des Landheeres, den er schon unter Goderich wieder übernommen, gleichzeitig weiter zu führen. Erregte dies schon in freisinnigen Kreisen Anstoß, so band er sich selber vollends eine Ruthe, indem er die Jünger Canning's, wie namentlich Huskisson, den Begründer einer aufgeklärtern Handelspolitik, in ihren Aemtern, dagegen aber die alten intransigenten Tories von der Farbe Lord Eldon's draußen ließ und sich vorzüglich auf Männer wie Peel, Aberdeen, Lyndhurst stützte. Wie sehr es nun auch dem Willen des Königs entsprach, die Katholikenfrage wie bisher als eine offene zu behandeln, so drängte doch die Macht der Umstände unwiderstehlich vorwärts. Den ersten Stoß versetzte die von den Whigs abgenöthigte Aufhebung der Test- und Corporationsacte, wodurch protestantischen Nichtanglikanern der Weg in das Parlament eröffnet wurde. Noch viel empfindlicher wirkte der von Huskisson weder edel noch weise angedrohte Austritt, dem sich die andern Canningiten, Grant sowie die Lords Palmerston und Dudley, anschlossen. Daß der Herzog ihn beim Wort nahm, war unvermeidlich, aber ein gewiegterer parlamentarischer Staatsmann als er selber wäre dennoch dem Bruche ausgewichen. Hierdurch sowie durch die kühl ablehnende Haltung, die er gegen alle liberalen und nationalen Tendenzen fremder Völker, von Portugal bis Griechenland, bewahrte, in deren Gegentheil gerade die volksthümliche Stärke Canning's gewurzelt hatte, verfeindete er sich sehr bedeutende Schichten der Wählerschaft, sodaß alle knappe Sparsamkeit, zumal auch in Armee und Flotte, und selbst ein Ueberschuß der Revenuen ihm keine Beliebtheit verschaffen konnte. Da sowol die großen Whigfamilien wie die alten Tories grollten, ließ sich der Spießbürger leicht einreden, er werde jetzt von dem Soldaten gemaßregelt, wie einst dessen buntscheckige Armee in Spanien, was höchstens insoweit zutraf, als Wellington niemals willens und im Stande war, sich in die Vorurtheile anderer Leute zu fügen oder gar sich ihrer zu bedienen. Und nun wuchs ihm unaufhaltsam,

was sein Progamm gerade verhüten wollte, die Katholikenfrage über den Kopf.

In seiner unglücklichen Heimat, in Irland, führte Daniel O'Connell mittels der Association unbehindert eine Nebenregierung, welche die des Königs unwirksam machte, indem sie ungestüm mit den Waffen klirrend die Beseitigung aller Gesetze forderte, durch welche den Römisch-Gläubigen noch immer die politischen Rechte vorenthalten wurden, deren sich ihre protestantischen Mitbürger erfreuten. Dadurch vollends, daß sich der gewaltige Agitator gegen ein Mitglied der Regierung in der Grafschaft Clare ins Unterhaus wählen ließ, bestärkte er in den Augen von Millionen seine dreiste Versicherung, daß ihm, dem Katholiken, kein Statut im Wege stünde, sowie die Hoffnung aller aufrichtigen Freunde religiöser Duldung. Die Regierung jedoch wurde vor die misliche Wahl gestellt, in der großen, alles andere überragenden Angelegenheit, die fortan nicht mehr unentschieden gelassen werden konnte, entweder schwächlich nachzugeben, oder aber noch schärfere, die Abschwörung des Papstes verlangende Gesetze bei den Gemeinen einzubringen, woran doch schlechterdings nicht zu denken war, da die Mehrheit auch der englischen Abgeordneten der Toleranz zu huldigen begann. Auch stand Gewährung einer außerordentlichen Gewalt, neben Suspension der Habeas-Corpus-Acte gar Verhängung des Belagerungszustandes über Irland, ganz außer Frage, selbst wenn der tapfere Feldherr sich vielleicht getraut haben würde, die angedrohte Erhebung mit Waffengewalt niederzuwerfen. Er sah voraus, daß die Erbitterung hinterdrein nur um so heilloser werden und die politischen Gegner in England und Schottland sich ihrer bemächtigen würden, sodaß Auflösung und Neuwahl, selbst wenn katholische Wahlen in Irland noch verhütet werden könnten, die politische Lage eher verschlechtern als bessern müßten. So blieb nur übrig, mit raschem Entschluß selber die Initiative zu ergreifen.

Seine erste Sorge war, den blasirten, völlig abgeneigten König breit zu schlagen, der sich von den Clubs der Ultras, von denen der Herzog glücklicherweise ebenso wenig wissen wollte

wie von der irischen Association, die Nothwendigkeit von Neuwahlen unter protestantischem Schlachtruf hatte zuraunen lassen. Erst hierauf legte er den Ministern und den Bischöfen der Staatskirche den mit wenigen einsichtsvollen Männern berathenen, höchst merkwürdigen Entwurf eines völlig neugeordneten Verhältnisses des Staats zur Römischen Kirche vor. Da aber selbst Peel gleich den Prälaten auf staatliche Besoldung des katholischen Klerus in Irland nicht eingehen wollte, so wurde sowol die beabsichtigte Concessionirung desselben durch den Staat als auch die Forderung hinfällig, daß in dem Vereinigten Königreiche keine Klöster, insonderheit der Jesuiten, ohne obrigkeitliche Genehmigung errichtet werden dürften. Angenommen wurde allein die politische Emancipation und die Zulassung der Katholiken in alle Staatsämter, mit Ausnahme weniger hoher noch an die Staatsconfession gebundener Chargen, wogegen nur ein beinahe nichtssagender Eid die Bevorrechtigung des Anglikanismus wahren sollte. Trotzdem drohte auch dieser ministerielle Erfolg rechts und links zu scheitern. Vielen galt der König, das supreme Haupt der Landeskirche, als unter den Daumen des barschen Feldherrn niedergedrückt. Eine vertrauliche Aeußerung Wellington's an Dr. Curtis, den römisch-katholischen Primas in Irland, der ihm einst als Vorstand des Priesterseminars in Salamanca bekannt geworden, wurde sofort O'Connell hinterbracht und hatte, da Lord Anglesea, der Vicekönig, unvorsichtig Einsprache erhob, dessen Abberufung zur Folge. Unendlich schwer war es, Peel vom Austritt aus dem Ministerium zurück- und an der ergriffenen Initiative festzuhalten. Nachdem der Versuch Georg's IV., eine streng antikatholische Regierung zu bilden, kläglich gescheitert war, nahm die Frage im Frühling 1829 ihren rasch entscheidenden Verlauf. Dem Willen des Herzogs fügten sich die Lords. Die Gemeinen überraschte Peel mit einem Gesinnungswechsel, der ihn den Parlamentssitz für Oxford und das Vertrauen vieler staats- und kirchentreuen Gesinnungsgenossen kostete. Der König, der aus Scrupel über seinen Krönungseid noch im letzten Augenblick die Sanction verweigern wollte, wurde, indem jene ihren Rücktritt anboten,

zur Unterwerfung gezwungen. Hinterdrein indeß sah sich der Sieger von Waterloo genöthigt, den Earl von Winchelsea, einen der ärgsten protestantischen Heißsporne, der in einem durch die Zeitungen veröffentlichten Briefe sogar seinen Charakter anzugreifen gewagt, herauszufordern. Beide schossen auf einem Felde bei Battersea an der Themse absichtlich fehl, und die Sache wurde mit einem schriftlichen Widerruf des Beleidigers beigelegt. Wie sehr auch das Duell in England bereits verpönt war, so beharrte doch Wellington nicht nur als Offizier dabei, daß das Staatswohl von ihm verlangte, so und nicht anders zu handeln. Der Gegner hatte ihm, weil er zwar des Königs Minister, aber an die Partei gebunden sei, nicht die Berechtigung einer Meinungsänderung zugestehen wollen. Da ein Vergleich fehlschlug, blieb nur übrig, zu den Pistolen zu greifen, die, da er dergleichen nicht besaß, von seinem Secundanten Sir Henry Hardinge herbeigeschafft werden mußten. Der Bruch der Parteidisciplin freilich war auch durch sie nicht aus der Welt zu schaffen. Vor allem aber hatte dem Könige wie den Collegen die Zustimmung zu einem Gesetze abgenöthigt werden müssen, dessen Unvermeidlichkeit der Herzog zwar erkannt hatte, das aber, gerade weil es nicht gutwillig und aus freien Stücken gewährt worden, auch von der siegreichen Opposition keinen Dank eintrug, während die Auflösung unter den Tories weiter riß.

Die alte aristokratische Politik des Selfgovernments war durchlöchert. Ihre Anhänger selber ahnten, daß die Katholikenemancipation die Vorstufe zur Erweiterung des Wahlrechts sei. Während die zu Birmingham gestiftete Politische Union das englische Volk bearbeitete, und O'Connell sogar Widerruf der parlamentarischen Einheit zwischen Großbritannien und Irland zu seiner Losung machte, zeigte mit Beginn der Session des Jahres 1830 die Mehrheit auf der Regierungsseite des Unterhauses einen bedenklichen Rückgang. Wellington, der die verfaulten Burgflecken, um deren Fortdauer es sich immer ernstlicher handelte, nach wie vor als bequeme Organe für gute Regierungswahlen betrachtete, mochte doch mit der Käuflichkeit

und dem Feilbieten derselben so wenig zu schaffen haben, daß er sich stets geweigert hat, als Grundbesitzer auch Inhaber eines solchen Nominationsortes zu werden. Einstweilen wurde über dies Thema nur unerquicklich und ergebnißlos geplänkelt, bis zunächst am 26. Juli das Leben des erbärmlichen, in hohler Selbstsucht erstarrten Georg IV. zu Ende ging, der seine Tage längst träge im Bette verbrachte und nur mürrisch in den Schlafrock schlüpfte, wenn Wellington — sein Arthur, wie er ihn nannte, den er jedoch mehr fürchtete als hochachtete — erschien, um, kurz angebunden wie er war, die Unterzeichnung von Gesetzen und Ausschreiben einzuholen. Mit der Thronbesteigung des harmlosen Wilhelm IV., einer populären Seemannsnatur, erfolgte dem Herkommen gemäß Auflösung des Parlaments. Jede Hoffnung auf eine Stärkung des Cabinets durch ein günstiges Ergebniß der Neuwahlen wurde jedoch im voraus zertrümmert, als in den letzten Tagen des Monats die Revolution in Paris Karl X., dessen Minister mit Wellington geliebäugelt hatten, stürzte und Ludwig Philipp von Orleans auf den Thron erhob. Während England heftiger als je zuvor von den Ereignissen des Nachbarreichs berührt wurde und ein Geist der Widersetzlichkeit über das Land zog, der sich in frevelhafter Zerstörung des Erntesegens und der Kunstmaschinen Luft machte, bekam der Herzog, dem gern die Reaction in Portugal wie die kümmerliche Aufrichtung des neuen hellenischen Königreichs zur Last gelegt wurde, dringend mit den auswärtigen Dingen zu thun. Wie geringschätzig er auch stets von dem Charakter des Bürgerkönigs denken mochte, dem Princip der Nichtintervention getreu vollzog seine Regierung schleunig dessen Anerkennung und beeiferte sich, die übrigen Mächte zu einem gleichen Verfahren zu bestimmen. Er stutzte freilich, als kurz darauf die Belgier sich von Holland losrissen und damit eine politische Schöpfung zertrümmerten, zu der er recht eigentlich beigetragen hatte. Zum Glück hing bald darauf die Entscheidung nicht mehr von ihm ab.

Spannende Tage und Wochen überhaupt eilten jetzt an ihm vorüber. Als er am 15. September der Eröffnung der ersten

Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester beiwohnte und sich eben freundschaftlich mit Huskisson begrüßt hatte, denn beide suchten sie wieder eine Annäherung, sah er, wie der Unglückliche vor seinen Augen von einer Locomotive erfaßt und getödtet wurde. Der Herzog aber bewahrte den gräßlichen Eindruck zeitlebens so tief, daß er, überhaupt immer mehr ein Mann der alten Schule, in der er groß geworden, sich der Eisenbahn erst bediente, als auf seinen häufigen Fahrten zwischen Hampshire und Kent schlechterdings keine Postpferde mehr zu haben waren. Mittlerweile hatten denn auch die Wahlen gegen ihn entschieden, indem sie nicht nur in den Städten, sondern selbst in der überwiegenden Mehrzahl der englischen Grafschaften regierungsfeindlich ausfielen. In der Katastrophe, welche nun nicht ausbleiben konnte, erwies sich Wellington hartnäckig und ungelenk zugleich. Auf die glänzende Rede, in welcher Lord Grey, der gesinnungsvolle Führer der Whigs, dem Ministerium ein langes Sündenregister vorhielt und einen Entschluß über die jetzt unvermeidliche Reform entlocken wollte, erwiderte der Herzog in herausforderndem Tone: „So lange ich an der Regierung bin, halte ich es für meine Pflicht, mich solchen von andern vorgeschlagenen Maßregeln zu widersetzen.“ Wollte er sich auch nach keiner Seite binden, so waren diese wenig staatsmännischen Worte nur zu sehr geeignet, den öffentlichen Unwillen zu steigern. Der entlud sich denn vollends, als Wellington dem Könige die durch Annahme einer Einladung des Lord-Mayors zum Feste des 9. Novembers in Guildhall in Aussicht genommene Auffahrt widerrieth, weil er nicht für den Losbruch eines Krawalls in der City einstehen könnte, jeden Anlaß zum Blutvergießen aber consequent vermeiden wollte. Bei dieser Nachricht fielen sofort die Curse an der Fondsbörse und erfolgte eine Reihe von Bankrotten. Vor den heftigen Beschuldigungen in beiden Häusern saßen die Minister, ohne nach Ausflüchten zu greifen, stumm da. Die Rachsucht bestimmte nun auch die Tories, für einmal wenigstens mit den Whigs und Radicalen zusammenzugehen. Vereinigt forderten sie im Unterhause, als es sich am 15. November um die dem Könige zu bewilligende Civilliste

handelte, Verweisung derselben an den Ausschuß, worauf die Regierung, gegen welche die Motion Henry Brougham's für Parlamentsreform auf die nächste Tagesordnung gesetzt war, es vorzog, über den vorliegenden Gegenstand durch eine Majorität von 29 geschlagen zu werden, und damit den Whigs das Feld räumte.

Gewiß war es ein Glück für Wellington, der Verantwortung für eine Politik enthoben zu werden, die auch bedeutendere Staatsmänner, als er war, nicht länger hätten behaupten können. Nichtsdestoweniger hielt er es für seine heilige Pflicht, angesichts der heftigen demokratischen Erregung, welche die drei Reiche ergriffen hatte, und der Art und Weise, wie nun Lord Grey und die Whigs für Reform und Ersparniß drinnen und Nichtintervention draußen aufkommen wollten, als Führer der Opposition alle conservativen Elemente zu sammeln. In der Reformbill gar und dem Druck der öffentlichen Meinung hinter ihr erblickte er das Verderben der Landesverfassung, wie dagegen in den Augen des Volks der Hauptwiderstand gegen allen Fortschritt vorzüglich von ihm ausging. Als die Minister am 22. April 1831 das ihren Vorlagen wenig entgegenkommende Parlament höchst dramatisch durch den König selber auflösten, lag eben die Herzogin auf dem Sterbebette. Das hinderte den entflammten Pöbel der Hauptstadt nicht, über Apsley House, die Residenz des einst so volksthümlichen Helden, herzufallen. Schauerweise flogen die Steine durch die Spiegelscheiben und zertrümmerten die werthvollsten Kunstgegenstände sowie viel kostbares Geräth. Sofort ließ der Herzog die ganze nach dem Hyde-Park gelegene Front seines Palais mit eisernen Läden schließen, die, den Londonern lange ein bitterer Denkzettel, erst nach seinem Tode wieder aufgethan worden sind. Er war es denn auch, der, nachdem in kurzem ein neues Unterhaus die Demokratisirung des Wahlrechts gutgeheißen hatte, die verschiedenen Richtungen der Lords derart zusammenfaßte, daß am 7. October 199 gegen 158 die Bill verwarfen, unbekümmert um den Sturm, welcher, geistliche und weltliche Peers mit

gleichem Untergang bedrohend, über Stadt und Land hereinbrach und sich in grauenhaften Excessen der niedern Massen, namentlich zu Nottingham und Bristol entlud. In jenen Tagen hat Wellington, wenn er nach Walmer-Castle, der herrlichen Marineresidenz, als Lord-Warden der Fünf Häfen fuhr, Waffen im Wagen mitzunehmen nicht verschmäht, während beherzte Bursche mit langen Peitschen vor und hinten ritten, weil die Bevölkerung der Seeküste ebenso sehr vom radicalen Fieber angesteckt war. Niemals jedoch, selbst nicht während der spanischen Feldzüge, war er früh und spät eifriger mit der Feder und zäher in einem einzigen Vorsatz, wie unaufhaltsam auch alle Aussichten auf Erfolg der von ihm vertretenen Sache dahinschwanden. Mit unendlicher Geduld hat er mündlich und schriftlich die Bemühungen einer Mittelpartei unter den Lords Wharncliffe und Harrowby bestritten, die in der eiteln Hoffnung, mit Earl Grey zu transigiren, in der That die zweite Lesung der abermals von den Gemeinen angenommenen Bill nun auch im Oberhause erwirkten. Indeß wenige Wochen hernach, im Ausschuß des Hauses, am 7. Mai, verwarfen die Lords, geführt von Wellington und Lyndhurst, die bereits einen Gesetzentwurf als Programm eines conservativen Cabinets vorbereitet hatten, noch einmal trotzig die Maßregel der Whigs. Als tags darauf Lord Grey und sein Kanzler Brougham den König nicht zu einem Pairschub bewegen konnten, trat das Cabinet zurück. Der Herzog von Wellington aber, der mit Wilhelm IV. nach früherer Entzweiung wieder Fühlung gewonnen, als es sich selbst von seiten der Whigs um Einschreiten gegen die von der Politischen Union angezettelten Tumulte handelte, wurde ins Palais beschieden. Fest entschlossen, die Krone vor Misbrauch ihrer Prärogative, das Haus der Lords vor Vernichtung und die aristokratische Grundform parlamentarischer Selbstverwaltung vor Ueberflutung durch die modernen wirthschaftlichen und demokratischen Tendenzen zu retten, quälte er sich eine Woche hindurch, ein Cabinet zusammenzubringen, obwol der ihm treuverbundene Peel die Theilnahme von vornherein verweigerte und andere, an die er sich wandte, wesentlich der Meinung waren, daß der

Partei, welche sich in der Umwälzung so weit vorgewagt hatte, auch allein die Verantwortung gebühre.

So geschah es denn, daß auf des Herzogs eigenen Rath Grey und seine Collegen zurückberufen wurden, die dann höchstens einige geringfügige Modificationen des Gesetzentwurfs gewährten, aber jene Zwangsmaßregel gegen das Haus der Lords sofort wieder aufnahmen. Nun freilich kam alles darauf an, dieses Institut der allgemeinen Sicherheit zu retten. Wellington und beinah hundert Peers enthielten sich daher bei der dritten Lesung der Abstimmung und ließen nunmehr durch ihre Passivität die Bill Gesetz werden. Mancher einzelne Standesgenosse zürnte dem Feldherrn erst recht darum, weil er nachgegeben, nachdem er doch bereits den Gegner zu Fall gebracht. Allein Wellington, der sich wohl hütete, bei dieser Gelegenheit irgendjemand zu bestimmen, griff echt constitutionell zu dem Auswege des Compromisses, während er es dem Könige überließ, in allerdings staatsrechtlich bedenklicher Weise, alle jene einzelnen Herren durch seinen Privatsecretär schriftlich anzugehen, damit sie durch ihr Wegbleiben ihn und sich selber vor dem verderblichen Schub retteten.

Allein kurz nachdem nun durch dieses Verfahren die Reform des Wahlrechts, das ersehnte Ziel der Mittelklassen, das Feldzeichen weiterer populärer Begehren, das ernste Bedenken ebenso staatsmännischer wie hochherziger Patrioten, Gesetz geworden, wollte sich der londoner Pöbel noch einmal schmählich an dem Sieger von Waterloo vergreifen. Als er am 18. Juni, dem Jahrestage jenes großen Siegs, von der Münze auf Towerhill, wo er zu thun gehabt, durch die City ritt, folgte ihm der Haufe pfeifend und heulend und hätte ihn fast vom Pferde gerissen, wären der Reitknecht und Leute, die ihn erkannt, nicht beherzt dazwischengetreten. Nachdem er eine Weile amtlicher Geschäfte halber in Lincoln's Inn abgestiegen, haben ihm zwei Lords zu Pferde und eine Anzahl Mitglieder der Advocateninnung voranschreitend nach dem Westend das Geleit gegeben. In marmorner Ruhe ritt er selber daher, bis in die Nähe von Saint-James von der schmuzigen und zerlumpten Meute umtobt,

die aber doch, sehr bemerkenswerth, nicht einen Stein nach ihm zu schleudern wagte.

Von solchem Hitzegrad ging nun aber, wie im allgemeinen so auch für ihn persönlich, die Krisis rasch zurück. In kurzem lagen die Motive wie die Momente des Unmuths dahinten. Allmählich, obschon später als sein Freund Peel, begann er sich in das Unvermeidliche zu schicken, jedoch mit dem unwandelbaren Vorsatz, Krone und Reich auch fernerhin vor jedem Weitergleiten auf schiefer Ebene zu schirmen. Durch Festigkeit und Mäßigung, unermüdlichen Eifer und Geduld war er zum Herrscher des Oberhauses emporgestiegen, wo in kurzen, oft treffenden Worten seine im übrigen niemals gelenke Rede jahrelang den Ausschlag gab. Nicht ein Jahr verging, so fielen ihm selber, der unverändert gleichmüthig blieb, die Zeichen der Achtung auf, mit denen der gemeine Mann in Stadt und Land ihm wieder begegnete. Jetzt wurde das unwillige Wort, das er einst behufs Rechtfertigung seiner gescheiterten Verhandlung mit dem Könige gesprochen: „Ohne sie hätte ich mich schämen müssen, mein Gesicht je wieder auf der Straße zu zeigen", ihm geradezu zu hoher Ehre gedeutet. Gegenüber den Schwierigkeiten der nächsten Jahre trat er grundsätzlich in die Bresche. Statt die Nöthe des Reformministeriums, das bald eher geschoben wurde, als selber den Fortschritt lenkte, zu steigern, hat er ihm vielmehr indirect gegen die Leidenschaft seiner Unterstützer durchgeholfen und ingleichen das Haus der Lords vor dem oft drohenden Zusammenstoß mit dem liberal umgewandelten Unterhause zu bewahren gewußt. Unendlich viel misfiel ihm an der neuen Gesetzgebung über Municipal- und Armenwesen, an der Behandlung der ein ganzes Jahrzehnt in Aufregung haltenden Auseinandersetzung zwischen Holland und Belgien, der Unterstützung der liberalen Seite in den Bürgerkriegen Portugals und Spaniens, wo nach seiner Meinung, trotz der Ruchlosigkeit Dom Miguel's und Ferdinand's VII., völlige Zurückhaltung allein geboten war. Im Innern dagegen gab sich, dank der vom Oberhause befolgten klugen Politik, mit alleiniger Ausnahme Irlands, wachsende Beruhigung kund,

der entsprechend freilich auch die Whigs, besonders nachdem Earl Grey dem bequemen Lord Melville Platz gemacht, rasch abwirthschafteten. Als gar Lord Spencer infolge des Todes seines Vaters in das Oberhaus aufrückte und von der Führerschaft der Gemeinen zurücktrat, gab Wilhelm IV. den ihm längst lästig gewordenen Berathern den Laufpaß und beauftragte am 14. November 1834 den Herzog von Wellington mit der Bildung eines conservativen Cabinets. Obgleich dieser erklärte, nur Peel, der eben in Italien reiste, könne Premier sein, wußte er ihm doch den Posten offen zu halten, indem er selber, mit Lyndhurst als Kanzler zur Seite, sich zunächst als Staatssecretär einschwören ließ und als solcher alle übrigen Staatsämter provisorisch verwaltete, bis der Freund einträfe und sie nach seinem Ermessen austheilen würde. Viel Staunen und Spott zwar wurde dadurch erregt — auf einer berühmten Caricatur sah man zwölf Wellingtons in ebenso viel verschiedenen Posituren, nur mit derselben charakteristischen Nase, als Cabinet um den grünen Tisch sitzen; im Grunde aber hielt das Land willig still, viel williger noch als vormals, da Cromwell nur als Constable, nicht als König dienen wollte. Peel hat nach seiner Heimkehr dem Herzog das Auswärtige anvertraut und nur bedauert, daß dieser bereits Auflösung und Neuwahl in Aussicht gestellt hatte. Trotzdem führte er einem neuen Hause gegenüber, dessen Mehrheit er nicht besaß, sein erstes Ministerium bis zum April 1835 fort, ein Beweis, daß neue politische Scheidungen an Stelle der alten zu treten begannen. Von keiner der folgenden Administrationen jedoch hat der Herzog fortan ein Portefeuille angenommen. Dagegen wurde er immer mehr der Mann des Vertrauens sowol für den Souverän wie für die Regierung, die, einerlei ob Whig oder Tory, ob direct oder indirect, namentlich wenn es darauf ankam, in innern oder äußern Fragen einen geeigneten Ausweg zu finden, niemals versäumte, seinen bewährten Rath anzurufen.

Zunächst brachte der am 20. Juni 1837 eintretende Thronwechsel keine Veränderung in der Parteistellung mit sich. Wellington

verharrte daher auch im Vorsitz der Opposition des Oberhauses, indem er bald die Regierung bekämpfte, bald die eigene Partei zügelte, je nachdem diese oder jene nach seiner Meinung dem Interesse der Krone und des Landes zuwider zu handeln schien. Allein in einer Reihe hoher Ehrenämter diente er dem Gemeinwohl außerdem unausgesetzt. Nachdem ihn im Jahre 1834 die Universität Oxford, mit der ihn, da er niemals eine Universität besucht hatte, nichts anderes als ein Ehrengrad verband, in voller Würdigung seiner conservativen Politik zu ihrem Kanzler erwählt, hat er rastlos in seiner Weise für ihr Heil gesorgt und schließlich, einsichtsvollem Rathe folgend, noch der Einsetzung jener Commission zugestimmt, durch welche auch dort bedeutsame Umwandlungen angebahnt worden sind. Die Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften (Royal Society) betrachtete er, der Mann der That und nicht der Wissenschaft, fast als die höchste Auszeichnung, die ihm zutheil geworden. Als der letzte active Lord-Warden der Fünf Häfen saß er regelmäßig dem Seegericht vor, das von alten Tagen her das Lootsenwesen im Kanal leitete. Eine ähnliche Obergewalt über die Wasserstraßen der Themse übte er als Präsident von Trinity House. Seinen Einfluß als Constable des Towers verwandte er zweckmäßig, indem er den Posten des Lieutenants dem Obersten Gurwood, dem verdienstvollen Herausgeber der Befehle und Berichte seiner Feldzüge, übertrug und nur die tüchtigsten Veteranen in die alte Schloßgarde einreihte. Seitdem er durch sein schönes Gut Strathfieldsaye zu den Großgrundbesitzern von Hampshire gehörte und Lord-Lieutenant der Grafschaft war, ließ er es sich nicht nehmen, die alljährlich zu den Assisen eintreffenden Richter als die Repräsentanten des Souveräns zu bewirthen. Mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er seine Pflichten als erster Friedensrichter und Befehlshaber der Grafschaftsmiliz.

Der jungen Königin Victoria, deren Einführung in das höchste angeborene Amt während der ersten Jahre noch von den Whigs abhing, hat Lord Melbourne nichts in den Weg gelegt, als sie früh den Wunsch äußerte, auch mit dem Herzoge zu

verkehren und von seiner Weisheit berathen zu werden. Bei der Krönung nahm er selbstverständlich eine hervorragende Stelle ein. Alle Welt freute sich, als man ihn harmlos und gemüthlich mit Marschall Soult verkehren sah, den der Tuilerienhof für die festliche Gelegenheit als Botschafter abgefertigt hatte. Die persönlich freundschaftlichen Beziehungen zum Chef der Regierung, der ein so unbedingtes Vertrauen zu seiner Rechtschaffenheit hegte, hinderten Wellington nun freilich keinen Augenblick, der Whig-Politik, die immer kläglicher dahinsiechend die Agitation O'Connell's in Irland und die Wühlerei der Chartisten in England gewähren lassen, sich mehr oder weniger sogar auf solche Elemente stützen mußte, die in Canada, in Westindien, im Orient sich bedenkliche Misgriffe zu Schulden kommen ließ, jedesmal ernst die Wahrheit zu sagen. Indeß wurde er doch in hohem Grade überrascht, als das Ministerium im Mai 1839 plötzlich vorzog, statt vor dem mächtigen Andrange einer großen wirthschaftlichen Frage, über eine geringfügige, Jamaica betreffende Angelegenheit zurückzutreten. Victoria wandte sich, dem Beispiel ihres Oheims gemäß, auf der Stelle an den erfahrungsreichen Feldherrn und Staatsmann, der ihr ganz wie damals dem Könige Wilhelm IV. pflichtschuldigst rieth, Peel mit der heikeln Aufgabe zu betrauen. Man weiß, wie dieser nicht an der Bildung eines Cabinets, sondern daran scheiterte, daß die junge Königin sich nicht die Freundinnen ihrer Jugend — das waren aber die Inhaberinnen gewisser Hofchargen aus der hohen weiblichen Whig-Aristokratie — rauben lassen wollte, und wie nach kurzen vergeblichen Verhandlungen daher auch die Männer noch einmal in ihre Aemter zurückgekehrt sind. Da haben sie nun Verlöbniß und Verheirathung der Königin mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha nach Kräften als eine Stütze für ihre haltlose Stellung auszubeuten gesucht. Eine Coalition der Tories mit den Radicalen dagegen beschnitt sehr empfindlich die dem Prinzen auszusetzende Dotation. Wellington, der im Oberhause hieran nur indirect betheiligt war, vermißte nicht eben glücklich eine hinreichende Garantie für das protestantische Bekenntniß des Gemahls

der Königin. Es dauerte jedoch nicht lange, so durchschaute er nicht nur in dieser Beziehung die vollständige Correctheit, sondern die hohe staatsmännische Anlage des jungen Prinzen, der sich weise zurückzuhalten verstand. Und als dann im Sommer 1841 die Whigs definitiv über ihren Versuch, die Kornzölle zu modificiren, scheiterten, als Sir Robert Peel sein denkwürdiges Ministerium antrat, in welchem der ihm nahe vertraute alte Herzog bereitwillig einen Sitz ohne eigenes Amt annahm, da haben beide in dem Prinzen Albert den einsichtsvollsten Genossen zur Förderung eines maßvollen wirthschaftlichen und politischen Fortschritts gefunden. Beim Ableben Lord Hill's, des alten Kriegskameraden, im Jahre 1842, wurde als Zeichen der unbedingtesten königlichen Huld dem Herzog von Wellington abermals der Oberfehl über das Heer, nunmehr aber durch ein auf Lebenszeit ausgestelltes Patent übertragen.

Bis zum letzten Athemzuge hat er dann auch dieses Amtes, das die aufmerksamste Behandluug der wichtigsten Interessen des Reichs wie der persönlichsten Kleinigkeiten erforderte, mit jener unbeschreiblich hingebenden Treue gewartet, die in den Jahren der vollen Manneskraft einst seine Leitung des Kriegswesens unmittelbar vor dem Feinde auszeichnete. Mochte er in Apsley House, in Walmer Castle oder auf dem Lande in Hampshire weilen, mochten Routine und Beihülfe anderer noch so erleichternd einwirken, kein Tag verging, an welchem er nicht in seinem Berufe zu arbeiten fand. Durchweg wollte er unterrichtet bleiben, damit das Wohl und der gute Stand dieses Zweigs der Landesvertheidigung gewahrt werde. Freilich hegte er darüber seine eigenen festgewordenen Ansichten, über die in der Folge Wahres und Unwahres genug verbreitet worden ist. So trifft ihn der Vorwurf, die Armee bedenklich reducirt zu haben, nur recht uneigentlich, weil er, durchweg ein Vertreter strenger Sparsamkeit, statt der Verschwendung ebenso sehr besorgt war, die Armee mit ihrer eigenartigen Stellung innerhalb der Verfassung so wenig als möglich mittels des Parlaments vor das große Publikum zu bringen. Wenn er einmal auch die alte Steinschloßflinte, mit welcher er einst seine Siege

erfochten, die beste Waffe in den Händen zuverlässiger Soldaten nannte, so hat er doch nach eingehender Prüfung im Detail jede Steigerung der Trefffähigkeit in Fabrikation und Schuß zugelassen. Nur für die Infanterie vom alten Schlage, d. h. für die aus der Hefe des Volks jedem andern Lebensberuf entwachsene Mannschaft, in möglichst langer Dienstzeit und eiserner Zucht zusammengehalten, behielt er eine entschiedene Vorliebe. Er meinte, die Kriegsgeschichte habe keine Truppe aufzuweisen, die ihr gleichkomme. Darum bestand er auch darauf, daß, als das Gesetz über zehnjährige Anwerbung angenommen wurde, es tüchtigen Leuten unbenommen sein müßte, mit weitern Vortheilen von neuem zu capituliren. Darum sorgte er unermüdlich für das leibliche Wohl, für gute Nahrung, treffliche Kasernen, Vervollkommnung des Militärmedicinalwesens. Dem Unterrichte der Leute verschloß er sich im Grunde ebenso wenig wie der Erkenntniß, daß der englische Offizier, wie für seinen Beruf, so namentlich draußen, insonderheit in Indien, für noch weitergehende Aufgaben ein hoch- und feingebildeter Mann sein müsse, wogegen er freilich weder von stehenden Lagern, noch Kriegsakademien, noch permanentem Generalstab eine große Meinung hatte.

Viel bedeutender als solcher amtlicher Einfluß erscheint nun aber bis zuletzt der immer mehr den einseitigen Geboten der Partei entwachsende politische. Als Mitglied der Regierung Peel's hatte der Herzog nicht nur einen hervorragenden Antheil an der endlichen Bezwingung O'Connell's, bei welcher Gelegenheit im letzten Augenblick sogar die Bedeutung der Waffengewalt erkennbar wurde, sondern, wie sehr auch Erhaltung der Korngesetze, um der grundbesitzenden Klasse die Herrschaft zu bewahren, zu seinen Glaubensartikeln gehörte, dennoch, einer höhern Pflicht folgend, an dem Siege des Freihandelsprincips. Peel's Theorie von der gleitenden Scala wurde bekanntlich im Spätjahr 1845 an der irischen Hungersnoth zu Schanden. Da das Cabinet über die Nothwendigkeit, die Häfen schleunig zu öffnen, sich nicht einigen konnte, trat es ab, worauf die Königin anderthalb Wochen lang mit Lord John Russell über Durch-

führung der Maßregel mit den Whigs gleichfalls fruchtlos verhandelte. Am 20. December wurde nunmehr Peel von neuem berufen und nahm die Sache, mit etwas modificirtem Beistand, der längst von der großen Freihandelsliga betriebenen Richtung gemäß entschlossen in die Hand. Derjenige aber, der ihm nun unbedingt beipflichtete und andere schwankende Collegen bewog, ein Gleiches zu thun, war der alte Herzog. Freimüthig erklärte er von seinem Sitz im Oberhause, sowie solchen, die ihn brieflich interpellirten, daß die Bildung einer Administration, zu welcher die Königin Vertrauen habe, von viel größerer Bedeutung sei als die Meinung der Einzelnen über Korn- oder irgendwelche andere Gesetze. Er begrüßte den Entschluß seines sehr ehrenwerthen Freundes mit besonderer Freude, weil hierdurch allein die Nothwendigkeit, die Mitglieder der Liga von Manchester in das Regiment zu berufen, vermieden wurde. Aehnlich begegnete er auch allen arglistigen Anschlägen, ihn von Peel hinweg auf die Seite der Unnachgiebigen hinüberzuziehen. Als dringendstes Bedürfniß in einer überaus kritischen Lage erschien ihm, dem Lande eine Regierung zu bewahren, unbekümmert ob über eine Parteifrage seine Stellung als Parteihaupt verloren gehe oder nicht. Noch ehe Sir Robert Peel nach seinem großen, vor allem der Opposition zu verdankenden Siege die unausbleibliche Nemesis erreichte, bevor nur die Whigs ihn in einer Irland betreffenden Nebenfrage schlugen und wieder an das Ruder kamen, übertrug Wellington bereits dem Lord Stanley, nachmals Graf Derby, der am Schutzzoll festhaltend aus Peel's Cabinet ausgeschieden war, die conservative Führung im Hause der Lords, mit welcher so, wie die Entscheidung fallen mußte, er selber fernerhin unmöglich betraut bleiben konnte. In einem ausführlichen, reife staatsmännische Weisheit athmenden Schreiben vom 19. Februar 1846 überblickt er die Geschichte und die vornehmsten Ereignisse seiner langjährigen Führerschaft, hält dem kampflustigen Peer, dem er bereitwillig den Vorsitz räumt, die Grundsätze vor, nach denen er so lange gehandelt, und räth ihm vorzüglich, allen gewaltsamen Maßregeln sowie Conflicten der Verfassungsorgane aus dem Wege

zu gehen und die Regierung, soweit es immer möglich, in deren Interesse nach Kräften zu unterstützen. Wie er nicht verhehlt, daß der Schutzzoll unwiderruflich unterlegen sei, so sagt er offenherzig, aber aus vollster, in einem langen Leben bewährter Ueberzeugung: „Ich bin der Diener der Krone und des Volks, bin als solcher bezahlt und belohnt und erachte mich dadurch verpflichtet. Ich kann nicht anders als Dienste leisten, wenn solche ohne Unehre von mir verlangt werden, und zwar so lange mich Gesundheit und Kraft dazu befähigen." An diesem Standpunkt, an der Pflicht, dem Vaterlande zu dienen, ist er nach wie vor durch niemand irre geworden und hat ihm praktisch im Hause der Lords, wo er während der Saison selten fehlte, noch wiederholt Ausdruck geliehen.

Ganz ähnlich beurtheilte er bis zuletzt die auswärtigen Dinge principiell zum Zweck der Erhaltung des europäischen Friedens. Wol gefiel es ihm durchaus nicht, als im Herbst 1832 auf der Rhede im Kanal vor seinen Augen ein englisches Geschwader sich mit einem französischen vereinigte, um die Niederlande wieder zu trennen, die unter seiner thätigen Mitwirkung einst zusammengefügt worden, damit Frankreich besser im Zaum gehalten werde. Nichtsdestoweniger lud er die Befehlshaber nach Schloß Walmer an seine gastliche Tafel. Solange indeß Ludwig Philipp, dem er von jeher mistraute, König der Franzosen war, hegte er eine gewisse Besorgniß, ob das Inselreich gegen einen plötzlichen Anfall hinreichend gesichert sei. Ihm am wenigsten entging die Steigerung der offensiven Kraft der französischen Flotte mittels des Dampfes. Sobald daher im Jahre 1844 der Prinz Joinville seinen unvorsichtigen Brief über die Möglichkeit einer Invasion Englands veröffentlicht hatte, entwarf der alte Feldherr behufs besserer Vertheidigung einen Fortificationsplan, von dem durch Indiscretion einiges an den Tag kam, sodaß in der Folge die Anhänger der Manchesterschule, die der Ersparniß um jeden Preis das Wort redeten, noch oft genug darüber losgefahren sind. Gegenüber der Entente cordiale zwischen Ludwig Philipp und Victoria, der doch Lord Aberdeen und selbst Sir Robert Peel Vertrauen schenkten, blieb Wellington

stets kühl, sowie er seinem Unwillen über die spanischen Heirathen, an welchen die gleisnerische Tücke des Julithrons schließlich zu Tage kam und scheiterte, in derben Worten Ausdruck lieh. Mit höchster Spannung begleitete er natürlich die Erschütterung, die, von der Februarkatastrophe ausgehend, im Jahre 1848 über Frankreich und das Festland zog, jedoch immerdar um vor jedem Appell an die Waffen dringend zu warnen, wie er denn bereitwillig der Einladung des französischen Botschafters Folge leistete und an dem wieder eingesetzten Napoleonstage sogar die Gesundheit des Prinz-Präsidenten ausbrachte. Der letzte Dienst, den er als Militär dem Vaterlande leisten sollte, war gleichfalls nur der Verhütung der Gewalt gewidmet. Denn als der Massenaufzug der Chartisten am 10. April 1848 die allgemeine Gärung auch auf die Insel friedlicher Arbeit und in die Riesenstadt London zu verpflanzen und namentlich das Parlament zu terrorisiren drohte, waren von ihm in aller Stille umfassende Vertheidigungsanstalten getroffen worden, von denen die meisten Bürger, welche hoch und niedrig ungezählt als Specialconstabler mit ihren Leibern ihre Straßen schützten, keine Ahnung hatten. In der wohldurchdachten, völlig verdeckten Aufstellung von Truppen und Geschütz war absichtlich ein Loch gelassen, in welches die Unruhstifter, falls sie loszuschlagen wagen sollten, unfehlbar stürzen mußten. Nicht minder ist bei Unterdrückung des elenden Putsches in Irland nach seinen Anordnungen verfahren worden. Daß er bei den kriegerischen Unternehmungen, von denen das ungeheuere Colonialreich in keinem Jahre verschont blieb, in Canada und am Cap, in China, Persien und Ostindien stets das erste Wort, das letzte Urtheil hatte, verstand sich jetzt gleichmäßig bei Whigs und Tories von selbst. Zumal mit den indischen Dingen betrachtete er sich immer auf das engste verwachsen. Nachdem Lord Ellenborough sich als Vicekönig unmöglich gemacht hatte, wurde auf seinen Rath der tapfere Waterlookämpfer Sir Henry Hardinge auf diesen hohen Posten abgefertigt. Er meinte selber gehen zu müssen, wenn Sir Charles Napier den Oberbefehl über die Truppen in Indien nicht weiter führen wollte. Keiner der

Lords hätte ihm die Ehre streitig zu machen gewagt, für die schweren Siege über die Sikhs und die Unterwerfung des Pendschab Lord Gough und dem tapfern indischen Heere den Dank des Hauses auszusprechen. Von dem Commando der Armee, das er auch im Frieden führte, hegte er die Meinung, daß es, von jeher ein Attribut der Krone, stets außerhalb des Mechanismus des modern parlamentarischen Staats zu bleiben habe, und er drang deshalb ernstlich, aber vergeblich in den zum Soldaten nicht erzogenen Prinzen Albert, daß er als Gemahl der Königin sein Nachfolger in dem Commando werde. Seine Devotion gegen den Thron, als die Verkörperung des nationalen Staats, gab sich überhaupt in einer Schärfe kund, wie sie nach ihm, mit einziger Ausnahme der soldatischen Staatsmänner Preußens, weder in England noch anderswo begegnet.

Diese Hingebung wurde denn auch in vollem Maße von der königlichen Familie wie von der ganzen Nation erwidert. Das ward aller Welt deutlich, als bei dem erschütternden Tode Sir Robert Peel's der alte Herzog unter allgemeinem Beifall dem Freunde nachrief, daß es selten einen Menschen gegeben, dessen Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn lebendigeres Vertrauen erweckt hätte. Das fühlte jedermann, als der ruhmgekrönte Greis im Jahre 1851 am 1. Mai, der stets als sein Geburtstag gefeiert wurde, im Buckinghampalast seinem Pathenkinde, dem Prinzen Arthur, ein Taufgeschenk darbrachte und unmittelbar darauf bei der unvergleichlichen Eröffnung der ersten Weltausstellung im Krystallpalast des Hydepark im strahlenden Gefolge des Hofs als die ehrwürdigste und gefeiertste Gestalt erschien. Kein nationales, kein fashionables Fest, das er trotz seiner hohen Jahre und steigenden Gebrechen nicht kurz besucht hätte. Ehrfurchtsvoll begrüßt, schritt er in gar mancher Soirée am Arm der Wirthin durch die Menge, welche aufmerksam auf seine lauten, in einem vor funfzig Jahren modischen Englisch gesprochenen Worte lauschte. Alle Parteistellung war so vollständig verwischt, daß, als im Februar 1852 seine alten Freunde, die Tories, unter Lord Derby an das Ruder kamen und ihn bei den Wahlen um seinen mächtigen Einfluß

angingen, er in lauterstem Pflichtgefühl jede Zumuthung derart bestimmt von sich wies. Indeß ebenso überzeugungsvoll betheiligte er sich noch an der Debatte über eine Reform der Grafschaftsmiliz, in welcher ein ernster Gegenstand zum Spielball der Parteien zu werden drohte. Am 18. Juni hielt er, wie er das seit Jahren gewohnt war, in Apsley House, umgeben von seinen eigenen theuersten Trophäen, die Festtafel zum Andenken an die Schlacht bei Waterloo. Obwol das Häuflein der Combattanten, mit denen er so lange Freud und Leid getheilt, empfindlich zusammenschmolz, so hatte man ihn doch niemals heiterer gesehen. Wol ahnte keiner, daß er nicht als der letzte abgerufen werden sollte.

Die feste Gesundheit, deren er sich von Jugend auf erfreute, hatte nun allerdings schon in den Jahren 1823 und 1824 mehrere Störungen erlitten, von denen Taubheit auf dem linken Ohr zurückgeblieben war. Durch die pfuscherische Behandlung eines Specialarztes war die Harthörigkeit nur ärger geworden, sodaß die Conversation mit ihm recht laut geführt werden mußte. Dafür entschädigte indeß bis zuletzt ein ungemein scharfes Gesicht. Seitdem er aber im Jahre 1837 während eines Spazierritts im Park einen epileptischen Zufall gehabt, meldeten sich diese Mahnungen mehr oder weniger häufig und übten bisweilen auf die von jeher gleichmüthige Stimmung des alten Mannes einen irritirenden Druck. Doch hielt er mit seiner großen Willenskraft das Uebel noch jahrelang in Schach, indem er nicht nur, stets vorsichtig in der Diät, dem Wein fortan ganz entsagte, sondern körperlich rüstig seinen vielen großen und kleinen Pflichten um so regelmäßiger oblag. Da er vor den Augen des Volks lebte, ist ihm wol eben hierüber, im Einklang mit seiner ganzen Haltung als Feldherr und Staatsmann, der Beiname des Eisernen Herzogs zugewachsen. Waren doch eine Menge Leute vertraut mit der pünktlichen Ausnutzung seines Tages vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht. Viele sahen ihn, wie er immer noch mehrere Stunden täglich am Schreibtisch verbrachte, oder trafen ihn mit

altbefreundeten Autoren in der Hand, Clarendon, Sterne, Gibbon, Adam Smith. Doch sah er sich bis zuletzt ebenso eifrig in den Tagesblättern um, oder unter den Neuigkeiten des Buchhandels, die ihm massenhaft, viel mehr als er wünschte, zugeschickt wurden. Es war bekannt, daß er, wenn er es ermöglichen konnte, niemals beim Gottesdienst fehlte, so wenig sein Ohr auch von Liturgie und Predigt vernehmen mochte. Wenn er während der Saison in London pünktlich mit dem Glockenschlage entweder durch den Park oder durch Piccadilly zum Kriegsamt (Horseguards) nach Whitehall ritt, stets im saubersten Civilanzug, Sommers in weißen Beinkleidern, lose auf dem Pferde hängend, der Groom mit dem Regenschirme in einiger Entfernung hinterdrein, bis er in der allerletzten Zeit einen nach seinen eigenen Angaben construirten bequemen Wagen vorzog, so lüftete alle Welt ausnahmslos den Hut zum Gruß vor dem einzigen männlichen Wesen in den britischen Reichen. Er selber erwiderte mit den Fingern nach Soldatenart grüßend. Wie gebrechlich er auch geworden, so bewahrte seine Gestalt noch immer die Spuren der einst sehnigen und schlanken Erscheinung. Das Haupthaar war ihm nicht ausgegangen, nur völlig gebleicht, während allein die starken Augenbrauen die alte dunkle Farbe bewahrten. Unvergeßlich aber, weil völlig eigener Art, prägte sich allen, die ihn nur einmal erblickten, das lange schmale Gesicht ein mit dem großen runden Kinn und mit einer großen Nase, die viel weniger römisch als rechtwinkelig hervortrat. Wenn Ernst Moritz Arndt spaßend behauptete, daß große Männer auch große Nasen haben müßten, so traf das entschieden auch bei Wellington zu. Unvergleichlich stellte ihn eines Tags der londoner „Punch“ dar, wie er sich morgens am Fenster rasirt und zum ersten mal über die Straße die scheußliche Reiterstatue mit derselben Nase erblickt, die ihm der Patriotismus seiner Landsleute so überaus geschmacklos auf einem Triumphbogen vor die eigene Wohnung setzte.

Eigenthümlich trat nun aber vor einem so öffentlichen, populären Dasein das Familienleben zurück. Obwol einst stand-

hafte Liebe sie zusammengeführt, so gingen doch bald Mann und Frau bis zum Tode der letztern im Jahre 1831 entfremdet nebeneinander her. Seine eigene kühle Natur, die Richtung, welche sein ganzer Lebensgang nach außen auf den Staat und die Staatenwelt eingeschlagen, wirkten unstreitig darauf hin. Aber es war doch ein seltsames Los, wie einst dem Mutterherzen so auch dem der Lebensgefährtin fern zu stehen, so sehr, daß ihm wol der schmerzliche Ausruf entfuhr: „Es gibt in der Welt nichts, was des Lebens werth wäre.“ Dem entsprach glücklicherweise nicht ein starker Zug natürlicher Anhänglichkeit, der sich in gewissenhafter Sorgfalt bei Erziehung der Söhne und in rührender Zärtlichkeit gegen die Enkelkinder Luft machte. Nach dem Tode der Herzogin theilte er seine einfache Häuslichkeit in Stadt und Land mit einem alten Jugendfreunde, Mr. Arbuthnot, der, gleichfalls verwitwet, im Laufe der Zeit zu kränkeln begann, bis er, von ihm wie ein Kind gepflegt, unter seinem Dache starb. Unendlich schwer riß der alte Sieger sich von diesem täglichen Gefährten los; in Thränen gebadet stand er an der offenen Gruft. Die Gewohnheit, für andere da zu sein, fand ein weites Feld in großartiger Freigebigkeit. Aus seinen reichen Einkünften, über die er vortrefflich haushielt, gingen in täglicher Mühwaltung bedeutende Summen an Arme und Nothleidende, freilich auch an solche, die es nicht verdienten, denn besonders in den spätern Jahren ist die Mildherzigkeit Wellington's oft genug von Betrügern arg misbraucht worden. Andererseits verlief selten ein Tag, der nicht theilweise, wie es ihm Bedürfniß war, der Gesellschaft und der Bewirthung zahlreicher Gäste gewidmet war.

So lebte er mit dem Wechsel der Jahreszeiten zwischen Strathfieldsaye, Apsley House und Walmer Castle, dem herrlichen Amtssitz des Lord-Warden bei Deal, wo der greise Held am liebsten weilte und als getreuer Wächter immer noch den schmalen, England und Frankreich trennenden Meersund hütete. Auch als er am Ende der Sommersaison wieder an die Küste übersiedelte, war eine Reihenfolge von Gästen in Aussicht genommen. Auf vornehmen russischen Besuch folgte am 8. September

sein zweiter Sohn Lord Charles Wellesley mit der Familie. Schon waren die üblichen Einladungen an die Offiziere der in Dover garnisonirenden Regimenter ergangen. Auch kam er täglich zu Fuß oder im Wagen ins Freie, fuhr einmal sogar nach Folkestone, um dort seinen alten Bekannten den conservativen Publicisten J. W. Croker zu besuchen, dessen Gesundheit seit einiger Zeit zusammenbrach. Am 13. September noch nahm er heiter in gewohnter Weise seine Mahlzeit und begab sich wie immer nach 11 Uhr zur Ruhe. Als der Diener vorschriftsmäßig am nächsten Morgen ihn zu wecken kam, war es ihm, als läge sein Herr in tiefem Schlaf. Erst später, um 7 Uhr, hörte er ihn stöhnen und die ungewöhnliche Frage thun, ob er wisse, wo der Apotheker wohne. Der ward auch rasch aus dem nahen Deal herbeigeholt, verordnete aber nur Verbleiben im Bett und eine warme Tasse Thee. Einige Stunden hernach wurde zu Kalomel gegriffen, das sich jedoch gegen den Krampf nicht mehr wirksam erwies. Nachdem man den Sterbenden aus dem kleinen Feldbett, in welchem er zu schlafen pflegte, in einen Lehnstuhl gehoben, hat sich das Leben erst abends 7 Uhr, still wie ein Hauch, aus dem bald vierundachtzigjährigen Leibe losgerungen. Von den Aerzten, die aus London beschickt wurden, war nur einer anwesend. Er traf erst ein, als alles vorüber war.

Am folgenden Morgen überraschten die Blätter die britische Welt und das Ausland mit der Nachricht von diesem Ende, und die „Times“ brachte bereits einen spaltenlangen lesenswerthen Nekrolog, der zum größten Theil seit Jahren auf Stereotypplatten fertig dagestanden. Die Königin Victoria aber, die auf Schloß Balmoral in Schottland weilte, schrieb in ihr Tagebuch: „Man kann sich dies Land nicht ohne den Herzog denken .... für uns ist sein Verlust unersetzlich, denn seine Bereitschaft, zu helfen und zu rathen, wenn er uns von Nutzen sein konnte, um irgendwelche Schwierigkeiten zu beseitigen, war ohnegleichen.“ Und so war auch in weitesten Kreisen der Nation zu Muthe, nicht etwa weil manches seiner kernigen, knappen Worte auf aller Zunge war, oder weil seinen praktischen Anordnungen ewige Dauer zugeschrieben würde, während doch selbst dieser

felsenfeste Charakter schon bei seinem Leben dem Wandel der Zeit hatte huldigen müssen, sondern weil in seiner nüchternen, klaren Weise und unverbrüchlichen Wahrhaftigkeit die besten Eigenschaften des alten England zusammenflossen, das vor den mächtig andringenden Umwandlungen drinnen und vor dem Anbruch einer unabsehbaren Folge von Erschütterungen unter den Weltmächten bereits merklich in den Schatten trat.

Als ein letzter Nachklang aus der großen Vergangenheit, aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts erschien somit die Bestattung dessen, der, reiner und edler als Marlborough, das Vaterland und die Völker Europas vor der Universalherrschaft Napoleon's hatte retten helfen, welche doch die Anläufe Ludwig's XIV. noch um ein Beträchtliches überboten hatte. Nachdem die Leiche unter Bewachung der schwarzen Jäger längere Zeit in der alten Seeburg verblieben, wurde sie am 10. November in feierlichem Aufzuge in das königliche Militärhospital zu Chelsea übergeführt, wo Tag für Tag die Menge, vornehm und gering, alt und jung — auch die Königin von ihren Kindern begleitet blieb nicht aus, von tiefem Schmerz ergriffen — den Katafalk umwogte. Zum Abschluß dieser Todtenfeier fand dann am 18. November, meist unter Regen und Sturm, mit einem militärischen Gepränge, wie die Hauptstadt nichts Aehnliches gesehen, die Beisetzung statt. Der meilenlange Zug, der von den Horseguards bei Whitehall durch den Saint-James-Park und Piccadilly Stunden brauchte, um das Herz der City zu erreichen, führte dem Volke sämmtliche Truppentheile des Heeres und hinter dem riesigen Todtenwagen noch einmal die wenigen überlebenden Zeugen von der Peninsula und von Waterloo sowie die dem großen Todten von fremden Mächten verliehenen Feldmarschallstäbe in den Händen ihrer Repräsentanten vorüber. Unter dem hohen Dome von Sanct-Paul erfolgte die Einsegnung nach dem Ritus der anglikanischen Kirche. Mächtig tönte noch einmal der Todtenmarsch aus Händel's „Saul", als der Sarg langsam in die Gruft hinuntersank, in welcher seither der Staub des Helden allein dem Nelson's Gesellschaft leistet.

Bald nachher haben die Tories, die ihn bestatteten, wie er einst unter ihnen gestritten und gesiegt, wieder die Regierung verloren. Mit dem von einem andern Napoleon entfachten Krimkrieg kam eine neue, das meiste Alte immer mehr in Frage stellende Bewegung über die Welt. Mit jedem Jahre sollte es dem britischen Reiche schwerer werden, das alte Ansehen zu behaupten.

Zum ersten mal kämpfte ein englisches Heer neben einem französischen. Aber jene kleine Truppe, deren Heldenmuth wie vor alters hell leuchtete, erwies sich durchaus unzureichend. In allen Stücken, in Bewaffnung, Verwaltung, Führung, war sie hinter der Zeit und hinter den Anstrengungen der andern Mächte zurückgeblieben. Als bald darauf die eingeborene Armee in Indien meuterte, als das ganze weite anglo-indische Reich von den wilden Flammen des Aufruhrs ergriffen wurde, da hat die beherzte Kraft weniger europäischer Gewalthaber den tigerartigen Grimm der Millionen entfesselter Orientalen allerdings gebändigt, aber das bisherige Heerwesen war darüber auch dort zusammengebrochen. Das Sparen, das Hingehen und Verfallenlassen, von den Manchesterpolitikern des Friedens um jeden Preis verschuldet, rächte sich schwer, während die Flotte, gleichzeitig in beständigem Umbau begriffen, riesige Summen verschlang.

Daher denn das schwankende, oft wenig ehrenhafte Auftreten der Regierung gegenüber dem Bürgerkriege in Nordamerika, sowie bei den raschen, dröhnenden Schlägen, mit denen sich die nationale Einigung in Italien und namentlich in Deutschland vollzog, vor allem auch während des Deutsch-Französischen Kriegs, in welchem der englische Liberalismus sich uns fast feindlich und viel eher dem in seinen Sünden zu Grunde gehenden Bonapartismus verbündet zeigte. Wol hat allmählich die große Mehrzahl der Engländer ein Abscheu vor der unmännlichen, zungenfertigen Staatskunst ergriffen, die, zuletzt unter Gladstone's Führung gipfelnd, jeden Fußtritt von außen hinnehmen zu wollen schien, im Innern dagegen ziellos aufzulösen fortfuhr. Ob jedoch die neueste Reaction dieser niemals rastenden Umgestaltung überhaupt noch Schranken zu ziehen vermag, ob

die noch so energischen, endlich auch das Wehrsystem treffenden Neuerungen tief genug reichen, ob die imperiale Politik, kraft welcher gegenwärtig, bei bedeutender Selbstverwaltung in den einzelnen Theilen immer noch unter der idealen Spitze einer Monarchie, die Einigung mit dem gewaltigen Colonialreich rings um den Erdball festgehalten werden soll, den ungeheuern Anforderungen der eigenen Existenz oder gar des endlichen Zusammenstoßes mit der russisch-asiatischen Schreckensmacht gewachsen sein wird, das wird die Zukunft enthüllen.

Vor solchen Aussichten ist der alte Herzog bewahrt worden. Der Mann der alten Schule hätte sich nimmermehr in den wirbelnden Umschwung zu finden vermocht, der die zweite Hälfte des Jahrhunderts beherrscht. Um so heller und reiner dauert sein Andenken fort. Die einseitigen Härten und umlautern Schlacken, mit denen sein ehernes Wesen behaftet war, treten in den Schatten vor der Pflichttreue, dem starken Willen, der Thatkraft, die den rechten Augenblick nutzt. In seinem Bilde spiegelt sich eine dankbare Nation, weil es ihr neben der guten auch die schlechten Eigenschaften ihres Charakters aufdeckt. Inzwischen ist mit den Publicationen aus der massenhaften Hinterlassenschaft Wellington's fortgefahren und ein Schatz für die Geschichtschreibung der dahinterliegenden Zeit an das Licht gezogen worden. Auch nicht im geringsten freilich wird dadurch das feststehende Urtheil über den Mann selbst abgeändert, bestätigt sich es nur, daß alles, was er zu Papier gebracht, die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen braucht. Endlich ist auch das großartige Monument in der Paulskirche vollendet: wahrlich keine tadellose Kunstschöpfung, gleich den zahllosen Denkmälern, die unter allen Zonen gesetzt wurden. Möge das englische Volk des Wahrspruchs eingedenk bleiben, den sich sein treuer, tapferer Sohn einst unter dem frischen Eindruck seiner ersten Erfolge gewählt hatte: „Virtutis fortuna comes“, Das Glück dient der Tapferkeit!

Johann Gottfried von Herder.

Von

Friedrich von Baerenbach.

Einer Sonne gleich sendet der Genius der Menschheit mannichfache Strahlen nach verschiedenen Richtungen aus, das Leben und Weben der Menschen im Denken und im Handeln zu erhellen, durch Licht und Wärme neue Lebensimpulse zu wecken und zu fördern. Vom gleichen Ausgangspunkte entspringend, in den letzten Wirkungen zusammentreffend und zu einem großen Gesammtergebniß führend, unterscheiden sich die mannichfachen Strahlen in ihrer Form wie in ihrer nächsten Wirkung, wie sich die Medien unterscheiden, durch welche sie hindurchgehen, oder die Wände, an denen sie sich brechen. Es gibt ein schöpferisches Genie, das die wechselnden Erscheinungen der Welt und die bewegenden, schaffenden, formenden Kräfte des Lebens in der Werkstätte der innern Welt des denkenden Menschengeistes in die ureigenen Formen des individuellen Denkens und Empfindens fügt und so die aus dem Geiste wiedergeborenen Schöpfungen der Natur den nachdenkenden Geistern, den nachfühlenden Gemüthern zu eigen gibt, auf daß sie in einer freiern, geklärten Betrachtung der Welt genießen können „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist". Ein solches Genie ist das des Dichters, der die wechselnden Erscheinungen und die ewigen Gesetze der Natur in seinem Geiste zu hehren Schöpfungen des Gedankens gestaltet und in die Formen des ewig Schönen gießt, daß sie erhoben werden über die Knechtschaft der Vergänglichkeit wie die Natur selbst und der Geist, aus denen sie geboren sind. Ein solches Genie war Goethe. — Es gibt einen Genius, welchen das Begehren nach dem Begreifen der Natur zur Erforschung des

Geistes führt, der sie begreifen will, und zur Erkenntniß der Gesetze, welche ihn beherrschen. Das ist der Geist, der die Reformen und Reformationen des menschlichen Denkens, der Weltanschauungen, des wissenschaftlichen Nachdenkens und Forschens vollzieht, der maß- und richtunggebend wird für das Denken und Handeln der Menschen auf Jahrhunderte und Jahrtausende, ein Gesetzgeber der kommenden Geschlechter, ein Erzieher der Menschheit zu neuen Zwecken und Zielen. Das ist der Geist des Denkers, der neue Wege bahnt und sichere Führung verheißt zum Besitz der Wahrheit, der den festen Punkt aufweist für das zuverlässige Forschen und unerschütterliche Grundlagen schafft für das wissenschaftliche Denken. Ein solcher Genius ist Kant. — Es gibt aber auch Genies, welche sich die Menschheit zu dauernder Dankbarkeit verpflichten, nicht sowol durch künstlerische Schöpfungen, deren hehre Schönheit jedem Wechsel der menschlichen Meinungen und Sitten trotzt, oder durch die gründliche Erforschung und Aufstellung der unanfechtbaren Gesetze der Menschennatur, wie des menschlichen Geistes insbesondere, als vielmehr durch geniale Anregungen und bedeutsame Anleitungen, durch die Eröffnung neuer Gesichtspunkte wie durch die Ueberwindung alter Irrthümer, durch zielbewußte und wegweisende Versuche, durch grundlegende und bahnbrechende Leistungen auf den verschiedensten und bedeutsamsten Gebieten menschlichen Denkens und Dichtens, wissenschaftlichen Forschens und ethischen Trachtens. Das sind die Geister, welche die tausend fruchtbringenden Keime säen, ohne welche die Gebiete, die jene andern Ingenien erschlossen, unnahbar für andere Geister, ein unfruchtbares Land für den Fortschritt und das Glück des Einzelnen, für die Erkenntniß und die Tugend der Tausende bleiben würden. Das sind die Geister, deren es bedarf, damit aus dem einzelnen großen Gedanken die Gedankengänge und Ideenverbindungen hervorgehen, die zum Heil und Fortschritt der Menschheit gereichen, die Geister, welche für jene andern das zu gewinnende Land erst urbar oder das eroberte Land für Tausende fruchtbar machen. Ein solches Ingenium ist Herder.

Eine stattliche Reihe von wissenschaftlichen Disciplinen, welche die Kreise menschlichen Forschens und Erkennens in nie geahntem Maße erweitern sollten, verdankt ihm ihre Entstehung. In seinen Werken sind die Keime und Blüten in seltener Fülle zu finden, welche die moderne Wissenschaft als gereifte Früchte aus der Naturforschung, aus der Sprachwissenschaft wie aus der Geschichtsforschung hervorgehen sieht. Er hat dem Denken durch manche geniale und richtunggebende Gedanken ergiebige Gebiete erschlossen und den kühnsten Forschungen allein und im Vereine mit andern Geistern den Boden bereitet. Er war ein Bahnbrecher moderner Forschung und Wissenschaft im großen Stil, der Urheber der mächtigsten Gedanken, welche in Dichtung und Wissenschaft von den größten Geistern ausgeführt und vollendet wurden, die, an der Wende der Jahrhunderte stehend, eine neue Weltepoche eingeleitet haben. Ein sinniges Gleichniß hat ihn den Atlas genannt, der diese neue Welt menschlichen Denkens und Dichtens, Trachtens und Handelns auf den Schultern trägt. Das Andenken eines solchen Mannes zu erneuern ist eine Pflicht der Nachwelt, eine Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit, derjenigen vergleichbar, welche uns den Aeltern wie den theuersten werkthätigen Freunden unsers Lebens Denkmäler im Geiste und in der Wahrheit errichten läßt. Sich in die Betrachtung der Verdienste, in die Erinnerung der Thaten eines solchen Geistes zu versenken, ist aber zugleich eine erfreuliche Aufgabe und ein hehrer Beruf. Wer sich ihm widmet, der erlebt innerlich alles Große und Schöne, was im Dasein des gefeierten Mannes die treibende Kraft seines Denkens und Handelns war; es ist ihm vergönnt, den Flügelschlag des Genius zu vernehmen, der in den Werken fortlebt, die auf seinem Grunde erstanden sind, des Genius, dessen Spuren auf der breiten Heerstraße unsichtbar geworden, auf dem schmalen Pfade der menschlichen Gedankengeschichte aber nicht zu verwischen sind. Diese Spuren eines vieldenkenden, weltumfassenden Geistes, der Funken schlug aus dem Gestein der Erde, aus dem Geröll der Geschichte, an denen sich die besten Geister seines Volks erleuchtet und

entflammt und zu glänzenden Gestirnen der menschlichen Geschichte entwickelt haben, führen das geschärfte Auge des nachdenkenden Menschen zurück auf die Spuren, welche den Lebensweg des Mannes bezeichnen, der nicht sowol blos ein Mann des Gedankens und der zündenden Rede, als auch ganz besonders ein Mann der That war, der aus den Erlebnissen eines vielbewegten Innenlebens wie aus den Erfahrungen eines ereignißvollen bürgerlichen Daseins die Waffen des Gedankens und der Rede geschmiedet und aus dem vollen Leben selbst geschöpft hat, was sein Denken wie sein Dichten und Trachten bewegte und mit dem Gepräge seines Geistes Gemeingut der denkenden Menschen, Vorbild und Wegweiser hochstrebender Geister wurde. Wer den Spuren dieses Daseins nachgeht, dem wird manches klar, was früher dunkel schien, dem wird leicht begreiflich, was ihm früher ein Räthsel in der Entwickelung des Genius war. Auf dem Lebenswege selbst sind die Gründe für die Universalität wie für die Beschränkung dieses Geistes zu finden, und insbesondere für den großartig tragischen Zug desselben, die tiefsten, weltbewegenden Ideen mit Begeisterung erfaßt, die folgenreichsten Gedankengänge angeregt und entwickelt, die aussichtsvollsten Gesichtspunkte geschaffen, die glänzendsten Perspectiven eröffnet zu haben, — allenthalben aber nur der Bahnbrecher, der Begründer, der Vorgänger gewesen, nicht selbst auf der Höhe der vollendeten Meisterschaft angelangt, nicht selbst der Erbauer und Vollender ewiger Bauten geworden zu sein. Auf demselben Lebenswege finden wir aber auch die Bürgschaften für die Dauer dessen, was er gethan, für das unvergängliche Fortleben seines Namens wie seiner Verdienste.

. . .

Wenige Menschen mögen die Abhängigkeit ihrer Entwickelung und die Bestimmung ihrer Lebensumstände wie ihres Charakters von den ersten Jugendeindrücken so dankbar in der einen, so tiefschmerzlich in der andern Richtung empfunden und „zeitlebens mit sich herumgetragen“ haben wie Herder. „Die kleinste im dürren Lande“ nannte er selbst seine Vaterstadt Mohrungen in Ostpreußen, der Heimat Kant's und Hamann's, die beide auf

seine Entwickelung einen so großen Einfluß üben sollten. Gleichwol war die Gegend nicht ohne Romantik. Zahlreiche Waldungen und Seen in der Umgebung, die Trümmer eines deutschen Ordensschlosses boten der poetischen Stimmung eines schwärmerischen Gemüths reichliche Nahrung. — In der letzten Stunde des 25. August 1744 erblickte unser Herder das Licht der Welt. Zwei Tage später erhielt er in der Taufe den Namen Johann Gottfried. In seinen Jünglingsjahren suchte er in schwärmerischen Stimmungen einen Fingerzeig der Vorsehung darin, daß ihn „die Mitternacht gebar". Er war das dritte von den fünf Kindern seiner Aeltern und blieb der einzige männliche Erbe. Der Vater, Gottfried Herder, war Mädchenschullehrer, zugleich Glöckner und Cantor; die Mutter, Anna Elisabeth geborene Pels, die Tochter eines dortigen Waffenschmieds. Der Vater war ein ernster, verständiger, ordnungsliebender Mann von regem Pflichtgefühl und freundlicher Gemüthsart. Es heißt, er sei von Bekannten und Unbekannten in verwickelten Angelegenheiten gern zu Rathe gezogen worden und habe wegen seines Charakters in großem Ansehen gestanden. Die Mutter war eine stille, fleißige, tüchtige Frau, durch Gaben des Geistes und des Gemüths gleichmäßig ausgezeichnet, die mit der zärtlichsten Liebe an ihren Kindern hing und in Bildung und Betragen den Leuten ihres Standes voraus war. Das Einkommen der Aeltern war gering. Durch Fleiß und eingezogenen Lebenswandel unterhielten sie einen streng geregelten bescheidenen Haushalt. Herder selbst sagte, er sei in einer „dunkeln, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit" erzogen. Es war ein arbeitsames, anspruchsloses, von Pflichtgefühl und Frömmigkeit regiertes Leben, in welchem der Knabe Herder aufwuchs. Der pflichtmäßigen Arbeit waren die Stunden des Tages geweiht. Am Abend beschloß der Gesang eines geistlichen Liedes für die Familie die Mühen des Tages. Früh wurde so das Pflichtgefühl, der Sinn für freudvolle Arbeit und Mühe, für Religion und Poesie in der Seele des Kindes geweckt. Es bewährte sich bei Herder, daß der wahre Glaube der Glaube ist, der, frühgepflanzt, mit den liebsten Traditionen

und heiligsten Empfindungen im Gemüthe wurzelt, und daß der wahre, fruchtbringende Religionsunterricht die Erziehung zur Religion und Sittlichkeit im Schoße eines von ernsten sittlichen Grundsätzen beherrschten Familienlebens ist. Darum war ihm auch, bei aller Beschäftigung mit religiösen Angelegenheiten und Problemen, der Glaube zeitlebens eine Sache des Gemüths, deren Beeinträchtigung durch theologische Speculation und Metaphysik wie durch geistliches Dogmengezänke er innerlich vermied und misbilligte. Innige Anhänglichkeit, Liebe und Gehorsam verband die Geschwister untereinander und mit den Aeltern. Mit den frömmsten Gefühlen der Zärtlichkeit hat Herder stets seiner Aeltern gedacht, und der noch in der Erinnerung fortlebende Schmerz über den Druck der Armuth, welche seine Jugend zu einer Zeit der Kämpfe machte und eine frühzeitige sorgfältige Bildung verhinderte, hat nie die Gefühle der Dankbarkeit überwuchert, mit welcher er seiner Aeltern gedachte. So sagte er selbst später zu seinen Kindern: „Ach, welch eine andere glücklichere Jugend habt ihr vor der meinigen voraus! Mein Vater war ein ernster Mann, der wenig Worte machte; alle häuslichen Geschäfte und die Lectionen waren an Zeit und Ordnung streng gebunden: wenn das Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte keins der Kinder sich entschuldigen, es mußte gethan werden. Nur bei einer so strengen Ordnung konnten meine Aeltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich sein Gesicht; er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich Gottes Friede. Dies war meine größte süßeste Belohnung."

Die sittlich ernste und strenge Natur des Vaters wirkte mit der Herzensmilde und Sanftmuth der Mutter zusammen, um das Gemüth der Kinder zu einer ernsten Lebensauffassung, zum Wohlwollen, zur Menschenliebe, zu den Tugenden zu bilden, welche das Herz rein und zugänglich erhalten für alles Gute, Große und Schöne. Kein Wunder, daß es bei einer solchen Verbindung von charakter- und gemüthbildenden Eigenschaften der Aeltern „einen guten Klang" gab. Die Tiefe und Zartheit des Gemüthes der Mutter und der sittliche Ernst der

Lebensauffassung und des Charakters seines Vaters waren das Erbe des jungen Herder und nicht zum geringsten Theil Folge einer auf die Bildung des Gemüths vorzüglich bedachten Erziehung. Nie hätten seine Worte in Poesie und Prosa, in Gedichten und in Predigten wie in seinen mehr philosophischen Werken, eine so große Wirkung auf das Gemüth des Hörers und Lesers ausüben können, wenn sie nicht selbst vom Herzen gekommen wären. Auf die ersten Jugendeindrücke, ja auf die Natur der Aeltern möchte sich die seltene Vereinigung von Enthusiasmus und kritischer Schärfe, von poetischem Freiheitstrieb und ernstem, oft pedantischem Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit, von Liebe und Zartsinn und grundsätzlicher Strenge zurückführen lassen, die Herder zeitlebens in seinen Werken und Thaten ausgezeichnet haben. Aber die sorgfältige Bildung des Gemüths, die Erziehung zur Gottesfurcht und Menschenliebe, zu Sitte und Ordnung erfolgte doch nicht auf Kosten der geistigen Entwickelung und Ausbildung. Mit dem ersten Unterricht hatte es im Schulmeisterhause keine Noth. Für den weitern Schulunterricht sorgte die mohrunger Stadtschule, deren dürftige Unterweisung nicht ohne weiteres zum Universitätsbesuche berechtigte. Die Schüler, welche die ersten Anfangsgründe hinter sich hatten, erhielten den Unterricht von dem Rector Grimm, einem ehelos und einsam lebenden Misanthropen von pedantischer Strenge, der leidliche Kenntnisse, zumal eine gründliche Kenntniß des Lateinischen besaß. Das zurückschreckende Aeußere des Mannes mit der schwarzen Perrüke und dem bleichen Gesicht, den man sich nicht gut ohne die Ruthe in der Hand vorstellen mochte, mag ihm wenig Sympathien bei den Schülern eingetragen haben. Seine beschränkte Pedanterie und barbarische Zucht mochte Herder vorschweben, als er nachmals bei der Einführung in sein rigaer Schulamt den Pedanten schilderte, „der ein Handwerksmonarch in seiner Klasse und ein pöbelhafter Oekonom in seinem Hause wird". Auch scheint die Zeit der Zucht unter dem Befehl dieses von Gichtschmerzen geplagten Hagestolzen und Weiberfeindes den historischen Hintergrund zu bilden für die spätere eifernde Polemik Herder's gegen „den

die Schule ungebührlich beherrschenden, die Seele mit grammatischem Gedächtnißwerk überladenden lateinischen Geist, gegen das grammatische Scepter, mit dem der Blick des Jünglings wie mit einem glühenden Eisen geblendet werde". Die spätern Klagen über die scholastische, anschauungslose Verbalmethode und die „gothisch verdorbenen Jugendseelen" weisen auf diese Zucht zurück. Bei aller Geschmacklosigkeit und barbarischen Pedanterie hatte indeß die Grimm'sche Lehrmethode den großen Vorzug, das Gelernte dem Gedächtniß für alle Zeiten einzuprägen. Herder selbst erkannte noch in spätern Jahren dankbar an, daß er den Grund seiner Kenntnisse Grimm verdanke. Ihm, dem fleißigen, lernbegierigen, ernstgesinnten Schüler kam auch das Wissen und die „banausische Lehrwuth" des Meisters in erster Linie zugut. Sein Eifer und seine Auffassungsgabe machten ihn zum bevorzugten Lieblingsschüler, der an den Spaziergängen des Lehrers theilnehmen durfte, um ihm Ehrenpreis und Schlüsselblümchen zu seinem Thee zu suchen, wofür ihm mit wenigen andern die „ehrenvolle Auszeichnung" zutheil ward, zuweilen eine Tasse solchen Thees mit einem kleinen Stückchen Zucker auf der Studirstube des Lehrers zu erhalten.

Groß, ja bisweilen unersättlich war die Lernbegierde des jungen Herder. Erzählt man doch von ihm, er sei, wenn er irgendwo ein Buch habe liegen sehen, eingetreten und habe gebeten, es ihm zu leihen. Musik und Gesang waren die Freude seiner Jugend. Gleichzeitig mit einer Menge anderer Schüler lernte er Klavier auf einem kleinen, armseligen Instrument. Wenig mag da dem Einzelnen zugute gekommen sein. Doch erwarb er sich Kenntnisse im Generalbaß und in der Harmonielehre und behielt zeitlebens einen aufrichtigen Enthusiasmus für die Schönheiten der Musik. Wenige haben diese wie er in einem seiner schönsten Gedichte gepriesen. Zeitlebens bewahrte er die Liebe für die einfachen und erhebenden Töne der Kirchenmusik. Auch in dieser Hinsicht scheint der Rector Grimm sein Bestes gethan zu haben, die Neigung seines Schülers zu fördern und richtig zu lenken. — Die freie

Natur und einige Bücher waren die treuesten Freunde der Jugend unsers Herder. Es war seine liebste Erholung, sich im Freien zu ergehen und die Größe Gottes in seiner Schöpfung zu bewundern. Oft auch saß er mit einem Buche unter dem blühenden Kirschbaum in seines Vaters Garten, las und lauschte dem Gesange der Vögel und fühlte sich wohl. Seine einsamen Spaziergänge führten ihn zum Mohrunger See und durch das Paradieseswäldchen. In schmerzlich süßer Erinnerung gedenkt er des Sees in dem Gedicht „Fliegt, ihr meiner Jugend Träume". Die Dichter des Alterthums waren schon damals ein Quell der Erquickung für seine Seele. Ein beredtes Zeugniß dafür gibt er in einem Briefe an seine Braut im Jahre 1771. „Die schöne Herbstzeit habe ich genossen; aber es ist so traurig, daß ich alles gelben und fälben und fallen und wintern sehe: ein Geschlecht von Blättern, das so wenig aufersteht als wir Menschen, wenn wir abfallen! Für mich hat kein Bild und kein Lied und Gleichniß von Jugend auf mehr Eindruck gemacht als dies: und ich erinnere mich, als ich zum ersten mal ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las, daß so auch ein Geschlecht Menschen von der Erde verschwindet, mir, was einem Schulknaben selten zu kommen pflegt, die Thränen ausbrachen."

Den Religionsunterricht erhielt der Knabe von dem durch Herzensgüte und innerliche Frömmigkeit ausgezeichneten Prediger Willamovius, der ihn auch confirmirte und an dem er mit der zärtlichsten Liebe hing. Die aufrichtigste Freundschaft verband die Familien Herder und Willamovius, einander gleich an Armuth, Menschenfreundlichkeit und echter Religiosität. Der Einfluß des herzensguten Willamovius auf das Gemüth des jungen Herder ist gewiß der beste gewesen, wenn auch bezweifelt werden mag, ob Herder später oder überhaupt das Ideal eines Redners Gottes in ihm erblickt habe. An den Fehlern und Schwächen anderer hat Herder gelernt, sich gegen dieselben zu wappnen, statt ihnen nachzustreben oder sich behaglich an ihnen zu weiden. Das that er gewiß auch bei Willamovius, und es spricht nichts dagegen, daß er bei seiner spätern ironischen

Kritik einer beschränkten Kirchengläubigkeit und eintöniger Glaubensäußerungen des frommen Willamovius gedacht habe. Gleichwol ist kein Zweifel möglich, daß Herder mit Dankbarkeit und Ehrfurcht zu dem Manne aufblickte, der ihn lehrte, die „Verfolgung“ Andersdenkender unnatürlich und empörend zu finden, und der ihm denn auch, neben äußerlichen Veranlassungen, innerlich den geistlichen Beruf am meisten zum Ziel seiner Wünsche und zur ernstesten Herzenssache machte. Sein Plan, Theologie zu studiren, ward von Willamovius warm befürwortet. Aber die geringen Mittel der Aeltern und eine Thränenfistel, welche der sonst gesunde Knabe hatte, stellten sich dem Plane hindernd entgegen. Dennoch würde vielleicht Rath gefunden worden sein, wäre nicht zu derselben Zeit ein anderer Geistlicher wie ein hemmendes Verhängniß in das Leben Herder's getreten; was freilich nicht hindern konnte, daß dieser von einem günstigen Geschick auf kurzen Umwegen, doch um so reicher an Kenntnissen und werthvollen, wenngleich trübseligen Erfahrungen, in die richtige Bahn gelenkt ward. Daß ihm diese Umwege nicht erspart wurden, ist zum großen Theil die Schuld und das Verdienst des Diakonus Trescho, der seit 1760 an der Stadtkirche zu Mohrungen angestellt war.

Er hatte Herder als Kind gekannt und schildert später den vierjährigen Knaben, wie er ihn oft beobachtet: „ernst und ganz allein, wenn auch Kinder der Nachbarn nicht weit davon waren; keins behagte ihm“. Er war betroffen, als er nun den sechzehnjährigen Knaben mit großer Besonnenheit und Fertigkeit antworten hörte. Da er als kränklicher Mann in einem leeren Hause allein lebte, nahm er Herder, „ohne ihn im Schulbesuch zu beschränken“, als Famulus bei sich auf. Für „Obdach und Schlafstätte“ hatte der junge Herder das Vergnügen, die schriftstellerischen Arbeiten, die reichlich aus der Feder des Herrn Diakonus flossen, fein und zierlich abzuschreiben. Seine gute Handschrift kam dem letztern sehr zu statten. Was er ihm für diese zuweilen recht sauere Arbeit bot, war, außer der Schlafstätte, die Benutzung seiner bändereichen Bibliothek, welche der junge Herder, zunächst ohne peinliche Auswahl, mit ungestümer Wißbegier durchforschte.

Die Kost hatte er nach wie vor bei seinen Aeltern, den Unterricht genoß er bei Grimm. Trescho mochte sich nicht darum bekümmern, angeblich um Grimm nicht zu beleidigen; genug daß er ihm die Befugniß gab, seine Büchersammlung in freien Stunden zu benutzen und sich an der handwerksmäßig raschen und reichlichen Production seiner literarischen Thätigkeit zu erbauen und zu bilden. Von Anfang an widersetzte sich der würdige Mann mit wohlgemeinten Vorstellungen den Studienplanen des jungen Herder. Wiederholt gab er den Aeltern desselben den Rath, ihn ein Handwerk lernen zu lassen, wozu sich seine zierliche Hand wenig schicken mochte. Gleichwol erschien ihm die Verwendung des jungen Menschen zu Abschreiberdiensten bis zur Kräftigung seines zarten Körpers als das Ersprießlichste. So wurde Herder das Glück zutheil, der erste Leser der Schriften des Herrn Diakonus zu sein. Er hat diese Schreiberperiode besser benutzt, als Trescho selbst beabsichtigen mochte. Er selbst bezeugt, daß dieser „seinen ersten Funken geweckt habe". Die „Sterbebibel" und die „Kleinen Versuche im Denken und Empfinden" dieses Verfassers ließen ihn den Geschmacksstandpunkt der „Bremer Beiträge" durchleben. Der Phrasenreichthum und die Reimgewandtheit des Vielschreibers, welche ein Werk nach dem andern zu Tage förderten, mochten nicht ohne Reiz zur Nachahmung für den empfänglichen Geist des Jünglings bleiben. In Wirklichkeit zeigen die „apokryphen Anfänge von Herder's Schriftstellerei" Anklänge an dieses Vorbild. Die Citate aus den Dichtungen der Klopstock, Haller, Hagedorn, Gellert, Krug, Uz, Gleim, in Trescho's Schriften drängten ihn, in der Bibliothek aus den Quellen selbst zu schöpfen. Hier mag er mit Opitz, Logau, Dach, mit den Odendichtern und Anakreontikern, mit den ersten Gesängen der „Messiade", mit Kleist und Lessing bekannt geworden sein. Mit Wonne spricht er in spätern Jahren noch von dem „süßen Erstaunen", mit dem er jene Dichter sich selbst laut vorlas, wie er sie auswendig lernte und sich dann getraute, „wenn auch zitternd und sehr geheim", Aehnliches zu schaffen. Ganz unentdeckt sollte und konnte das heimliche Leben dieser hoch-

begabten Seele nicht bleiben. Trescho selbst erzählt ausführlich, daß er eines Abends, als er zufällig in die enge Kammer des Famulus trat, diesen überrascht habe, wie er auf dem Bette eingeschlafen war, ringsumher aufgeschlagene Bücher und inmitten derselben das unausgelöschte Licht. Auch berichtet er von einem im Beichtstuhl vorgefundenen Briefe voll ergreifender Bekenntnisse, Selbstanklagen, Zweifel und Vorsätze, dessen Handschrift ihn an die Autorschaft Herder's glauben ließ, und in dem er gebeten wurde, die Antwort versiegelt in den Beichtstuhl zu legen. Der Umstand, daß er vergebens auf eine Annäherung oder eine Danksagung Herder's wartete, ist bezeichnend für die Gefühle, welche diese Antwort in dem Jüngling geweckt haben mußte; wenn überhaupt das erste Schreiben von Herder ausgegangen war. Nun sollte man denken, daß solche Beweise von der Gemüthstiefe, von dem hohen Streben und der unverkennbaren Begabung desselben dem Diakonus den Gedanken nahe legen mußten, sich seiner anzunehmen und ihm zu einem seiner Geistesgaben würdigern Beruf den Weg bahnen zu helfen. Dies geschah aber keineswegs, und man darf sich fragen, ob es mehr völliges Unverständniß des Genius in der Menschennatur oder mehr misanthropischer Egoismus war, was den geistlichen Polygraphen darauf bestehen ließ, nach wie vor die Erlernung eines Handwerks als das Passendste zu empfehlen.

Freilich suchte Trescho in spätern Berichten darzuthun, er habe aus diesen Begebenheiten erkannt, daß er „statt eines mohrungschen lateinischen Schülers einen Mann vor sich sehe, der durchaus in eine ganz andere Entwickelungsschule seines großen Geistes versetzt werden müßte, wenn nicht eine Art von Geistesmord an ihm verübt und ein Leben in seinen ersten Athemzügen erstickt werden sollte, welches zu großen Zwecken geschaffen schien". Er beschäftigte ihn von da an in seinen freien Stunden wenigstens so, daß er neue Kenntnisse sammeln konnte. Alle gedruckten und ungedruckten Sachen haben ihm seitdem zur Verfügung gestanden. Unter allen Umständen war der Unmuth, mit dem Herder noch in spätern Jahren der Zeit in Trescho's Hause gedachte, nicht ohne Berechtigung.

Unfreundliche Behandlung ward ihm genugsam zutheil. Auch an Scheltworten und rauhen Zurechtweisungen soll es nicht gefehlt haben, welche der im Aelternhause an die zärtlichste Liebe gewöhnte Jüngling doppelt schmerzlich empfand. Das tiefere Weh aber mag die Absperrung von dem ersehnten Beruf in ihm geweckt und genährt haben. Wie er noch später über sein Verhältniß zu Trescho dachte, mag ein Gedicht aus seiner königsberger Zeit bezeugen, das wol durch ein Schreiben Trescho's veranlaßt worden war.

Du willst Vereinigung jenseit des Grabes? Du?
Und für gehabte Müh Respect und Dank dazu?
Ja Dank! Du warst der Stock, der starr das Bäumchen bog,
Der Rosenstrauch, der sie, die Rose, auferzog,
Das Marterkreuz, an dem der Engel aufwärts flog.

Dennoch wußte ihm Herder noch viel später Dank für die Vortheile, die er aus der Uebung des Abschreibens wie aus der Benutzung der Bibliothek zog. So geht schon in der frühen Jugend unsers Herder durch jede Wolke ein Silberfaden. Es scheint im Leben mancher Menschen, als ob ihnen Feinde und die Widerwärtigkeiten des Lebens nur erstünden, damit sie frühzeitig ihre Kräfte an andern messen, üben und entwickeln und sich so des eigenen Kraftmaßes und der Richtung ihrer Kräfte bewußt werden. So dient wirklich der Stock dem Bäumchen, der Rosenstrauch der Rose. Verdienst und Schuld des Menschen, der als Hemmniß und zugleich als Förderer in das Leben des andern eingreift, sind miteinander verschwistert. Noch war Trescho aber von einem bewußten und absichtsvollen Verdienst in dieser Beziehung weit entfernt. Ein neuer Anlaß, Herder's Begabung kennen zu lernen, ergab sich bald. Trescho sandte sein Flugblatt „Geschichte meines Herzens“ an den Buchhändler Kanter in Königsberg. Herder hatte das Abschreiben, Versiegeln und die Absendung besorgt. Bald darauf schrieb Kanter an Trescho, er habe in dem Packet ein Gedicht „An Cyrus, den Enkel Astyages'“ (in Wirklichkeit an Kaiser Peter III., Enkel Peter's des Großen, gerichtet) gefunden, es sogleich abgedruckt und unter

dem Beifall der „Kenner" herausgegeben; er bitte ihn, ihm den Verfasser des schwungvollen Gedichts zu nennen. Trescho befragte Herder, den allein er für den Verfasser halten konnte. Dieser „leugnete es nicht, ward roth und lächelte". Er hatte in kindlicher Naivetät geglaubt, daß er „durch das heimliche Beilegen des Gedichts zu Trescho's Schrift unbekannt bleiben und niemand nach dem Verfasser fragen werde". Dies ereignete sich im Januar 1762. Herder stand damals im achtzehnten Lebensjahre. Den Kummer über die Hindernisse, die sich dem Studiren entgegenstellten, erhöhte noch die „peinigende Aussicht", als Militärpflichtiger ausgehoben zu werden. Seine schwächliche Gestalt und sein krankes Auge kamen ihm hier zwar sehr zu statten; doch lebte er noch mehrere Jahre in beständiger Unruhe über die ihm drohende Gefahr, die seinen Planen den Todesstoß versetzt und ihn auch im übrigen völlig unglücklich gemacht hätte. Diese Umstände mögen seine ursprüngliche Abneigung gegen das „rothe Halsband" preußischer Soldaten erhöht und ihm den Widerwillen gegen die Eindrücke „militärischer Gewalt und Sklaverei" eingeflößt haben, der ihn zeitlebens erfüllte. Kein Wunder, daß das Zusammenwirken so vieler niederschlagender Momente ihn in seiner Jugend scheu, verschlossen und düster machte. Wie leicht hätten diese düstern Eindrücke seine ganze Lebensanschauung verdüstern und sein Gemüth verbittern können, wenn nicht im rechten Augenblick, da er vor sich selbst und vor andern seinen innern Beruf zu erweisen begann, die Erlösung von außen her gekommen wäre!

Der Retter erschien in der Gestalt eines Regimentschirurgus, Namens Schwarzerloh, der mit einem russischen Regiment aus dem Siebenjährigen Kriege zurückkehrte. Dieser kam oft zu Trescho. Er war ein Mann von sittlichen Grundsätzen und nicht ohne literarische Bildung. Bei einem seiner Besuche äußerte er den Wunsch, den jungen Herder, der ihm gefiel, bei sich aufzunehmen. Er überzeugte sich von seinen Fähigkeiten und machte ihm, nachdem er seine lateinischen Kenntnisse gut befunden, den Vorschlag, mit ihm nach Königsberg zu gehen, wo er ihm Unterricht in der Chirurgie ertheilen und Hülfe für sein krankes

Auge leisten wollte. Auch versprach er ihm, in der Folge, falls er Lust zur Medicin zeigen sollte, dafür zu sorgen, daß er in Petersburg unentgeltlich studiren könnte. Wie vom Himmel gesendet erschien dem gedrückten Gemüthe des Jünglings der Mann, der ihm Erlösung aus der qualvollen Abhängigkeit bei Trescho, Befreiung von den Abschreiberdiensten und Markthelferarbeiten, zu welchen er nebenbei in dessen Hause verwendet wurde, verhieß, von Diensten, für die er oft genug mit Scheltworten belohnt worden war. Er fühlte sich von Trescho misbraucht. Der Haß gegen die fromme Heuchelei und Tyrannei desselben wuchs von Tag zu Tag. Je höher die Seele des Jünglings strebte, je mehr sich die Gedankenwelt vor ihr erschloß, desto schmerzlicher fühlte er die Knechtschaft, in die er gerathen war. Darum ergriff er freudig die dargebotene Hand; mochte ihn auch das Studium der Chirurgie wenig reizen. Gern machte er sich anheischig, dem Chirurgus eine Abhandlung ins Lateinische zu übersetzen, was ihm dieser zuerst mit Unterricht in der Botanik vergalt. Mag sein, daß ihn die Erlösung durch den Chirurgus zu dem Gedicht „An meinen Genius" veranlaßt hat, das mit den Worten beginnt:

Du Einer! mir aus meines Herrn Erbarmen
In diese Wüste mitgeschenkt —
Freund, Engelsbruder, der mir Armen
Mein Herz als Mentor lenkt!

Im Sommer 1762 folgte er dem neuen Freunde nach Königsberg. Die Einwilligung und die Segenswünsche seiner Aeltern und aller, die ihm in seiner unwürdigen Dienstbarkeit Mitleid und Theilnahme zugewandt hatten, gaben ihm das Geleit. Bewunderung erfüllte ihn, als er sich aus seinem „armen stillen Mohrungen in diese große, gewerbreiche, geschäfts- und geräuschvolle Stadt mit einmal versetzt" sah. Der Beginn seines chirurgischen Studiums war auch das Ende. Beim ersten Besuch des Secirsaals fiel der zartnervige Jüngling in Ohnmacht. Aber er ließ sich durch dieses Omen nicht niederdrücken. Er ging in der Freiheit, die er erlangt hatte, nicht

unter; obwol er der Chirurgie Lebewohl sagte und infolge dessen auch auf die Unterstützung seines Befreiers verzichten mußte. Kummervoll nachdenkend traf er bei einem Gange durch die Straßen Königsbergs seinen ehemaligen Schulfreund Emmerich und bat um dessen Rath, nachdem er ihm seine Lage und seinen Vorsatz, Theologie zu studiren, mitgetheilt hatte. Dieser bewog ihn, sich sogleich inscribiren zu lassen. Die geringe Baarschaft, über die er noch verfügte, reichte hin, um, nach dem beim Dekan der theologischen Facultät glänzend bestandenen Examen, die Inscriptionsgebühren zu erlegen. Ueber seine damalige Lage und Stimmung schreibt er selbst später an seine Braut: „Unwissend, unwissend, einfältig, unbekannt wie ich war, ohne meiner Aeltern Erlaubniß und wider den Willen dessen, dem ich anvertraut war, ja ohne Geld und Aussicht auf nur drei Wochen, ging ich auf die Akademie." Er meldete seinen Aeltern und Trescho die Thatsache mit dem Zusatz, daß er zu seinem weitern Unterhalt nichts verlange, sondern „durch eigenen Fleiß sich getraue fortzuhelfen". Trescho sprach von Verstellung und absichtlicher Täuschung. Der Vater aber schrieb das Datum in sein Andachtsbuch und fügte die Worte hinzu: „O du verborgener Gott, der du ans Licht bringest, was im Dunkeln verborgen, zünde doch an bei ihm das Licht des Glaubens und wirke in ihm durch den Geist deiner Gnade!" Die Einwilligung und der Segen der Aeltern gaben dem Schritte die erwünschte Weihe. Herder sollte sie nicht wieder sehen. Er gedachte ihrer und jener Zeit seines Lebens immer mit den frömmsten Gefühlen.

Nun stand der Jüngling auf eigenen Füßen. So groß wie seine Freiheit war seine Armuth. Wohlthätige mohrunger Freunde ersetzten durch Geschenke die kleine Baarschaft, die er hatte hergeben müssen. Auch Trescho durfte ehrenhalber nicht zurückbleiben und sandte Empfehlungsbriefe. Ein für mohrunger Stadtkinder bestimmtes Stipendium ward in Aussicht genommen. In Königsberg selbst fand Herder wohlwollende Unterstützung. In Kanter's Buchladen, dem Lesezimmer der Gelehrten Königbergs, ward ihm gestattet seine Leselust zu befriedigen. Sein Freund

Emmerich hatte ihm eine Stube gemiethet. Die Fürsprache Kanter's und Kant's soll ihm sofortige Aufnahme im Collegium Fridericianum verschafft haben. Mit der lateinischen Schule des Collegs war eine Pensionsanstalt verbunden, an der Studirende als Inspicienten angestellt waren. Zunächst erhielten sie dafür nur freie Wohnung, Heizung und Licht; aber die Privatstunden wurden von reichen Russen, Kurländern und Livländern verhältnißmäßig gut bezahlt. So mag der Student die ersten Schwierigkeiten überwunden haben. Vor einem Privatengagement hütete er sich, wären auch materielle Vortheile dabei zu erzielen gewesen; die Geisteskuechtschaft bei Trescho war ihm ganz unvergeßlich. Mußte er sich auch noch manche Tage nur mit ein paar Semmeln hinfristen: die Freiheit und Ruhe, deren er zu seinen Studien bedurfte, und diese selbst gingen ihm über alles. Sein Gemüth litt nicht durch die äußerlichen Entbehrungen; er erfreute sich vielmehr in dem neuen Zustande eines Humors, der ihm sonst nicht eigen war oder nicht mit gleicher Freiheit sich äußerte. Es ist in der That eine „echt studentische Laune", die aus seinen Versen in jener Zeit herausklingt.

Ich Gymnosoph, wie viel kann ich entbehren!
Pracht, Winter, Regen, seht!
Euch trotzt mein Kleid und ird'schen Ehren
Und reich bin ich wie ein Poet,
Und akademisch frei! — Nur meinem Magen
Dien', denk' und bin ich — sonst recht frei!

Der Unterricht in den untern Klassen der Anstalt wurde von in Königsberg studirenden Theologen ertheilt. Die verwendbaren Inspicienten rückten allmählich zu Lehrern vor. Bald erhielt Herder Unterrichtsstunden in den deutschen Klassen, d. h. in der mit dem Collegium verbundenen Elementarschule. Schon im Vaterhause hatte er sich in der Schulmeisterei geübt. Seine Kenntnisse und sein Lehrtalent fanden den Beifall der Vorgesetzten. Im folgenden Jahre ertheilte er den Unterricht in den höhern Klassen im Griechischen, im Französischen und

Hebräischen. Im Jahre 1764 wurde ihm in der Secunda der Unterricht im Latein und in der Poesie, in der Prima in Geschichte und Philosophie übertragen. Die Verwendung eines so jungen Mannes in den obersten Klassen war ohne Beispiel. Aber seine Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, sein eigener rastloser Lerneifer und sein eminentes Lehrtalent hatten bald alle Stimmen für ihn gewonnen. Seine sonntäglichen Katechisationen erregten Aufmerksamkeit und Bewunderung. Selbstverfaßte lateinische Declamationen, die er von seinen Schülern vortragen ließ, und deutsche Schulreden, wie die über „die Grenzen unseres Fleißes", zeigen bedeutsame Spuren seiner fortschreitenden geistigen Entwickelung. Schon in seiner damaligen Schulpraxis eiferte er gegen den pedantischen, in Silbenstecherei und Wortklauberei sich verlierenden „lateinischen Geist" und gegen den grammatikalischen Formelkram, den er, als ein berufener Kenner und Interpret der Schönheiten der Antike und der Größe ihrer Gedanken und Grundsätze, zeitlebens bekämpft hat, der aber, dank der unausrottbaren Pedanterie und Scholastik in der Schulmeisterphilologie, auch in neuester Zeit noch nicht ausgestorben ist. Geistige Regsamkeit, eiserner Fleiß und der strengste Pflichteifer zeichneten ihn vor allen Lehrern, selbst vor den ängstlichsten Pedanten und eifrigsten Pietisten der Schule aus, welche letztere ihm nie sehr wohl gesinnt waren, weil er sichtlich danach strebte, sich äußerlich und innerlich von ihnen zu unterscheiden, sodaß er sich nicht einmal eine Perrüke aufreden ließ. Bei den Besten und Verständigsten litt aber seine Beliebtheit nicht im mindesten durch seine zwanglose Art in geistlichen und weltlichen Dingen.

Der Lehreifer des unermüdlichen Lehrers drängte seinen Lerneifer nicht zurück. Dieser wuchs vielmehr und breitete sich aus, soviel nur die Lehrerpflichten Zeit und Raum erübrigen ließen. Die freien Stunden, die ihm sein Amt gewährte, benutzte er zum regelmäßigen Besuch der Vorlesungen, zu Repetitionen und Aufzeichnungen, zu Aufsätzen und poetischen Versuchen. Er hörte so viele Vorlesungen, als er unter den bezeichneten Umständen zu hören vermochte, bei Lilienthal Dogmatik, bei Arnold

Kirchengeschichte, bei Kypke Philologie, bei Tesko Physik. Merkwürdig, daß die Theologen ihm nicht viel Neues zu bieten wußten, sodaß er sich auch weniger von ihren Vorlesungen angezogen fühlen mochte. Den Schwerpunkt seiner Studien verlegte er mehr und mehr aus der Theologie in die Philosophie. Auf diesem Gebiete war noch viel für ihn zu gewinnen. Kein Wunder, daß Kant sein Lieblingslehrer, ja sein eigentlicher Meister wurde, dem er seine besten Kenntnisse und die philosophische Bildung seines Geistes sogut wie ausschließlich zu verdanken hat: eine Thatsache, die er selbst bis in die letzten Jahre seines Lebens dankbar anerkannte und an welcher seine nachmaligen Berichtigungen und Aufschlüsse ebenso wenig wie die gehässige Polemik in den letzten Jahren seines Lebens etwas zu ändern vermögen. Bei Kant hörte er zu wiederholten malen Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie. Aus eigenem Antrieb oder auf die Fürsprache Kanter's ließ dieser den strebsamen Jüngling seine Collegien unentgeltlich besuchen. In Kant's Vorlesungen lernte er seine Universitätsfreunde Wilpert, Bock und Kurella kennen, welche ihm zeitlebens treue Anhänglichkeit bewahrten und schon damals mit Vertrauen und Bewunderung zu dem jungen Lehrer und Akademiker emporblickten. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Herder den Worten Kant's und ließ sich keins derselben entgehen. Er schrieb dessen Vortrag meistens nach und ordnete zu Hause Gedanken und Ausdruck. Oft besprach er sich auch mit seinen Freunden über das Gehörte. „Einst in einer heitern Frühstunde“, schreibt Bock in spätern Tagen, „wo Kant mit vorzüglicher Geisteserhebung, und wenn die Materie die Hand bot, wol gar mit poetischer Begeisterung zu sprechen und aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geistvolle Mann sich über Zeit und Ewigkeit mit seinen kühnen Hypothesen ergoß. Herder wurde sichtbarlich und so mächtig davon betroffen, daß, als er nach Hause kam, er die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete, die Hallern Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung

der Stunde überreichte, war ebenso betroffen von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken und las sie mit lobpreisendem Feuer im Auditorium vor." Oft theilte Herder seinem Lehrer seine Ideen über dessen Vorlesungen mit, und dieser hörte ihn nicht nur gern und geduldig an, um ihm die gewünschten Aufschlüsse zu geben oder seine Bedenken zu widerlegen, sondern würdigte ihn persönlich so sehr, daß er ihm, wie Herder selbst erzählt, mehrere seiner Arbeiten im Manuscript mittheilte, um seine Meinung zu hören. Herder selbst begeht einen Anachronismus, wenn er in der letzten Zeit seines Lebens die Fehde gegen das Kant'sche System und zumal gegen die Metaphysik Kant's in jene königsberger Lehrjahre zurückdatirt und sich bemüht, die Anfänge des fanatischen Widerspruchsgeistes, der Polemik und der innerlichen Aversion gegen den Kant'schen Kriticismus in jener Periode aufzuweisen. In Wahrheit war der junge Herder ein begeisterter Verehrer und Anhänger Kant's, der nur eben Selbstständigkeit genug besitzen mochte, um nicht blindlings auf des Meisters Worte zu schwören, falls er denselben nicht verstanden hatte oder schwere Zweifel und Bedenken sich gegen die vermeintlichen Hypothesen desselben erhoben, in denen freilich, wie dies aus seinen Bedenken gegen die „Hypothesen" in den „Träumen eines Geistersehers" sich ergibt, der feine Bienenstachel der Ironie des großen Philosophen ihm zuweilen verborgen und unverständlich blieb.

Wir dürfen den spätern Berichten glauben, daß Herder Kant am liebsten über die „großen Gesetze der Natur" reden gehört hat und nach mancher metaphysischen Vorlesung „mit einem Dichter oder Rousseau oder einem ähnlichen Schriftsteller ins Freie geeilt" ist. Gewiß aber war in jener Zeit der ganze Kant, wie er sich auf den verschiedenen Gebieten philosophischer Forschung in gediegener Münze ausgab, Herder's Leitstern, und der Unterricht und der Umgang Kant's das größte und entscheidende Ereigniß in seiner geistigen Entwickelung. Durch Kant wurde ihm die Philosophie „das Lieblingsfeld" seiner Jugend. Er selbst schließt sich ihm mit jugendlicher Begeisterung an und eröffnet seine ganze Gedankenwelt den Ideen des

Meisters. Er preist ihn in poetischen Selbstbekenntnissen: Apoll habe ihm die frühere Fessel abgenommen. „Mein Erdenblick ward hoch — er gab mir Kant!“ Den entscheidenden Einfluß, den Kant auf seine geistige Entwickelung übte und üben mußte, erkennt er dankbar noch in spätern Tagen an, wo „die Ansichten beider Männer bereits feindlich gegeneinandergestoßen waren“. Sein eigenes Zeugniß ist beredter als jedes andere. „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er, in seinen blühendsten Jahren, hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen, Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Kepler's, Newton's, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen «Emile» und seine «Heloise», sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant: sein Bild steht angenehm vor mir.“ In symbolischen Ausdrücken verherrlichte Herder in der königsberger Lehrzeit den verehrten Meister. Wenn, sagt er, die Zeit einst nach zertrümmertem All ihren Liebling ihrer Brust eingraben, wenn sie dann mit den Phönixschwingen sich ein Feuer anfachen werde, —

so brenne, der Ewigkeit Nacht unüberglänzbar zu leuchten,
Auch dein Name, Kant!

Mag er auch selbst später diese poetischen Ergießungen als „dunkle und rauhe Verse", als „das Aufstoßen eines von den Rousseau'schen Schriften überladenen Magens" verurtheilt haben; mag ihr Gedankeninhalt noch so wenig geordnet, ihre künstlerische Form ganz unzulänglich sein: so bleiben doch alle die panegyrischen Ergüsse und poetischen Paraphrasen der philosophischen Ideen des Meisters beredte Zeugnisse für die Thatsache: daß Herder den Kern seiner philosophischen Bildung und die Erziehung seines Geistes zur Philosophie der Belehrung Kant's verdankte. Der Name Kant's bildet den glänzenden Mittelpunkt in den Erinnerungen „aus der Morgenröthe seines Lebens", von welcher er sagt: „da meine Seele diese Kenntniß zuerst empfing, und ich über die Grenzen meines Geburtslandes hinaus in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entrückt ward."

Die Unterscheidung zwischen Kant's Metaphysik und dessen mehr exoterischen Vorträgen gehört einer spätern Zeit an. War es nicht die Belehrung Kant's, die ihn wenige Jahre später die Forderungen aufstellen ließ, daß die Metaphysik „das Resultat aller Erfahrungswissenschaften", die Psychologie „eine reiche Physik der Seele", die Kosmologie aber „die Krone der Newton'schen Physik" sein müsse? Fügt er doch selbst in seinem Reisetagebuch diese Erklärung hinzu! Drängt ihn doch selbst das Nachdenken über diese Fragen noch später zu dem Ausruf: „Ein lebendiger Unterricht darüber, im Geiste eines Kant, was für himmlische Stunden!" Schon in seinen Lehrjahren war ihm das Licht der reformatorischen Bedeutung Kant's aufgegangen; wenn er auch nicht ahnen mochte, daß dieselbe auf eine gründliche Reform der Philosophie und des wissenschaftlichen Denkens hinauslaufe. Der philosophische Lehrer scheint ihm eben neben und vor dem Philosophen alles gegolten zu haben. Er spricht viel von der „feinen und einnehmenden Art des Vortrags", von der „treuherzigen Laune zu erzählen und zu philosophiren, welche Sätze unter Meinungen, und Zweifel unter Zergliederungen verbirgt, und daher sich oft der Laune des Tristram Shandy mit Fleiß und vieler Unterhaltung näherte".

Scheint er auf der einen Seite mehr den „geistreichen Mann“ als den Philosophen zu preisen, so erhebt er andererseits doch wieder den letztern, indem er ihn dem Sokrates an die Seite stellt, weil er wie dieser „den glücklichen analytischen Weg gehe, immer κατ᾽ ἄνθρωπον zu philosophiren“. Er läßt sich keine von den Schriften Kant's aus jener Zeit entgehen. Mehr als alle scheint er die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ gewürdigt und geschätzt zu haben, weil diese seinem eigenen Ideenkreis am nächsten lagen. Schon in jenen Tagen erhebt er über alles die „menschliche Philosophie“, die „Philosophie des Menschen“ oder „die Philosophie der Menschheit“, d. i. jene „menschliche Art zu philosophiren“, welche ihm zeitlebens als Ideal der Philosophie vorgeschwebt hat und endlich als die philosophische Aufgabe der Zukunft erschienen ist. Es kann daher nicht leicht durch den gereizten und misfälligen Ton seiner Kritik in den letzten Lebensjahren der Eindruck abgeschwächt werden, den mit Bezug auf sein Ideal der Philosophie ein Urtheil über Kant hervorrufen muß: er sei „ganz ein gesellschaftlicher Beobachter, ganz ein gebildeter Philosoph, ein Philosoph der Humanität, und in dieser menschlichen Philosophie ein Shaftesbury Deutschlands“ — „dessen Hume'scher Ton zu philosophiren“, wie er an anderer Stelle sagt, „ihm vorzugsweise gefalle“. Die spätere Gereiztheit und ein nicht ganz unverschuldetes Mistrauen gegen den einstmaligen Lehrer erklären die bittern Tropfen der Kritik des Alters, mit welchen der alte Herder die Ergießungen der jugendlichen Begeisterung, Verehrung und Sympathie zu zersetzen und die Keime des misfälligen Urtheils der spätern Zeit schon in jener Zeit der enthusiastischen Anhängerschaft zu entdecken und aufzuweisen suchte. Herder's eigene Aufzeichnungen und die Berichte Eingeweihter lassen keinen Zweifel darüber walten, daß die Beziehung des Schülers zum Lehrer eine schöne und harmonische war. Nicht zum geringsten Theil mag dies das Verdienst Kant's gewesen sein, welcher seinem Schüler in jeder Richtung und Beziehung Förderung, Aufklärung und Ermunterung angedeihen ließ. Er ehrte ihn überdies durch ein seltenes Vertrauen und schätzte sein

Urtheil in einer Weise, deren auszeichnenden Charakter Herder in tiefster Seele empfinden mußte. „Alles in allem“, sagt sein verdienstvoller Beurtheiler, „auf der Seite des Lehrers keine Spur von Eifersucht auf seine Autorität, auf der Seite des Schülers keine Spur von Zurückhaltung oder von ängstlicher Sorge um seine bedrohte Selbstständigkeit.“ Das war der Charakter der Beziehung zwischen Meister und Jünger, welche die schönsten Früchte in der Seele des letztern reifen ließ.

In der That ist es für jeden, der die Kant'sche Philosophie, besonders die Schriften jener Periode kennt, unverkennbar, daß sich Herder in den Arbeiten, die während seines königsberger und rigaer Aufenthalts abgefaßt sind, allerdings auch in manchen spätern Schriften, ganz im Kant'schen Gleise bewegt. Kant und Rousseau haben seinem Denken über philosophische Gegenstände die Richtung gegeben. Deutlich tritt dieser Einfluß in der Abhandlung zu Tage: „Wie die Philosophie mit der Menschheit und der Politik versöhnt werden könne, sodaß sie ihr auch wirklich dient“. Die Polemik gegen die „hohe Philosophie“ führt ihn zur Forderung einer Correctur und Kritik der Philosophie. Kant hat ihn in die empirische Psychologie als in die „metaphysische Erfahrungswissenschaft des Menschen“ eingeführt und mit der Methode vertraut gemacht, „nach welcher man den Menschen studiren muß, nicht allein denjenigen, der durch die zufällige, veränderliche Gestalt seines Zustandes entstellt ist, sondern die Natur des Menschen, die immer bleibt“. Unter Kant's geistigem Einfluß mag schließlich der Gedanke einer philosophischen Geschichte der Menschheit, der Lieblingsgedanke seines Lebens und das Ziel seiner vielfältigen Arbeiten auf mannichfachen Gebieten, in ihm herangereift sein, den er in seinem Hauptwerk ausgeführt hat. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet: Herder sei zeitlebens in einem gewissen Sinne der Schüler und Jünger Kant's geblieben, nur so, daß er die kriticistische Entwickelung des Meisters nicht mitgemacht hat, um vielmehr auf dem Boden des vorkritischen Kant mit den Mitteln des Wissens seiner Zeit ein Gebäude aufzuführen, dessen Grundlagen, dessen Grundideen bestehen werden, wenn

auch ein anderes „schöneres Gebäude“ sich auf denselben erhoben haben sollte. Die Anerkennung dieser geistigen Jüngerschaft ist eine Ehrenschuld, welche in spätern Zeiten vielfach und von Herder selbst unter veränderten Verhältnissen mehr als billig verkannt worden ist. Mag persönliche Sympathie den Jünger mit dem Meister verbunden haben oder nicht; das geistige Band des Einverständnisses in der Idee hat unverbrüchlich und unvermerkt bis in die Zeiten der persönlichen Abneigung bestanden. Die große Begabung und der eigene Ideenreichthum Herder's verdankt die feste Richtung und Entwickelung gewiß keinem in höherm Maße als Kant. Auch das wirkliche Ingenium kann nie ganz Autodidakt bleiben, wenn es der Menschheit reife Früchte tragen soll. Wie aber der Edelstein am Diamanten geschliffen werden muß, so bedarf auch der Genius eines Ingeniums zu seiner Erziehung. So entwickelte sich der Geist Herder's an dem Genius eines Kant. Daß er gleichwol mehr als sein bloßer Jünger und Schüler ward, kann niemand wundernehmen, der weiß, daß der wahre Charakter des Ingeniums nicht in Dem zu suchen ist, was von außen zu seiner Entfaltung beigetragen wird, sondern in Dem, was er als unveräußerliche Mitgabe des Schicksals in sich trägt.

Die wissenschaftlichen Neigungen und Interessen füllten das Leben des jungen Herder derart aus, daß ihm wenig Muße zur Unterhaltung von Jugendfreundschaften blieb. Er nennt sich selbst nachmals un homme né entre les livres, pressé d'affaires dès sa première jeunesse. Die Zerstreuungen der Menge existirten nicht für ihn. Nur mit wenigen Altersgenossen verband ihn schon in Königsberg die Sympathie der Charaktere und die Verwandtschaft der Gesinnungen und Bestrebungen. Zu diesen zählten Bock, Fischer, Kurella, Wilpert und Haberkant. Die meisten blieben ohne Einfluß auf seine Schicksale. Wilpert ist er nachmals in Riga näher getreten. Ein in Königsberg geschlossener Freundschaftsbund verband ihn zeitlebens mit seinem nachmaligen Verleger Hartknoch, der ihn in den Anfängen seiner ruhmvollen Laufbahn mit aller Treue und im festen Glauben an seine Mission unterstützte.

Von höherm Einfluß, ja von einer entscheidenden Bedeutung, die in mancher Hinsicht den Einfluß Kant's überwog, war für Herder die Freundschaft mit dem um vierzehn Jahre ältern Hamann. Persönlich hat dieser tiefer als alle auf Geist und Gemüth Herder's gewirkt. Ihm zollte er nicht wie Kant die bewundernde Hochachtung des Schülers, sondern er schloß sich an ihn an mit der ganzen Sympathie seines Herzens, mit der ganzen Zärtlichkeit seines Wesens. Kein Miston konnte dauernd diese Herzensfreundschaft stören. Hamann ermunterte und förderte ihn in seinem Dichten und Trachten und trug manches zu seiner Bildung bei. Er theilte ihm alles Merkwürdige aus dem Reichthum seiner literarischen Kenntnisse mit. Er lehrte ihn das Englische und machte ihn mit Shakspeare und Ossian bekannt. Die gemeinsame Beschäftigung mit diesen Dichtern in unvergeßlichen Stunden trug köstliche Früchte und war von hoher Bedeutung für Herder's ästhetische Bildung. Die Kraft und Tiefe der religiösen Empfindungen, die sich in Hamann's Denken offenbarte, trug nicht wenig zum Einverständniß der Seelen und zur Festigung der Freundschaft bei. — Schon als Student hatte Hamann begonnen, die Literatur des Alterthums wie der modernen Völker nach allen Richtungen zu durchstreifen. Eine nahezu beispiellose Belesenheit war das Resultat dieser autodidaktischen Studien. Das Studium der Bibel und der classischen Autoren des Alterthums bildet seine tägliche Aufgabe. Er verbindet mit einem erstaunlichen Gedächtniß, der leichtesten Auffassung, dem originellsten Witz ein mächtiges Verlangen nach Erkenntniß der Wahrheit und eine seltene Intuition. Durch das Drängen seiner Freunde zu schriftstellerischen Versuchen veranlaßt, schrieb er in der unbeschränkten Muße eines von keiner Berufspflicht geregelten Lebens die „Sokratischen Denkwürdigkeiten", in welchen er für die Rechte des Glaubens eintritt und das Genie verherrlicht. Er fand Geschmack an der literarischen Arbeit und ließ der ersten Schrift bald die „Wolken", die „Kreuzzüge eines Philologen" u. m. a. folgen. Aber nicht der originelle Autor, sondern die ganze Persönlichkeit eroberte Herder's Gemüth wie im Sturm. Die tiefsinnige Rede und

die Beredsamkeit der Mienen ließen ihm den christlichen Sokrates wie eine „Hieroglyphensäule, ein lebendiges Quos ego“ erscheinen. So wünschte er, sein Jünger, sein Alkibiades zu werden. Eine „lebendige Bibliothek“ war ihm der merkwürdige Freund. Auch er leitete ihn, gleich Kant, auf den Weg der Erfahrung, der Beobachtung, und klärte ihn auf über die zwingende Macht der Thatsache. Gemeinsam erbauten sie sich an Bibel und Gesangbuch und erörterten die vielbesprochenen Fragen des Glaubens. Zärtlich besorgt erwies sich Hamann für das Wohlergehen und die Zukunft seines Freundes. Herder schreibt an ihn, als jener eine Reise antritt, im Tone wehmüthiger Liebe: „Sie lieben mich mehr, als ich mich lieben kann, nicht nach dem Vorurtheil liebe. Der Himmel führe Sie — den besten, den ich kannte — glücklich!“ Unter dem unmittelbaren Einfluß Hamann's entstanden gewiß noch in Königsberg einige bedeutende Arbeiten Herder's. Am deutlichsten tritt sein Einfluß in den theologischen und theologisch-historischen Arbeiten Herder's auch später noch hervor. Von ihm stammt auch der Ausdruck: Poesie ist die Muttersprache der Menschheit. Dieser Einfluß und die Freundschaft, die ihn begründete, dauerte bis zum Tode Hamann's fort.

In Königsberg trat Herder zum ersten mal als Dichter und als Redner vor ein größeres Publikum. Schon in seinen Knabenjahren hatte er Verse gemacht, meist im Stil der Klopstock'schen, Uz'schen, Haller'schen Poesie. Noch bewegt er sich am liebsten in den hohen Regionen der Oden und der Dithyramben. Auch an Festtags- und Glückwunschgedichten fehlte es nicht. Diese waren damals ein begehrter Artikel. Am liebsten „befreundet sich seine Muse mit Tod und Grab — fast als ob ihm doch etwas hängen geblieben wäre von dem Lieblingsgeschmack Trescho's und von der Lektüre der Young'schen «Nachtgedanken» oder der Gräber von Kreuz“. Am Sarge der Schwester des Buchhändlers Kanter hält der kaum zwanzigjährige Theologe eine an theoretischen Betrachtungen und rhetorischen Floskeln reiche Rede. Bald darauf verfaßt er ein Trostgedicht an seinen Freund Kurella, dessen Vater gestorben war. Schon einige

Monate zuvor war sein eigener Vater ihm durch den Tod entrissen worden. Wehmüthig gedenkt er des „ernsten schweigenden Vaters“ in einer Elegie. So arm er war, schenkte er doch seiner Mutter sein Erbtheil, seinen Antheil an Haus, Garten und Feldern. In späterer Zeit hat er sie kräftig unterstützt. Er lebte seinen Berufspflichten und mehr und mehr auch der literarischen Thätigkeit. Die „Königsbergischen Gelehrten und politischen Zeitungen“, deren Redaction Hamann auf Kanter's Drängen übernahm, publicirten seine religiösen Gedichte, welche Hamann, ohne dabei feinfühligen Geschmack und sorgsame Auswahl zu bekunden, aufnahm. Der junge Poet machte Skizzen und Versuche zu christlichen und deutschen Dithyramben, „aus dem Innern unserer Religion und Nation gezogen“, wie er meinte, „trunkene Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung“. Die Unreife seiner eigenen Versuche einzusehen wurde er durch die Dithyramben von Willamov veranlaßt, deren Recension in der Königsberger Zeitung ein erster erfreulicher Beweis für sein hervorragendes kritisches Talent, für den „geborenen Aesthetiker und Literaturhistoriker“ war. Sein pädagogischer Ruf, zunächst aber die Verbindung mit Hamann eröffnete ihm bald neue Wege zur Förderung seiner Geschicke.

Im Herbst 1764 ward er an die Domschule zu Riga als Collaborator berufen. Er war 20 Jahre alt, als er diesem Rufe folgte, den er vorzüglich Hamann's Empfehlung zu verdanken hatte. Dieser schreibt an den die Sache Herder's fördernden Lindner unter anderm über seinen Schützling: „Bei einem ziemlichen Umfange historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten, und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten und einer sehr glücklichen Leichtigkeit, sich zu bequemen und seine Gegenstände zu behandeln, besitzt er die jungfräuliche Seele eines Virgil und die Reizbarkeit des Gefühls, welches mir den Umgang der Livländer immer so angenehm gemacht und dem Winckelmann ein so erbauliches Send-

schreiben in die Feder geflößt hat. — Ich kann Sie also nach meinem besten Gewissen versichern, daß Sie an diesem liebenswürdigen Jüngling mit etwas triefenden Augen ein Andenken bei Ihrer Schule hinterlassen werden, das Ihr Verdienst um dieselbe krönen wird. Beschleunigen Sie ja die Ausfertigung seines Rufes, auch alles übrige zu seiner dortigen vortheilhaften Einrichtung, et serves animae dimidium meae." Bald darauf erhielt Herder Vocation und Reisegeld. Ohne Schwierigkeit löste er seine Amts- und Dienstverhältnisse. Gleichwol wurde ihm vom Militärgericht der Requisitionseid abgefordert. Das war ein bitterer Tropfen in die hoffnungsfreudige Stimmung. Er hätte vor Freude auf die Erde fallen und sie wie Brutus küssen mögen, als er die preußische Grenze hinter sich hatte. Kurz vor seiner Abreise erlebte er die große Feuersbrunst in Königsberg, deren „schrecklich erhabenes Schauspiel" ihn zu dem „Trauergesang über die Asche Königsberg" begeisterte. Erst am 22. November konnte er infolge der eingetretenen Verkehrsstörungen die Stadt verlassen, in der er „studirt, gelehrt und geschwärmt" hatte. Der treue Hamann gab ihm das Geleit bis ans Thor. Freier und froher athmete er auf, als er sich Riga näherte. Manches geistige Band fesselte ihn an Königsberg, aber an sein preußisches Vaterland band ihn nichts mehr als die Erinnerung an eine ärmliche Jugend und die durchlebten Zeiten der Furcht vor der „militärischen Sklaverei". So zog er in Riga ein wie jener Weise, der alle seine Habe mit sich trug. Die Lehren Kant's in der Seele, das Bild Hamann's im Herzen, von großen Gedanken und Bestrebungen geleitet, trat er sein Amt an. Es ist vielleicht die freieste, glücklichste und ergiebigste Zeit seines Lebens, die er in Riga verlebt hat.

Wohlthuend empfand er die verbesserte äußere Lage. Bei mäßiger Arbeit hatte er alles, was zur Lebensnothdurft gehört. Glänzend bestand er ein verfängliches theologisches Examen vor einer misliebigen Commission. Seine Lehrthätigkeit und seine Predigten eroberten ihm die Herzen. Alle Predigten waren nach tabellarischen Dispositionen ausgearbeitet. Seine

Beredsamkeit übte eine mächtige Wirkung auf die Gemüther aus. Anfangs klagt er Hamann, daß ihm „die Thüren zu Bekanntschaften“ fehlen; aber seiner Liebenswürdigkeit öffneten sich bald die besten Kreise. Frei von Nahrungssorgen, von Freunden in allem gefördert, fand er ein neues besseres Vaterland in Riga, wo er ganz seinen Berufspflichten und den Wissenschaften leben konnte. Sein Talent wurde allgemein bewundert. Sein strenges Rechts- und Sittlichkeitsgefühl erwarb ihm die allgemeine Achtung; seine Menschenfreundlichkeit, sein reges Mitgefühl für Leidende und Schmerztragende, seine pädagogische Gabe eroberten ihm die Herzen. Der rege Gemeingeist, der die Bürgerschaft belebte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn und galt ihm auch in Zukunft als ein Muster bürgerlicher Tugend. Wohlthuend wirkte das dortige Familienleben auf sein zartbesaitetes Gemüth. Noch in späterer Zeit erkannte er den guten Umgang der dortigen Kaufleute „mit Würde und Anstand“ gern lobend an. Die Freundschaft mit Hartknoch wurde hier im steten Umgange nur noch fester und inniger. Dieser nannte Herder den Stifter seines Glücks, weil derselbe ihm die Errichtung eines Buchhandels angerathen habe. Er wurde Herder's Verleger und leistete ihm manchen wichtigen Freundschaftsdienst. Auch mit dem Senator Berens trat Herder in freundschaftlichen Verkehr, mit demselben, dem er in den Briefen zur Beförderung der Humanität ein Denkmal gesetzt hat. Im Verkehr mit diesen und andern Freunden verlebte er in Riga eine genußreiche Zeit. Er erfreute sich einer trefflichen Gesundheit und eines geistvollen Humors, der ihn zum beliebten Gesellschafter machte. Mit wehmüthiger Sehnsucht gedachte er noch im Alter dieser Tage. Das Einzige, was er freilich schmerzlich vermißte und was ihn oft eine Veränderung wünschen ließ, war der Mangel einer großen wissenschaftlichen Bibliothek und der Umgang mit Männern von gelehrter Bildung. Im Jahre 1766 wurde er in den Freimaurerorden aufgenommen. Er genoß das unbeschränkte Vertrauen der Loge und wurde bald trotz seiner Jugend Secretär derselben. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hat er sich literarisch mit

den Angelegenheiten der Freimaurer beschäftigt. Im Frühling 1767 erhielt er einen Ruf nach Petersburg als Director der Petersschule. Um ihn nicht zu verlieren, stiftete nunmehr der Rath zu Riga ihm zu Liebe eine ganz neue Predigerstelle und wählte ihn überdies zum Adjuncten des Stadtministerii und zum Nachmittagsprediger an der Gertrudenkirche, mit Belassung in seinem Schulamte. Der Trieb, sich in der Welt umzusehen und Erfahrungen für die Ausführung seiner organisatorischen Plane zur Verbesserung des Unterrichts zu sammeln, hätte ihn vielleicht noch lange nicht aus einer Stadt vertrieben, deren beste Bürger alles aufboten, um ihm das Verweilen unter ihnen so ersprießlich und angenehm, als es möglich schien, zu machen. Die nächste Veranlassung zu seinem Vorsatz, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen und zu diesem Behufe sein Entlassungsgesuch einzureichen, sollten die Fehden geben, in die er sich durch seine ersten bedeutendern schriftstellerischen Arbeiten mit Literaten und Theologen verwickelt hatte. Durch die im Jahre 1767 herausgegebenen „Fragmente zur Deutschen Literatur" hatte er sich viele Freunde erworben, unter denen die Namen der Lessing, Gleim, Weisse, Nicolai u. a. hervorragen. So sehr ihn aber die Zustimmung und die wohlwollende Ermunterung solcher Freunde erfreuen und ehren mochte; so sehr verstimmte ihn das Auftreten der Spötter und Widersacher mit offenem und geschlossenem Visir, welche alle Mittel gelten ließen, um den Eindruck, den seine eigenartige Auffassung und Schreibweise bei allen Lesern von Geschmack und wissenschaftlicher Bildung hervorgerufen hatten, abzuschwächen und Trümpfe gegen seine amtliche und schriftstellerische Thätigkeit auszuspielen, wo sich nur irgendein Anhaltspunkt dafür bieten mochte.

In Riga entfaltete Herder eine schriftstellerische Thätigkeit im großen Stil, zunächst als Wochenschriftsteller und Essayist, als Redner und Verfasser von Festschriften, von welchen die im October 1765 abgefaßte Abhandlung, „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?" einen bemerkenswerthen Fortschritt in seiner geistigen Entwickelung bezeichnete. „Auf öffentlichen Wink", d. h. auf Anordnung des Rathes

wurde dieselbe gedruckt. Der „Fremde“ war damit ein officieller Wortführer und Dolmetscher der Gefühle der Bürgerschaft, ein Vorkämpfer des Patriotismus und des freiheitlichen und fortschrittlichen Geistes in Riga geworden. Dies trug noch mehr als seine persönlichen freundschaftlichen Beziehungen dazu bei, ihn zum allgemeinen Liebling und zu einem allgemein verehrten Apostel des guten Patriotismus und der Freiheit zu machen. Freilich hat sein Patriotismus nicht sowol einen begrenzten nationalen als vielmehr einen universellen menschheitlichen Charakter. So spricht er in seinen „Fragmenten“ bald vom „Patriotismus des Christen für seine Religion“, bald von seinem Patriotismus für die wahre Philosophie und den guten Geschmack. Selbst in seinen patriotisch nationalen Bestrebungen und Ideen war ein großer cultureller Zug, der aus dem russischen Beamten und livländischen Volksbildner einen deutschen Culturträger des Ostens machte. In diesem Sinne ließ ihn sein auf die idealen Güter der Menschheit gerichteter Patriotismus den Gedanken einer livländischen Musterschule, einer nationalen Bildungsanstalt von universellen Bildungstendenzen lange Zeit als das anstrebenswerthe Ziel seiner Plane und Entwürfe zur Förderung der Humanität in einem praktischen Wirkungskreise betrachten, zu dessen Erreichung ihn zunächst die praktischen Arbeiten seines Berufs wie seine wissenschaftlich literarischen Beschäftigungen und die Erfahrungen einer größern Reise heranbilden sollten. Gerade die freiheitliche Gesinnung und die liberale Organisation seiner rigaer Gemeinde schienen ihm den Boden für eine solche Wirksamkeit zu bereiten. Nicht blos und nicht vorwiegend als schöngeistiger Schriftsteller und kritischer Theoretiker wollte er seine „Philosophie der Menschheit“ verkündigen, sondern als ein Mann der That ihren Grundsätzen folgen, ihren Zielen nachstreben. Was der Dichter des Faust seinem Helden als „der Weisheit letzten Schluß“ aus dem Ringen um die Preise des Lebens hervorgehen läßt, scheint damals das ethische Ideal seines hochstrebenden Geistes gewesen zu sein, dem er die Ergebnisse seines Denkens und seiner Erfahrungen dienstbar zu machen sich bestrebte: „Auf freiem Grund

mit freiem Volke stehen". Nicht politische Umgestaltungen hatte er dabei im Auge. Auf der Kanzel und in der Schule entwickelte er die forensische Thätigkeit für seine culturellen Ziele. Die politische Organisation schien ihm seine Bestrebungen zu begünstigen. „Es blühe", so schließt er bei der Einführung in sein Schulamt seine Rede, „Riga, die Stadt, wo man mit Fleiß und Nutzbarkeit die Freiheit, mit Freundschaft und Bequemlichkeit Wohlstand, mit Freiheit Gehorsam, mit dem rechten Glauben das Denken, mit den Welttugenden die Grazie verbindet, Riga, das unter russischem Schatten beinahe Genf ist!" Die Volksbildung, die Erziehung des Volks zur wahren Religion und Sittlichkeit, zum richtigen Denken und zur Humanität, zum wahren Bewußtsein der Freiheit und des Gesetzes, die Bildung der Geister durch eine menschliche Philosophie, die sich an den „gesunden Verstand des Volks" wendet, eine „Demopädie", die „für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk" bestimmt ist: das sind die Ziele und Wege seiner damaligen Philosophie wie seines literarischen, praktischen und religiösen Wirkens, und in diesem Ideenkreis bewegen sich seine literarischen Arbeiten in jener Periode. Die Verkündigung und Förderung dieser Idee erscheint ihm als die würdigste Aufgabe und als ideeller Beruf des Wochenschriftstellers. In diesen Gleisen sehen wir ihn in seinen mannichfachen Beiträgen in den Rigaischen gelehrten Beiträgen sich bewegen, wenn er Literatur und Wissenschaft, Musik und Theater, Bibel und die classische Dichtung in den Kreis seiner Besprechungen zieht.

Wie vom Menschen im allgemeinen, so gilt es vom Schriftsteller ganz besonders, daß er „mit seinen höhern Zwecken" wächst. So sehen wir auch den Schriftsteller Herder in jener Periode mit seinen Aufgaben und Zielen wachsen und reifen. Es reiht sich Plan an Plan, Entwurf an Entwurf. Als Essayist und als Recensent, als Wochenschriftsteller und als Festredner gibt er sich selbst wie dem Hörer und Leser die mannichfachsten Anregungen, eröffnet er die originellsten Gesichtspunkte und überraschende Perspectiven, liefert er Bausteine

zu neuen Theorien, wo er gewohnte Meinungen entkräftet und alte Irrthümer zerstört. Wie sein beispielloser Universalismus allein es möglich und erklärlich macht, daß er die fruchtbarsten Gedanken, die originellsten Ideen in seltener Fülle und auf den verschiedensten Gebieten hervorbrachte; so erklärt es sich auch aus dieser ganz ungewöhnlichen geistigen Regsamkeit und der Expansivkraft seines Denkens, daß er in dieser schaffensfreudigen Zeit in den großartigsten Entwürfen lebte, an den gewaltigsten Gedankengebäuden arbeitete — und daß er gleichwol und ebendeshalb, immer zu neuen Entwürfen gedrängt und von periodischer Schriftstellerei in Anspruch genommen, die größten und bedeutendsten Anfänge nicht ausgeführt hat. Mancher Plan ist in der Ausführung bis zum Entwurf und zur Einleitung gediehen. Andere Lieblingsideen, zu deren Ausführung er Begabung und Kenntnisse mitbrachte, sind bloße Ueberschriften und Titel geblieben, die sich in seinen Studienheften verzeichnet finden. Diese im ersten Aufkeimen erstorbenen großen Gedanken eines bedeutenden Geistes gewähren einen wehmüthigen Eindruck, wie der Tod eines hoffnungsvollen Menschen, der in der Blüte seiner ersten Jugend und am Anfange vielverheißender Bestrebungen der Welt entrissen wird. Ein kräftiger Trost für die Trauer über die Zurückdrängung bedeutender Entwürfe liegt freilich in den positiven Leistungen, zu welchen sich das ebenso thatkräftige als ideenschwangere Talent unseres Herder durch die andrängenden Ideen und Entwürfe hindurchgearbeitet hat. Zu diesen gehören in erster Linie die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur". Unter den Planen, welche Herder von Königsberg mitbrachte, bedrängten ihn zunächst die vorgenommene Uebersetzung der „Parallèle des tragiques grecs et français" und eine Abhandlung über die Ode, die ihm den Anfang einer Geschichte der ganzen Poesie bedeutete. Indem er sich zu diesen Arbeiten sammelte, schrieb er seine Bemerkungen und Zusätze zu den Literaturbriefen nieder. In diese, die berliner „Briefe die neueste Literatur betreffend" commentirende Arbeit gingen bald die bedeutendsten Gedankenreihen der andern Entwürfe über, von welchen nur der über die Ode über die ersten Anfänge

hinausgewachsen ist. Lessing hatte, um die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ durch ein energisch redigirtes kritisches Organ im größern Stil zu ersetzen, in Verbindung mit Mendelssohn und Nicolai die „Literaturbriefe“ ins Leben gerufen, welche kritische Berichte über die neuen Erscheinungen der Literatur aus berufenen Federn bringen sollten. Seine rege Mitarbeiterschaft hatte diese bald zu einem kritischen Organ ersten Ranges erhoben. Als diese allmählich aufhörte, sank die Bedeutung der „Literaturbriefe“ trotz Mendelssohn und Nicolai mehr und mehr. Erst die Betheiligung Thomas Abbt's bewirkte einen neuen Aufschwung. Dieser erhebt sich merklich über den Formalismus der zeitgenössischen Philosophie. Er erstrebt die Einführung der Philosophie in Staat und Geschichte und hofft viel von der Begründung einer politischen Philosophie. Durch die Herstellung des Zusammenhanges der theoretischen und der praktischen Interessen brachte er ganz neue Lebenselemente in die Literatur und in die philosophischen Discussionen. Erst mit seinem Zurücktreten von den „Literaturbriefen“ verloren dieselben an Einfluß und Bedeutung, bis sie schließlich ganz vom Schauplatz abtraten. Aus den kritischen Bemerkungen zu diesen „Literaturbriefen“, zumal zu den Arbeiten von Lessing, Mendelssohn und Abbt entstanden die „Fragmente zur neuen deutschen Literatur“, das eigentliche Erstlingswerk Herder's.

Im Herbste 1766 und zu Ostern 1767 erschienen die drei Sammlungen von Fragmenten über die neuere deutsche Literatur, welche sich selbst als „Beilagen“ zu den „Literaturbriefen“ bezeichnen. Der Autor will keinen Auszug aus denselben, kein „abrégé nach der Mode“ schreiben, sondern sich und andere „nach ihrem Leitfaden von der Literatur seines Vaterlandes unterrichten und ein Gemälde derselben in den letzten sechs Jahren entwerfen“. In der Vorrede sagt er: „Ich sammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Aussichten, bald ziehe ich sie zurück oder lenke sie seitwärts; ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen.“ Er bezieht sich nicht vorzugsweise auf die

Lessing'schen Beiträge. Wo er auf Lessing's Briefe eingeht, thut er es zumeist, um gegen ihn zu polemisiren. Weit mehr geht er auf Mendelssohn ein, auf „den ersten der Verfasser der Literaturbriefe an gründlicher Philosophie", wie er ihn noch in seinen „Kritischen Wäldern" nennt. Allmählich sind die Fragmente entstanden. Auf vier Sammlungen waren sie ursprünglich berechnet, nach den vier Ressorts: Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit. In der Ausführung verschoben sich nur zu bald diese methodischen Grenzen. Im Kapitel von der Sprache werden die einschlägigen Fragen aus andern Gebieten und die Beziehungen der deutschen Nachahmungen zu fremden Literaturmustern abgehandelt. Eine besondere Behandlung der andern Gebiete wird „aufgeschoben, oder aufgehoben: wie das Publikum will" und unterblieb auch in der Folge. Die „Fragmente" zeigen den Geist des Verfassers „immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden", wie er von Lessing rühmt. Das Fragmentarische ist zeitlebens ein Charakterzug seiner Schriftstellerei geblieben. Zu viel arbeitete seine Seele in großen Entwürfen, um in sich völlig abgeschlossene Werke zu schaffen. Obgleich er diese Methode nie ganz aufgab und vielleicht gerade, weil er das Nachtheilige derselben selbst am tiefsten fühlte, war er ein Umarbeiter wie wenige Schriftsteller. Er fügte Neues hinzu, ließ manche Stelle weg, feilte und berichtigte. So schuf er, indem er eine Arbeit umschmolz, zuweilen ein neues, größeres, selbstständiges Werk. Zwei Sammlungen der „Fragmente" sind mindestens dreimal mit Benutzung der Rathschläge Hamann's umgearbeitet worden, ehe sie gedruckt wurden. Den „Schutzgeist seiner Autorschaft" und seinen „erstgeborenen Kunstrichter" nennt ihn Herder, indem er ihn um „Gedanken, Einfälle und Zugaben und Rathschläge über das Buch, das er jetzt gebäre", ersucht. In der letzten Superrevision fand Hamann die beiden ersten Sammlungen „gewaltig umgeschmolzen". In der ersten Auflage steht Herder im großen und ganzen auf dem Standpunkt der „Literaturbriefe". Er theilt das Urtheil derselben über die Zustände der deutschen Literatur und stimmt ein in die Klage „über den Mangel von Origina-

len, von Genies und Erfindern, über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen". Er tritt ein für Klopstock, den er mit Hamann den „großen Wiederhersteller des lyrischen Gesanges" nennt. Er beschäftigt sich mit dem Ideal der wahren Kritik. Diese muß nicht „Bücher, sondern den Geist beurtheilen" und die „Ideen in ihre Quelle zurückzulenken wissen, in den Sinn des Schriftstellers". Sie muß sich in den „Gedankenkreis" des Schriftstellers versetzen und „aus seinem Geiste lesen". Der wahre Kritiker soll das Buch „bis auf Herz und Nieren zergliedern" und „ein Pygmalion des Autors" werden. Zeitlebens hat er selbst diesem Ideal der Kritik nachgestrebt, und in nicht vereinzelten Fällen dürfte die Behauptung statthaft sein, daß er es erreicht hat. Die positiven Grundgedanken der „Fragmente" sind: die Sprache als Grundlage der Literatur und das Verhältniß der deutschen Literatur zu den Vorbildern der morgenländischen und der classischen Literatur. Seinen Hamann bringt er in den „Fragmenten" zu Ehren; Kant dachte er in einem folgenden Theile ein „Denkmal" zu errichten. War es doch seine Freude, solche Denkmäler zu stiften für diejenigen Männer, welchen er große geistige Anregungen und Aufklärungen verdankte, und mit welchen ihn überdies Gesinnungsverwandtschaft oder persönliche Sympathie verband. In diesem Sinne wollte er Baumgarten feiern. Während dieses „Denkmal" Entwurf blieb, übergab er alles Gute, was er Abbt gegenüber auf dem Herzen hatte, nach dem Tode desselben der Oeffentlichkeit in der Schrift: „Ueber Abbt's Schriften, Torso von einem Denkmal", — einem wirklichen Denkmal der Verehrung und Liebe für den Mann, dessen Schriften auf seine geistige Entwickelung einen großen Einfluß genommen hatten.

Der Einfluß von Blackwell, Hamann, Winckelmann, Lessing auf die „Fragmente" ist unverkennbar. Auch findet sich in denselben ein Versuch über die Lebensalter der Sprache, ein erster Anfang der Herder'schen Sprachphilosophie. Mit der Frage über den Ursprung der Sprache beschäftigt er sich hierbei nicht. Auch eifert er hier wie schon bei frühern Gelegenheiten in klei-

nern Kreisen gegen den lateinischen Geist. Die Bemerkungen der „Fragmente“ über das Drama sind leider allzu fragmentarisch geblieben. — Die erste Ausarbeitung der Denkschrift über Abbt (nach einigen unausgeführten Entwürfen) unterbrach die Fortführung der „Fragmente“. Die ersten Sammlungen derselben waren rasch vergriffen worden. Eine neue Auflage bedeutete für Herder „eine völlige Umwälzung“ der alten. Diese Umwälzung erfolgte wirklich und forderte viel Zeit und Mühe. In der Vorrede heißt es: die neue Auflage könne vielleicht als ein neues Werk gelten. Der Einfluß der Kritik auf die Umarbeitung war nicht unbedeutend. In vielen Fällen antwortete der Autor auf Angriffe der Recensenten mit werthvollen Abhandlungen, welche Irrthümer berichtigen und unberechtigte Forderungen ablehnen sollten. In erster Linie galt dies dem Recensenten der Klotz'schen Zeitschriften. Seine Auseinandersetzung mit Lessing zeigt ihn von einer neuen, vortheilhaften Seite und wurde der Ausgangspunkt des spätern Einverständnisses der Geister.

Die Aufnahme der ersten Auflage der „Fragmente“ durfte den jungen Autor mit Stolz erfüllen, denn es liefen von den verschiedensten Seiten die schmeichelhaftesten Briefe an den anonymen Verfasser ein. Nicolai erbat sich sogleich seine Mitarbeiterschaft und fand in ihm den Ersatzmann für den verstorbenen Abbt. Die von Mendelssohn für die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ verfaßte Recension blieb wegen der Ankündigung einer bald zu erwartenden verbesserten Auflage ungedruckt. Die Kritik ließ es an reichlichen Lobsprüchen und Ermunterungen nicht fehlen, wenn auch selbst die wohlwollendsten und freundschaftlichsten Beurtheiler ihre Zweifel gegen manche Hypothesen des Autors nicht unterdrücken mochten. Hocherfreut war Herder über das ermunternde Lob seines Lehrers Kant, dessen Brief ihm ein werthvolles Geschenk war. Von Gleim und Lavater und manchen andern wurde er brieflich heimgesucht — „von den würdigsten Leuten“. Ein überaus schmeichelhaftes Schreiben sandte ihm der damals angesehene Stimmführer der Kritik, der Herausgeber der „Acta litteraria“, Klotz. Vielfach hatte er diesen „feinen Kenner der

Griechen und genauen Kunstrichter" auszeichnend in den „Fragmenten" genannt. Dafür hatte ihn dieser mit einigen Gegenbemerkungen und einem allgemein belobenden Referat in der Rubrik der „Libri minores" abgehandelt. Lange verschob Herder die Antwort. Als er sie schließlich abfaßte, blickte hinter den Versicherungen der Hochachtung und Ergebenheit die Verstimmung über die Recension der „Acta" sehr merklich hervor. Die Verspätung und der Ton der Antwort waren Klotz genug, um die Ergebenheitsversicherungen nicht allzu wörtlich zu nehmen. Obwol er nicht wußte, daß einige chiffrirte, nicht eben günstige Besprechungen seiner neuesten Schriften von Herder herrührten, so konnte er diesem doch den Mangel an devoter Anhänglichkeit und die bescheidene Kritik, die ihm Herder angedeihen ließ, nicht vergeben. So erhielt Herder in der Klotz'schen „Deutschen Bibliothek" den Dank dafür. Hier wurden die Personalien des Verfassers der „Fragmente" zum besten gegeben, um deren Nichterörterung er, wo man ihn kannte, dringend ersucht hatte. Auch zählt man ihn zur „Hamann'schen Sekte" u. dgl. m., läßt ihm beiläufig einige Lobsprüche angedeihen, um ihn schließlich in manchen Hauptpunkten mit Tadel zu überschütten. Es war Herder's fester Vorsatz gewesen: „völlig ohne Namen zu schreiben, bis er die Welt mit einem Buche überraschen könnte, das seines Namens nicht unwürdig wäre". Empfindlicher als durch die halb lobende, halb absprechende Kritik fühlte er sich durch die „schonungslose Enthüllung seiner Personalien" seitens des hallischen Recensenten gekränkt. In demselben Tone fuhren die Klotz'schen Journale fort. Der wesentlich veränderte Stil und eine polemische Bemerkung gegen den Freund Hamann im „Torso" verhinderte nicht, daß er gleichwol allgemein als Verfasser desselben erkannt und für einige spöttische Bemerkungen über Klotz und Consorten von diesen auf das boshafteste recensirt und der Verhöhnung des Professorenstandes und heftiger Ausfälle gegen die Universität Frankfurt geziehen wurde. Herder klagt bitter, daß er denuncirt werde, und gibt, statt zu schweigen oder mit einem beißenden Worte zu erwidern, die Fortsetzung der „Fragmente" ernstlich auf.

Statt nach dem Rath Hamann's die Lacher durch Ironie oder Scherz auf seine Seite zu bringen, antwortet Herder in der neuen Auflage heftig und empfindlich, indem er zugleich durch Verbesserungen und Zusätze sich gegen sachlichen Tadel wappnet. Nun ließ im Herbste 1768 Riedel, ein Geselle Klotz's, seine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" erscheinen, in welcher er Herder gründlich ausbeutete und überdies in den letzten Bogen die bereits gedruckte, aber noch nicht herausgegebene neue Auflage zur Zielscheibe seiner Ausfälle und Angriffe machte. Damit war Herder's Geduld und richtige Einsicht der Sachlage erschöpft. Er beging die Thorheit, die neue Auflage der „Fragmente" zurückzuziehen und dem Publikum völlig vorzuenthalten, während sich sein Aerger in geharnischten Zeitungserklärungen Luft machte. Statt nunmehr mit offenem Visir gegen die Widersacher aufzutreten oder sie verachtungsvoll ein für allemal abzuweisen, beging er die größte Ungeschicklichkeit, in seinem nächsten Werke, den „Kritischen Wäldern", die Anonymität zu wahren und trotz des Umstandes, daß Freund und Feind auch hier den Verfasser erkannte, gegen alle Welt zu verfechten: daß er mit dem Werke und dessen Autor nichts gemein habe. Die vortrefflichen Bemerkungen in dem „Wäldchen" über Kunstgeschichte und in dem über den „Laokoon" allein hätten es schon von seinem schriftstellerischen Stolz und Ehrgeiz fordern dürfen, daß er sich nenne und bekenne. Sei es aber, daß er die bittere Polemik gegen Riedel und Klotz, bei der er sich der schärfsten und nicht eben feingeschliffener Waffen bediente, mit geschlossenem Visir führen wollte, oder daß er wirklich glaubte, seine amtliche Stellung und sein Ansehen unter dem durchsichtigen Schleier dieser Anonymität weniger zu schädigen: er verlegte sich aufs Leugnen seiner Autorschaft, obwol und vielleicht gerade weil dieselbe von allen Seiten geglaubt wurde; ja er ging so weit, in verschiedenen Zeitungen, in Briefen und am Schlusse des vierten „Wäldchens" selbst diesen Protest öffentlich zu wiederholen. Inzwischen war die nicht herausgegebene zweite Auflage der „Fragmente" in der Klotz'schen Bibliothek zum Gegenstand einer schmähsüchtigen Be-

sprechung gemacht worden, welche in einer schmuzigen Wendung hinsichtlich seines Verhältnisses zu Hamann gipfelte. Statt nun Klotz und Consorten die offene Anklage der Ehrlosigkeit ins Gesicht zu schleudern, beharrte Herder auf seinem Protest gegen die Autorschaft der „Kritischen Wälder", die ihm von den Klotzianern vorgehalten ward, und erklärte öffentlich über das Werk: „daß er mit dem Ton desselben ebenso wenig zufrieden sei als Herr Klotz". Gewiß verdiente er die eindringlichen Vorstellungen und tadelnden Bemerkungen über sein Verhalten, die ihm Hamann zukommen ließ. „Stillschweigen", schreibt dieser, „aus der Erfahrung lernen, ein neues Feld sich wählen, mit Treue und ohne Leidenschaft noch Heftigkeit, sondern mit Furcht und Zittern für die Unsterblichkeit — ist der einzige logogryphische Rath, den ich Ihnen geben kann, wenn Sie Ihre Ruhe und Zufriedenheit und den Genuß Ihres Lebens lieben und allen Scheingütern und Projecten vorziehen." In Wahrheit glaubte niemand den Protesten des Autors. Gleichwol war dieser zu derselben Zeit selbst gegen Hamann verstimmt. Dennoch fühlte er selbst in stillen Augenblicken der Ueberlegung, wie sehr der „Schutzgeist seiner Autorschaft" gerade in diesem Fall im Rechte war. So reifte in trüben Stunden der Unzufriedenheit, der Reue und der Selbstanklage der Entschluß, sich „in eine andere Situation zu werfen" oder „sich selbst zu relegiren, um nach einem Exil mit Ehren wieder erscheinen zu können". Verwunderte Freunde erinnerte er an Descartes. Diesmal traf er nach langen Umwegen und Misgriffen das Richtige. Er mußte vom Schauplatz seiner bisherigen Wirksamkeit verschwinden, um die Blößen vergessen zu machen, die er sich vor dem Publikum und vor sich selbst gegeben hatte.

Mit einer ergreifenden Rede nahm er Abschied von seiner Gemeinde. Schwer wurde ihm der Abschied von den Freunden, die ihn nicht ziehen lassen wollten und doch schließlich mit Glückwünschen und reichlicher Unterstützung ziehen ließen. Erst nach mehrfachen Versuchen, ihn zum Bleiben zu bewegen, erhielt er die angesuchte Entlassung und die schriftliche Designation zum Pastorat und zum Rectorat der Ritterschule. In Begleitung seines Freundes

Gustav Berens schiffte er sich bei heftigem Ungewitter ein. Gern versprach er den begleitenden Freunden die Rückkehr in ihren Kreis; er ahnte nicht, daß er denselben nicht wiedersehen werde.

Von seinem Freunde Hartknoch war Herder in dem Plane einer Reise bestärkt und mit andern Freunden für die Fahrt freigebig ausgestattet worden. Auch in der Folge stellte ihm Hartknoch seine Kasse „in wahrhaft großartiger Weise“ zur Verfügung. Zwei Tage lag das Schiff vor Anker. „Vom Rande der See“ richtete Herder Abschiedsbriefe an Hartknoch und seine Frau, die ihm beide innig befreundet waren und stets geblieben sind. Wie dies bei solchen Anlässen zu geschehen pflegt, hatte der Abschied eine gewisse Betäubung und Schwermuth im Gefolge. Um so wohlthätiger wirkte die Seefahrt. Noch später äußerte Herder: nie habe er sich wohler gefühlt als auf dem Meere. Sein Reisetagebuch ist ein Zeuge der großartigen Eindrücke, die er damals von der Natur empfangen, von den Stimmungen, die ihn beherrschten, von den Zukunftsplanen, die in ihm reiften. Er sah Kurland, Preußen, Schweden, Dänemark, Jütland, Schottland, Holland, England, die Niederlande auf der Fahrt. Er bedauert in seinem Reisejournal, nicht in Kopenhagen gelandet, zu Klopstock, Gerstenberg, Cramer, Resewiz gegangen und nach Deutschland gereist zu sein.

Am 16. Juli 1769 traf er in Nantes ein, wo er an einen Kaufmann, Herrn Babut, empfohlen war. Hier wollte er sich die nöthige Uebung in der französischen Sprache erwerben. Der Umgang mit der trefflichen Frau Babut und der Gesellschaft, die sich um sie versammelte, gereichte ihm zum Vergnügen und kam seiner gesellschaftlichen Bildung sehr zu statten. Hier lernte er den französischen Volkscharakter kennen und schätzen. Derselbe erschien ihm reiner und unverkennbarer in der Provinz als in Paris. Als ihm Hartknoch über den verlängerten Aufenthalt in Nantes Vorwürfe machte, schrieb er ihm: „Laßt uns aus der Welt gehen, wie ich aus Nantes, so ist es nicht unnütz und nicht ganz ohne Achtung.“ So ließ er hier wie überall Freunde zurück, die seine Entfernung schmerzlich empfanden. Im Herbst, als er sich des Französischen hinreichend mächtig fühlte, ging er

nach Paris. Hier lernte er Arnauld, Diderot und wol auch d'Alembert kennen, in deren engern Kreis ihm Eingang gewährt wurde. Er verwerthete seine Zeit aufs beste mit der Besichtigung der Kunstschätze, der Institute, Bibliotheken und Gebäude. Die Freundschaft der Gelehrten kam ihm hier zugute. Auch das Theater vernachlässigte er nicht. Hier bildete er sich eine eigene Meinung über das französische Drama. Inmitten der ausgedehnten Studien und Beobachtungen und seiner gesellschaftlichen Beziehungen erhielt er im November 1769 den Antrag, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Eutin als Instructor und Reiseprediger, in Gesellschaft des Oberhofmeisters Herrn von Cappelmann, drei Jahre auf Reisen zu begleiten. So konnte er ohne eigene Kosten und ohne die Güte der rigaer Freunde allzulange in Anspruch zu nehmen, seine Reiseplane verwirklichen. Andererseits hing er so sehr an Riga, an den Freunden, an seinem Erziehungsplan, daß ihm die Entscheidung schwer und schmerzlich ward. Aufschub war ihm jedoch nicht vergönnt. Die Entscheidung mußte rasch erfolgen. Er beschloß den Antrag anzunehmen und erhielt darauf vom Vater des Prinzen alle Bedingungen schriftlich zugesichert, die er gestellt hatte. Nach der Abreise von Paris schreibt er Hamann in einem längern Briefe: „Meinen Charakter zu bilden, ist mein Werk auf dieser Reise; alles übrige, sehe ich, kann man zurücklassen — nur den nimmt man mit, und verliere ich den, so habe ich alles verloren." In solcher Stimmung kam er nach Brüssel. Hier und in Antwerpen besichtigte er alles Sehenswürdige. Von da ging er zu Schiff nach Amsterdam. Auf der Ueberfahrt entstand ein heftiger Sturm. Das Schiff saß auf einer Sandbank fest und war dem Versinken nahe, als die Rettungsboote kamen. In Sturm und Regen kam Herder mit seinen Reisegefährten ans Land und sah das Schiff auf offener See untergehen. Diese Nacht blieb ihm unvergeßlich. Er dankte seine Rettung im brünstigen Gebete dem Gott, der ihn sicher geleitet. Im Haag und in Kiel lernte er mehrere Gelehrte kennen. In Hamburg traf er mit Lessing, Claudius, Reimarus, Goeze zusammen. Der Verkehr mit Lessing gereichte zur beiderseitigen

Freude; zeitlebens hat ihm Herder Hochachtung und Sympathie bewahrt. Keiner von beiden war ein Freund des regelmäßigen Briefwechsels; aber auf literarischem Gebiete standen sie vorher und nachher in regem Gedankenaustausch. Von Hamburg meldet er an Hartknoch: „Mit Lessing habe ich hier vierzehn vergnügte Tage verlebt und wacker umher geschwärmt."

Unter guten Auspicien trat Herder sein neues Amt an. Er erhielt die günstigsten Bedingungen mit dem Zusatz vom Herzog zugesichert, „einem nach drei Jahren an ihn zu erfolgenden Ruf nach Riga nicht im Wege zu sein, sondern vielmehr ihn in Petersburg zu empfehlen." Mit „Achtung und Zutrauen" wurde der Ankömmling vom Herzog und der Herzogin aufgenommen. Die letztere, welche mit zärtlicher Liebe an ihrem Sohne hing, schenkte ihm ihr volles Vertrauen, welches ihm bald auch der junge Prinz selbst zuwandte. Noch später schrieb ihm dieser: „Sie sind unter denen, die ich kenne, derjenige, von dem ich Wahrheit am liebsten lernte." Durch treue Pflichterfüllung und aufrichtige Anhänglichkeit an seinen Schutzbefohlenen erwarb sich Herder auch hier allgemeine Achtung und das besondere Wohlwollen der herzoglichen Familie. Rasch erkannte er die Neigungen und Talente, aber auch die Schwächen und Gebrechen des Prinzen. Mit aller Sorgfalt suchte er jene zu fördern, diese zu mildern und zu heben. Leider fehlte ihm die Macht und wol auch der moralische Muth, die Fehler, welche von anderer Seite begangen wurden, unschädlich oder völlig unmöglich zu machen. Wol vertraute er sich der Hofdame und Freundin der Fürstin an. Die bevorstehende Abreise machte aber eine Aenderung im Personal des Prinzen unmöglich und der Hofmeister, welchen Herder für den Urheber aller Misgriffe in der Erziehung des Prinzen ansah, blieb. Auf diese Uebelstände mußte Herder daher von Hause aus aufmerksam machen und er erwirkte sich die Erlaubniß, auch während der Reise um seine Entlassung bitten zu dürfen, falls er sähe, daß seine Gegenwart „nicht mehr von entschieden nützlicher Einwirkung auf den Prinzen sein würde".

Unzweckmäßig war der Reiseplan wie der ganze Er-

ziehungsplan des Oberhofmeisters. Herder sah und sagte voraus, daß die Dauer der Reise kurz sein und das Gelingen ausbleiben werde. Der Hofmeister verstand es eben nicht, den Charakter seines Zöglings richtig zu behandeln und zu bilden. Während der wenigen Monate des Aufenthalts in Eutin fühlte sich Herder in der glücklichen Häuslichkeit der Fürstenfamilie geborgen, geistig angeregt und gefördert durch den Verkehr mit der Herzogin und dem humanen holsteinischen Adel, der ihn den Abstand seiner gesellschaftlichen Stellung nicht fühlen ließ. Der gelehrte Graf von Hahn in Kiel war sein Freund. An ihn ist eine Ode gerichtet, ein spätes Denkmal dauernder Achtung und Freundschaft. In späterer Zeit erinnert sich Herder gern des „schönen grünen Holstein", dessen malerische Gegenden und gemüthvolle Bewohner bleibende Eindrücke in ihm zurückließen. Noch in Bückeburg und Weimar wünschte er sich nicht selten einen Ruf nach Kiel. Das Wohnen am Meeresufer gewährte seiner empfänglichen Seele einen Reiz, nach dem er sich noch im Alter sehnte, in dem Glauben, „an irgendeinem Ufer des Meeres würde ihm die goldene Jugendzeit zurückkehren". Seine Predigten in Eutin machten einen tiefen Eindruck und erwarben ihm Freunde. Nur die orthodoxe Geistlichkeit klagte ihn hier wie anderwärts oft genug an. Schon damals beschäftigte ihn seine Schrift über die Plastik. Das Wohlwollen und Vertrauen der fürstlichen Familie erwiederte Herder mit der aufrichtigsten Ergebenheit. Es schmerzte ihn tief, daß die unglückliche Wahl des Hofmeisters und das Verweilen desselben das Erziehungswerk so sehr mislingen ließen, daß er trotz der guten Gemüthsanlagen des Prinzen selbst keine Hülfe wußte. Das Endergebniß war, daß der Prinz der Regierung für unfähig erklärt ward. Herder bewahrte ihm zeitlebens die wärmste Theilnahme, die vom Prinzen herzlich erwidert wurde. Dies Verhältniß bestand schon, als sie die Reise antraten, welche über Hamburg, Hannover, Göttingen, Kassel, Hanau, Darmstadt, Karlsruhe nach Straßburg ging, wo überwintert werden sollte. Während des Aufenthalts in Darmstadt lernte Herder Mademoiselle Ravanell kennen, mit welcher er,

da er dort nicht an der Hoftafel essen durfte, täglich speiste. Durch sie wurde er mit dem Kriegsrath Merk und durch diesen mit dem Geheimrath Hesse bekannt, der einen geistvollen Kreis in seinem Hause versammelte. Hier lernte Herder im täglichen Umgang mit seinen neuen Freunden, im Hause und Freundeskreise Hesse's dessen Schwägerin Karoline Flachsland kennen, seine nachmalige Frau. Begeistert lauschte diese seinen Vorlesungen und Recitationen aus Klopstock's „Oden", aus Kleist, aus den „Minnesängern". Verständnißinnig tauschten sie Urtheile und Bemerkungen über ihre beiderseitigen Lieblingsdichter aus. „In Klopstock und Kleist", schreibt seine Witwe in spätern Jahren, „haben auch unsere Seelen sich gefunden."

Wie sich ihre Seelen zusammenfanden, darüber äußert sich seine Frau nachmals: „Am 19. August (10. Sonntag nach Trinitatis) predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Rednerworte, wie ich sie nie gehört! ... zu diesem großen einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte — ein Himmlischer, in Menschengestalt, stand er vor mir. — Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank ... Von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins und sind Eins: unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören! — Er hörte von andern, wie ich meine Geschwister liebte, und auch hierin war unsere Liebe nur Ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ach, gewiß hat niemand seine heilige Seele so gekannt wie ich! — Von diesem Tage an sahen wir uns täglich. Ich fühlte ein nie empfundenes Glück — aber auch eine unbeschreibliche Wehmuth und Schwermuth: ich glaubte, ich würde ihn nie wiedersehen. Den 25. August feierten wir seinen Geburtstag in dem kleinen Kreis der Freunde bei Mademoiselle Ravanell im Schloß; da gab er mir seinen ersten Brief ... ach, ich empfing mit diesem Briefe das Heiligste, was diese Erde für mich hatte; ich konnte nur Gott und ihm danken."

Schon in Eutin hatte Herder einen Ruf nach Bückeburg erhalten. Diesen ersten Antrag hatte der Graf Wilhelm von

Bückeburg durch Westfeld nach Riga senden lassen, von wo er Herder zugestellt wurde. In Darmstadt erhielt er den zweiten Antrag von dieser Seite, da er auf den ersten aus Anhänglichkeit an das Fürstenhaus sich noch nicht entschließen konnte zu antworten. Der zweite Antrag fiel in eine Zeit, wo er das Misverhältniß zum Oberhofmeister des Prinzen bereits drückend empfand. Er nahm daher den Antrag unter der Bedingung an, das Nähere und die Zeit des Amtsantrittes nach einiger Zeit zu bestimmen. Rasche und selbstständige Entschließungen lagen nicht in seinem Wesen. Er war gewohnt, es in den entscheidenden Krisen seines Lebens auf eine „unvorhergesehene höhere Leitung" ankommen zu lassen. Gleichwol war er schon entschlossen, das Verhältniß zum Prinzen sobald als möglich zu lösen. Die Beziehung zu seiner Braut gab hiebei mit den Ausschlag. Vor der Abreise verständigten sie sich noch über den Entschluß ihrer Seelen — „in dem Augenblick der Trennung zum ersten mal allein!" schreibt seine Frau, ... „keiner Worte bedarf es hier — wir waren Ein Herz, Eine Seele, die Trennung konnte uns nicht trennen". Beredte Zeugnisse für die Tiefe und den Ernst seines Fühlens enthalten die Briefe, die er zur Zeit der Reise an die Braut schrieb. In Karlsruhe fand er die auszeichnendste Aufnahme beim Markgrafen von Baden, dem ersten Fürsten, den er „ganz ohne Fürstenmiene" kannte. Von Straßburg meldet er der Geliebten den Entschluß, sich vom Prinzen zu trennen. „Der Entschluß ist genommen: die Nothwendigkeit ist da, und es stößt sich jetzt blos daran, wie der genommene Entschluß mit aller Schicklichkeit für mich, für den Prinzen, seine Aeltern und das Publikum auszuführen sei, und das muß sich bald zeigen." Unter innern Kämpfen und Schmerzen erbat er seine Entlassung. Unbewandert in den Hofverhältnissen, lag es ihm fern, gegen den Hofmeister Stellung zu nehmen, sich in seine Geschäfte zu mischen, für seine Entfernung mit Worten oder gar mit Intriguen zu wirken. Lieber ging er selbst, so schwer sich der Prinz von ihm trennte, so schwer ihm selbst der Abschied werden mochte. Nachdem er seine Entlassung erhalten hatte, entschloß er sich, in Straßburg

zu bleiben, um seine Thränenfistel durch den berühmten Arzt Lobstein operiren zu lassen. Ein halbes Jahr wurde er durch die Cur in Straßburg festgehalten, mußte das Zimmer hüten und viele Schmerzen und Entbehrungen ertragen. Mit Geduld trug er alles, um, sich selbst und seiner Braut zur Freude, genesen wieder vor sie hinzutreten. Er mußte den Schmerz erleben, sich zu sagen, daß alle Opfer an Zeit und Geld, alle Geduld und Langmuth, mit der er die großen Schmerzen ertragen, ganz vergeblich waren. Nach mehrfachen mislungenen Operationen und nachdem auch ein anderer Arzt seine Kunst an ihm versucht hatte, mußte er von weitern Versuchen, Heilung seines Uebels zu finden, entsagend abstehen. In diesen Schmerzenstagen waren die Lektüre Ossian's, Shakspeare's, Klopstock's und der griechischen Classiker, die Briefe, die er mit seiner Braut wechselte und der freundschaftliche Verkehr mit dem jungen Goethe und Jung-Stilling sein Trost und seine Erholung. Ueber manche trübe Stunde haben sie ihm hinweggeholfen. Freilich mußten auch die Freunde, wie Goethe erzählt, in manchen trüben Stunden die Launen und unerquicklichen Stimmungen des kranken Freundes ertragen, der in diesen Tagen noch schwerer zu behandeln und noch empfindlicher war als gewöhnlich. Doch trugen sie gern diese Launen, für die er sie durch reichliche Belehrung und Ermunterung entschädigte.

Täglich waren Goethe und Jung bei ihm und standen ihm auch in den Schmerzenstagen der Operation hülfreich zur Seite. Die Leiden, die er ausstehen mußte, machten ihn zuweilen unsanft und bitter. Goethe klagt, daß er in dieser Hinsicht viel von ihm zu leiden hatte. Kein Wunder, daß er sich gekränkt fühlte, er, der von Jugend auf in viel höherm Maße als jener ein Günstling des Geschicks und der Menschen gewesen war. Dennoch ließ er sich in seiner Anhänglichkeit nicht wankend machen. Schon in Straßburg knüpften sich die Bande der lebenslänglichen Freundschaft, welche die beiden verbunden hat. Im Frühling 1771 verließ Herder Straßburg, um über Karlsruhe und Darmstadt an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. In Darmstadt verlebte er mit der Braut „kurze

glückliche Stunden", welche nur, wie diese erzählte, durch „das Kritisiren einiger Freunde, die sich in unser Verhältniß mischten und es nach ihrer Denkart modeln wollten, gestört wurden. Aber unsere Herzen waren auf ewig Eins — keine fremde Stimme konnte uns trennen". Es scheint, als wäre von einigen Seiten der Zweifel ausgesprochen worden, als habe er zu viel Geist und Bildung für sie, aber keinen Charakter. Er berührt diesen Punkt öfter in seinen straßburger Briefen und sucht ihr durch die Mittheilung seiner Jugendgeschichte „manche Proben" zu geben, daß er von seiner Kindheit an „Charakter, wahrhaftig Charakter" hatte. „Sollte dazu nicht etwas Charakter gehören", fragt er sie, „zu allen den Situationen?" So sagt er in demselben Briefe: „Wenn Lebhaftigkeit Veränderlichkeit heißt, so bin ich es. Und wehe dem Stande, der Situation, die ein Grab des ewigen Einerlei sein müßte! Aber was ist reicher und unerschöpflicher und mannichfaltiger als die Welt eines menschlichen Herzens! — Und was ist unendlicher als der abwechselnde Reichthum der schönen Natur, wenn man nur einmal sein Glück nicht in der Unnatur suchen will! Und wo sind denn die Zwecke, für die Welt zu leben, je (wenn man beides einzurichten weiß) den Zwecken, für sich zu leben, entgegen? Elende, unmenschliche Seelen, die so entartet sind! sie sind nicht Bürger, Menschen, Eheleute, Freunde, sie sind nichts!" Und über seinen Genius, über seine Art, sich von höhern Mächten geleitet zu fühlen, schreibt er ihr: „In den wichtigsten Sachen meiner Angelegenheiten des Herzens, und insonderheit recht auf den Scheidewegen meines Lebens gebe ich viel auf solche Weissagungen und Halte, wenn sie aus dem Innersten der Seele treu herausgehoben werden, mehr auf sie als auf langsame Berathschlagungen der kalten, tauben, stumpfen, schulmeisterischen Vernunft. Ich glaube, jeder Mensch hat einen Genius, das ist, im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche, prophetische Gabe, die ihn leitet; ein Licht, das, wenn wir darauf merken und wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand ganz betäuben und auslöschen, ich sage, was uns dann eben auf

den dunkelsten Punkt der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen Blick vorwirft, wo wir eine Sonne sehen, oft ohne Grund und Wahrscheinlichkeit, auf deren Ahnung ich aber unendlich viel halte. Das war der Dämon des Sokrates; er hat ihn nie betrogen; er betrügt nie; nur er ist so schnell, sein Blick so fein, so geistig; es gehört auch zu ihm so viele innerliche Treue und Aufmerksamkeit, daß ihn nur achtsame Seelen, die nicht aus gemeinem Kothe geformt sind und die eine gewisse innerliche Unschuld haben, bemerken." Wenn er so der Braut seiner Wahl, deren Liebe ihn mehr beglückte als ihn ihre Armuth für den doppelt schweren Kampf ums Dasein besorgt zu machen vermochte, Einblicke in seine Innenwelt gewährt, um sie von seinem Charakter und von der Berechtigung seines Glaubens an die innere Mission seines Geistes zu überzeugen, so wehrt er sich nicht minder gegen die Zumuthung einer krankhaften physischen oder psychischen Organisation. „Ich bin körperlich nicht krank", schreibt er in der Schmerzenszeit von Straßburg, „sondern gesünder als ich je gewesen. Der Wundarzt, der mein Blut laufen sah, sah mir ins Gesicht, «denn er hätte so gesundes Blut lange nicht laufen gesehen»; und ein Professor, mit dem ich in Karlsruhe Bekanntschaft gemacht, redete mir vor, daß ich die Gesundheit selbst sei. Das bin ich auch; und wenn ich auch die Einsamkeit liebe, wenn ich trübsinnig bin, wenn ich in einer fühlbaren, besondern Fassung mich befinde, so ist dies auch gut: es stärkt die Denkart, wie ein Sturm den wachsenden, emporstrebenden Baum und gibt ihr Festigkeit, Sicherheit und Dauer. Wenn Sie wüßten, wie viel es sei, was ich aus mir noch zu machen habe, so würden Sie meine Faulheit, nicht meinen Fleiß anklagen." An Vorwürfen, daß er sich durch seine Arbeiten aufreibe, fehlte es nicht in dieser Zeit.

Dreiviertel Jahre verstrichen, ehe Herder der freundlichen Einladung des Grafen von Bückeburg folgte. Dieser hatte ihm in einem überaus schmeichelhaften und wohlwollenden Schreiben auf seine zustimmende Erklärung geantwortet. Er wünscht eifrig „einen Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Verdienste er

bewundere", und läßt ihm trotzdem ausdrücklich zum Zeichen seines Wohlwollens schreiben: er solle sich nicht zu früh in Gefahr begeben und sich in Straßburg mit gehöriger Muße „auscuriren" lassen. Der großen Zufriedenheit des Grafen mit dem Denkmal für Thomas Abbt hat Herder in erster Linie dieses auszeichnende Entgegenkommen des Grafen zu danken, dessen Freund und Rathgeber Abbt gewesen war und dem der Verfasser des Denkmals nun den Hingeschiedenen ersetzen sollte. Guten Muthes und mit den besten Erwartungen kam Herder in Bückeburg im Mai 1771 an. Eine unverschuldete Verspätung bewirkte, daß er vom Grafen sehr kalt und reservirt empfangen wurde. Kaum angekommen erhielt Herder die Einladung, sogleich zum Grafen zu kommen. Da es abends war, dauerte es eine Weile, bis Barbier und Friseur sich einfanden, deren er zu seiner Toilette bedurfte. Sein Gefühl für Anstand und gute Formen verbot ihm, gleich im Zustand und Anzug der Reise vor den Grafen zu treten. Freilich mag auch die peinliche Stimmung bei der ersten Begegnung nicht blos durch die Verstimmung des Grafen über Herder's Verspätung, sondern auch ganz besonders durch den schroffen Gegensatz der Persönlichkeiten hervorgerufen worden sein. Um zwanzig Jahre älter als Herder hatte der Graf eine militärische Haltung und Vorliebe für die militärische Art und Weise. Hervorragend durch Begabung, Lebenserfahrungen und fachliche Kenntnisse bedurfte er der Huldigung, des Eingehens auf seine Gedankengänge. Abbt war ein Menschenkenner; er verstand den Charakter des Grafen und die Behandlung, die er forderte. Auch war er der tägliche Umgang desselben und ihm durch seine ursprünglich freie und selbstständige Stellung näher gerückt. Anders standen die Dinge bei Herder. Der Eifer und die Liebe desselben für sein geistliches Amt gewährten dem Grafen geringes Interesse. Er suchte in ihm den wissenschaftlichen Gesellschafter und Freund, und suchte ihn auch zuweilen zu überzeugen, daß sonst „aus allen menschlichen Bemühungen nichts herauskomme". Herder empfand dies gleich zu Anfang peinlich. Das contemplative Leben des blos raisonnirenden Philosophen, der sonst die Dinge gehen läßt „wie's

Gott gefällt", diese theoretisch betrachtende Lebensweise des Grafen behagte ihm ebenso wenig, als er sich für die militärischen Passionen und Experimente desselben wie für dessen in einem See erbaute Festung oder seine gutgeschulte Mustertruppe zu erwärmen vermochte. Um diese durch die Natur der Charaktere, durch die Neigungen und den Bildungsgang bedingten Differenzen zu vergrößern, mußte sich Herder während der ersten Zeit seines Aufenthaltes auch noch mit Personen befreunden, welche sich nach Abbt's Tode die Gunst des Grafen erworben hatten, aber schon nach kurzer Zeit des Verkehrs mit dem schwer zu behandelnden Manne seine Feinde und Spötter geworden waren. In diesem Kreise wurde seine Antipathie gegen das Militär und gegen den hochmüthigen Beamtenstand jener Kleinstaaten künstlich gesteigert und seine Gemeinde ihm durch theilweise berechtigte Verurtheilung verleidet. Bald wurde er sich bewußt, auch den Tadlern und Spöttern nicht in wirklicher Freundschaft verbunden sein zu können. Vereinsamt, ohne Förderer seiner liebsten Bestrebungen, ohne die ersehnte Thätigkeit in seinem Beruf, ohne eine Gemeinde, wie er sie in Riga besessen, ohne Freund stand er da, ja selbst ohne ebenbürtigen geistigen Verkehr, ohne Einblick in ein erquickliches Familienleben. Sein Plan, die Braut bald zu holen, war „ökonomisch unmöglich". Er mußte das vom Grafen im voraus erhaltene Geld erst „abverdienen". Als Hauptpastor sollte er zahlreiche Beichtkinder in seiner Gemeinde haben; infolge der langen Vacanz der Stelle blieben diese aber bei ihrem bisherigen Geistlichen. Zur Reorganisation des Gymnasiums fehlte es dem Grafen, der Herder's Gedanken billigte, an Geld. Die Unterhaltung der gräflichen Festung und der Armee auf dem Kriegsfuß forderte große Opfer, zu deren Bestreitung Anleihen nöthig waren. Im Consistorium lernte Herder das Gerichtsverfahren kennen; aber auch hier drangen seine besten Intentionen aus Mangel an Zustimmung oder an Mitteln nicht durch. Die schönen Aussichten, die man ihm in dieser Zeit von Göttingen aus für die Universität eröffnete, lagen noch im weiten Felde.

Das Verhältniß zum Grafen gestaltete sich so gut, als es

die Verschiedenheit der Charaktere und Neigungen zuließ: die beiden für die Wissenschaft des Denkens begeisterten Männer standen einander auf dem gemeinsamen Boden wechselseitiger Achtung gegenüber. Auf Achtung war auch ihre langsam entstehende, aber dauernde Freundschaft begründet. Der Graf liebte es, sich mit Herder allein zu unterhalten; dieser wurde oft zur Tafel und zum Concert eingeladen. Bald nach seiner Ankunft erhielt er von der berliner Akademie den Preis für seine in Straßburg geschriebene Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache". Diese Auszeichnung erfreute den Grafen und schmeichelte ihm nicht weniger als dem Verfasser selbst; er war stolz darauf, einen solchen Mann in seinen Diensten zu haben. Trotz dieser anspornenden Beweise für die Achtung, die seine Leistungen fanden, hatte Herder in dieser Zeit der völligen Isolirung weder Stimmung noch Anregung zu neuen literarischen Arbeiten. Desto fleißiger war er im Sammeln des Stoffs für künftige Arbeiten. Hier bereitete er sich zur „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts", zur „Philosophie der Geschichte", zur Abhandlung „Ueber die ebräische Poesie" vor. Nur vereinzelte Recensionen ließ er in Zeitschriften drucken. Zur Mitarbeiterschaft an den „Frankfurter Gelehrten Zeitungen" ließ er sich durch Goethe und Merk bewegen. Bei den alten Classikern, bei den altdeutschen und englischen Volksdichtern suchte und fand er in einsamen Mußestunden die angenehmste Erholung. Vielfach beschäftigte ihn auch das Studium der Volkslieder. Die hohe Bedeutung derselben hat er zuerst zum allgemeinen Bewußtsein gebracht, zuvörderst durch zwei Aufsätze in der Sammlung „Von deutscher Art und Kunst", welche von Ossian und Shakspeare handelten. So hat er im Laufe des ersten Jahres in Bückeburg in stiller Zurückgezogenheit einige bedeutende Entwürfe ausgearbeitet und reichlichen Stoff für seine bedeutendsten philosophischen und ästhetisch-kritischen Arbeiten gesammelt, und damit den Grundstein für die „Stimmen der Völker" und für die „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" und seine biblisch-historischen Abhandlungen gelegt.

Zu Neujahr 1772 sollte eine Wendung in der Einför-

migkeit seines bückeburger Lebens eintreten, welche den mächtigsten Einfluß auf seinen Seelenzustand ausüben sollte. Die regierende Gräfin, welche bis dahin aus ihrer gänzlichen Zurückgezogenheit nicht hervorgetreten war und in ihrer Abgeschiedenheit nur dem Wohlthun, dem Trost und der Unterstützung der Armen und Leidenden lebte, schrieb ihm, als ihrem Beichtvater, unter Uebersendung des üblichen Neujahrsgeschenkes, einen Brief, welcher der Anfang eines Briefwechsels wurde, aus dem Herder, indem er selbst Trost und Rath nach seinen Kräften gewährte, Muth und Geduld zum Ausharren in den sein Streben beengenden Verhältnissen, Trost und Erbauung in seinem eigenen Leid schöpfen sollte. „Ich fange seit vierzehn Tagen in Bückeburg zu leben an“, schreibt er an seine Braut, „und alles scheint sich nun zu verändern durch die Veränderung Einer Seele. Nehmen Sie an meiner Freude theil! — Die hiesige regierende Gräfin — wollen Sie sich ein Bild der Caritas, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Person machen, so denken Sie sich sie. Sie hat sonderbare Schicksale des Lebens gehabt; eine geborene Gräfin von Lippe-Detmold, aber eine verlassene Waise von Kindheit an, ist sie unter andere Verwandte, Freunde weggekommen, nach Magdeburg, Schlesien — da ist sie den Pietisten in die Hände gefallen; ein weiches, fühlbares Herz unter solchen Umständen! — Sie können sich die Eindrücke selbst denken. Unser Herr hat sie darauf auf ihr Porträt geheirathet. Ich lernte sie erst unbedeutend kennen. Ihre natürliche Blödigkeit theils, theils die hier angenommene Rückhaltung, ihre Schwangerschaft und Wochenbette, und dann — eine vierteljährige Reise, ließen ungemein wenig Züge ihrer Seele, und alle nur durch einen Schleier sehen, der auf mich keinen Eindruck machte. Ich hörte gern von ihrer allgemeinen Wohlthätigkeit, Liebe und Sanftmuth; ich bewunderte sie mehr als einmal, wie sie sich bei dem Herrn so und so lange erhalten könnte — aber wie es schon ist, wenn man um etwas sich nur mit den Ideen bekümmert, man verliert es unter der Menge. Ich glaubte, daß ihr nach ihrer Denkart weder ich, noch meine Predigten gefallen konnten und gefielen; ja, da sie theils einmal

meinen Besuch nicht annahm, theils aus andern Ursachen, fing ich mich an zu ärgern, und — denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da sie im Anfange dieses Jahres Gelegenheit suchte, selbst an mich zu schreiben. Und einen Brief von solcher Denkart, Vernunft und gutem Herzen, und süßer Rede — wer war mehr erstaunt als ich! Ich konnte alles denken, was ihr der Schritt gekostet — und da ich nun so heillos meinen Irrthum sah, wer war verlegener als ich! Ich antwortete ihr gleich, sagte ihr alles Unnütze, wozu ich hier wäre und — Sie können nicht denken, wie ich sie den Abend darauf, zum Concert eingeladen, fand — so schüchtern, unruhig. Der Graf hielt mir darauf eine lange philosophisch moralische Predigt, und entweder weil ich nun hörsamer und faßlicher war, oder weil sie ihm davon gesagt oder den Brief gezeigt haben muß — kurz, er ist ganz anders! Ich habe sie darauf besucht. Sie hatte die Sternheim gelesen. Sie bat mich, ihr eine Predigt zu geben — mit welcher Art! Ihre Anmerkungen über die Sternheim, Spalding u. a. waren voll des feinsten Gefühls. Ich schickte ihr die Predigt mit Spalding's Bestimmung des Menschen, die sie noch nicht gelesen; und heute bekomme ich dies Buch zurück mit einem Brief voll Dank und himmlischen Herzens! — Ihr Bild hat gleichsam durchaus die Miene, daß sie für diese Welt zu gut ist: sie ist zart und schwächlich; seit ihrem Wochenbette liegt eine kleine Blässe auf ihrem Gesicht, wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höhern Welt eingeweiht ist. So kommt sie mir immer vor — sie wird nicht lange leben. Oft mit ihr zu sprechen, geht nicht an; es bleibt mir also nur übrig, von der Kanzel mit ihr zu reden. Einen solchen Engel zu finden, wo man's nicht sah, der vor einem stand, und es durfte gleichsam nur eine Wolke zerfließen! — Ich will ihr einige Stunden widmen, und etwas über die Unsterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl eines künftigen Lebens schon in dieser Welt, in Form einiger sokratischen Gespräche schreiben. Wenn sie es gelesen, soll's gleich zu Ihnen."

Die Förderung welche Herder's Geist und Gemüth durch den Umgang und durch den brieflichen Gedankenaustausch mit dieser

vortrefflichen Frau fand, waren tief und dauernd. Oft sagte er sich, daß sie wie ein Schutzgeist in sein Leben gekommen sei ihm Trost und Erhebung zu bieten, wenn er litt, Muth und Geduld zu geben, wenn ihn die Entmuthigung über das Zurückbleiben hinter seinen Bestrebungen und Planen und über die Enttäuschungen in seiner geistlichen Berufsthätigkeit beschlich. Indem er ihr den Trost und die Stütze des Glaubens bot, veranlaßte ihn ihr veredelnder Einfluß zur Einkehr in sich selbst und brachte manche köstliche Frucht in seinem Geiste zur Reife. Sie, die seine andächtige und vertrauensvolle Schülerin und Jüngerin wurde, ward ihm zugleich das Vorbild der Selbstvergessenheit, der Resignation, des Gottvertrauens, der wahren Tugend und Pflichttreue, des rastlosen Strebens nach Besserung und Vervollkommnung. Sie veredelte und verfeinerte in mancher Beziehung sein Urtheil durch die Mittheilung ihrer Gedanken über die Bücher, die er ihr zur Belehrung und Erbauung mittheilte. Aus ihren Briefen schöpfte er den Muth, in seiner Stellung auszuharren und den rechten Ruf zu einer andern Bestimmung abzuwarten. Sie bewirkte es, daß der Graf und Herder einander näher traten. Sie war ihrem Gemahl selbst erst nach dem Tode seines Freundes Abbt geistig näher gerückt und benutzte diese Annäherung, um die Differenz zwischen seinem Charakter und demjenigen Herder's mehr und mehr auszugleichen und eine Harmonie in ihre Beziehung zu bringen, deren Fehlen vordem das gegenseitige Verständniß erschwert hatte. Die ausgezeichnete Erziehung und Welterfahrung des Grafen, seine wissenschaftlichen und weltmännischen Fähigkeiten waren geeignet, Herder zu fesseln. Aber den Kitt, der ihn auch mit dem Gemüth an ihm hängen ließ, schuf erst der wohlthätige Einfluß der Gräfin, welche Liebe, Trost, Friede und Freundschaft selbst in reicher Fülle bot und auch in andern Herzen weckte. Beide Männer erschienen einander fortan in einem andern Lichte. Auch die düstern Stimmungen, die in Herder's innerster Seele oft wieder aufstiegen, wußte sie zu zerstreuen und zu erhellen durch die bezwingende innere Liebenswürdigkeit ihres Wesens, gleichwie die Sonne vergoldet „was ihr Hauch berührt".

Hoffnungsvoller, muthiger, zielbewußter, schaffensfreudiger wurde er durch ihren Einfluß. Mehr als seine Braut, von der so lange getrennt zu sein ihn oft schmerzte und entmuthigte, vermochte sie es, auf seine geistige Entwickelung in dieser Periode zu wirken. Zu den schönsten Predigten, zu theologischen und biblischen Studien und Untersuchungen hat sie ihn durch Fragen, Zweifel und Vorstellungen viefach angeregt. Seine theologischen und biblisch-historischen Schriften sind großentheils in der bückeburger Periode entstanden. Auch an poetischer Production fehlte es nicht. Mehrere geistliche Cantaten verfaßte Herder aus Veranlassung der musikalischen Aufführungen beim Grafen. Sein „Brutus" und sein „Philoktet" sind hier entstanden. Als die Gräfin ihren heißgeliebten Zwillingsbruder durch den Tod verlor, schrieb er für sie eine Cantate, die „Auferweckung des Lazarus", welche gleich einigen andern in Musik gesetzt und aufgeführt wurde. Mit dem Aufgebot seiner ermuthigenden Beredsamkeit tröstete er die Gräfin nach dem Verlust ihres Bruders, der die Wonne ihres Lebens von der glücklichsten Zeit der Kindheit an gewesen war. Je mehr sie selbst durch diesen unvergeßlichen Verlust und ihre Krankheit litt, desto mehr that sie, um die Leiden anderer zu lindern und zu heben. Innig dankte sie Herder für seine Bereitwilligkeit, ihren Pagen, einen jungen Herrn von Zeschau, der ihr von den Aeltern anvertraut war, zu unterrichten. Der Graf rief, als er den von Herder entworfenen Unterrichtsplan ansah, aus: „So ist wol noch kein König unterrichtet worden!"

Nicht allein durch Sanftmuth und Geduld, sondern auch durch die Einfachheit der Lebensweise, durch ihre Bedürfnißlosigkeit und Selbstvergessenheit stellte sich die Gräfin Herder als ein Vorbild weiblicher Tugend dar. Nicht genug kann er sie und den Grafen um dieser Tugenden willen in den Briefen an seine Braut rühmen, nicht oft genug wünschen, daß es ihr bald vergönnt sein möge, mit ihm die Freundschaft dieser edeln Menschen zu theilen. Auch dieser Wunsch sollte endlich erfüllt werden. Die ökonomische Lage Herder's hatte sich in dem stillen Bückeburg bald gebessert. Am 2. Mai 1773 konnte er seine Hochzeit in Darmstadt feiern. Das

war die abschließende Antwort auf die Vorstellungen und Rathschläge seiner Braut, sie zu vergessen, da sie „weder Vermögen noch andere Vorzüge besitze, ihn so glücklich zu machen, wie er's verdiene". Seine Frau nennt noch in späten Tagen die Zeit, die sie in Bückeburg im Anfang ihrer Ehe verlebte, die „paradiesischen Jahre" ihres häuslichen Glücks und „die goldene Zeit" ihrer Ehe. „Mit etwas Schulden" fingen sie ihren Hausstand an und „vertrauten fröhlich auf Gott". An Frau von Bescheffer in Bückeburg fanden sie eine „zweite Mutter" und theilnehmende Freundin, die ihnen mit Rath und That die zartesten Proben ihrer Freundschaft gab. Ueberaus gütig und herzlich wurde das junge Ehepaar vom Grafen und von der Gräfin empfangen, welche der jungen Frau auch in der Folge die schönsten Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Theilnahme zukommen ließ. „Zärtlich" nennt Herder's Frau ihre Aufnahme von seiten der Gräfin und die Beziehung zu derselben. „Es war ein heiliges Verhältniß — Worte drücken es nicht aus." Auch für Herder begann mit seiner Vermählung eine „ganz veränderte Existenz". Ruhe, Regelmäßigkeit, inneres Behagen, die er vorher nicht gekannt, kamen in sein Leben. Der musterhafte Ehemann und Vater erwarb sich das allgemeine Vertrauen und die Sympathie der Bürgerschaft, welche dem vereinsamten Gelehrten und Prediger versagt blieben. Die Vereinigung mit der Auserwählten seines Herzens, die ersehnte Harmonie eines friedlichen, innigen Familienlebens gaben seiner Seele die vermißte Ruhe, seinem Geiste die ganze Kraft und Schaffensfreudigkeit wieder, deren Verlust er in den Tagen der Vereinsamung oft, wenngleich nicht immer mit Recht, beklagt hatte. Frohen Muthes und mit frischen Kräften ging er an die Ausführung seiner Lieblingsplane, an die Ausarbeitung seiner Entwürfe, für die er sich in der keineswegs fruchtlos verstrichenen Zeit der Einsamkeit und Muße durch Lektüre, durch Nachdenken und Dispositionen vorbereitet hatte. So ging ihm mit dem neuen Frühling seines Daseins ein neuer Frühling für sein geistiges Schaffen auf, dessen Blüten nicht die letzten im Kranze seiner Werke von bleibendem Verdienst und Interesse sind.

Schon in Riga war der Plan der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" entstanden und im ersten Entwurf ausgeführt worden. Im Herbst 1773 wurde dieser Entwurf völlig umgearbeitet und das Werk „in Einem Guß und Athem" niedergeschrieben. Der erste Theil erschien zu Ostern 1774, der zweite 1776. Eine Reihe von schönen Tagen zeitigte diese Frucht. Oft war Herder schon früh morgens um 4 Uhr an der Arbeit. Das Gedeihen derselben versetzte ihn in die schönste Stimmung. Er gönnte sich keine Rast, bis das Werk fertig vor ihm lag. Manche Bitterkeit mischte sich freilich auch hierbei in den Eifer seines Schaffens. Der Widerwille gegen die neuere Exegese, welche ihm die Erhabenheit der Bibel herabzuwürdigen schien, trug manches zu der gereizten Stimmung bei, die aus manchen Sätzen der Arbeit spricht. Schon damals unterhandelte er mit seinem Freunde Heyne hinsichtlich seiner Berufung an die göttinger Universität. Der Geist, der die dortigen Theologen beseelte, scheint ihm manches harte Wort gegen die Orthodoxen und die Anhänger einer geisttödtenden Exegese in die Feder dictirt zu haben, das ihm in der Folge vielfache Anfechtungen und Angriffe eintrug. Da von Hannover der Wunsch ausgegangen war, durch eine Schrift über seine theologischen Meinungen unterrichtet zu sein, schrieb er die „Provinzialblätter an Prediger", die 1774 erschienen und über deren geharnischte Polemik er selbst, als er die Schrift gedruckt sah, erschrak, um so mehr, als er den angesehenen Spalding durch dieselbe reizte und beleidigte und sich so im theologischen Heerlager erbitterte Gegner zuzog. Seine gute Absicht war, gegen die „neuen Herabwürdiger des geistlichen Lehramtes" zu schreiben; aber die sachliche Polemik riß ihn auch hier fort und ließ ihn manche persönliche Rücksichten und Formen vergessen. Diese Härten glaubte er durch Briefe voll Versicherungen seiner Hochachtung gut zu machen, welche die angegriffenen Persönlichkeiten nur noch mehr gegen ihn reizten und erbitterten. So ging es ihm mit Spalding. Aus den bittern Erfahrungen, die ihm diese Misgriffe eintrugen, läßt sich seine spätere Scheu vor dem Briefschreiben erklären. Er suchte und fand für diese un-

angenehmen Zwischenfälle reichlichen Trost im freundschaftlichen Verkehr mit dem gräflichen Hause und einigen intimen Freunden, im häuslichen Leben und im wachsenden Vertrauen seiner Gemeinde. Seine Predigten über das Leben Jesu machten selbst bei den Bauern den tiefsten Eindruck, die meilenweit herkamen, ihn zu hören. In dieser Zeit entstand auch die kleine Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte, Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts" (1774), aus deren neuer Bearbeitung um zehn Jahre später die „Ideen", Herder's Hauptwerk, hervorgingen. Gegen Iselin wendet sich zunächst in ihrem polemischen Theile die Abhandlung, welche bereits die Grundlinien des spätern Werks erkennen läßt. Schon damals wollte er die Volkslieder herausgeben, an welchen er sich in „glücklichen Tagen und Stunden" mit seiner Frau ergötzte. Die Entdeckung des „Zendavesta" war ihm eine freudig begrüßte Förderung seiner Bestrebungen um die historische Begründung und Erklärung der alttestamentarischen Bücher und veranlaßte auch 1775 die Abfassung der „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle", in welchen er in der hitzigen Polemik gegen die Ansichten und Auslegungen, welche damals gleichsam in der Luft lagen, so weit geht, für den Wunderglauben der Apostel und die historische Wahrheit des Wunders selbst einzutreten. „Das alles ist Betrügerei und der gröbste Aberglaube, oder Wahrheit; ich sehe kein Drittes." — Zu gleicher Zeit erschienen auch die „Briefe zweier Brüder Jesu". Bald darauf erhielt er zum zweiten mal den Preis der berliner Akademie für die Schrift „Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmackes bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet". Diese wiederholten Auszeichnungen, die Berufungen und Anträge, die er von verschiedenen Seiten in diesen Jahren seines bückeburger Aufenthaltes erhielt, seine eifrige und erfolgreiche literarische und wissenschaftliche Thätigkeit, bei gewissenhafter Erfüllung seiner Amtspflichten, trugen viel dazu bei, ihn in Bückeburg dem Grafen und seiner Gemeinde unentbehrlich zu machen. Für die Gräfin blieb er die Stütze und der Trost ihrer gläubigen Seele bis zu ihrer letzten Stunde,

die nur zu früh schlug. Die Rücksicht für die Gräfin mag ihn auch am längsten in Bückeburg gehalten und gegen manche schmeichelhafte Anerbietungen unempfindlich gemacht haben. Durch die wärmsten Beweise des Wohlwollens und die Erweiterung seines Wirkungskreises suchte ihm der Graf seine Anhänglichkeit zu vergelten.

Den herzlichsten Antheil bekundete die gräfliche Familie, als Herder im August 1774 durch die Geburt seines ersten Sohnes erfreut wurde. „Nicht ohne Thränen" beglückwünschte die Gräfin die hocherfreuten Aeltern, da sie kurz zuvor ihre einzige Tochter, die während Herder's Anwesenheit in Bückeburg geboren war, verloren hatte. Schon im nächsten Frühjahr erhielt Herder nach dem Ableben des alten Superintendenten die Superintendentur. Dies trug zur Vergrößerung seines Wirkungskreises wie seines äußern Ansehens und zur Besserung seiner materiellen Verhältnisse bei, wenn er auch schon vorher manche einschlägige Geschäfte geführt hatte. In dieser Stellung erhielt er neuerdings Vocationen nach verschiedenen Richtungen. Schon viel früher war ihm eine Professur und Predigerstelle in Gießen und die Hofpredigerstelle in Eutin angetragen worden; die Unterhandlungen wegen einer Professur in Göttingen dauerten noch im Jahre 1775 fort. Die Annahme, Herder bestrebe sich, seine Stellung in Bückeburg und die Freundschaft der regierenden Familie je eher je lieber mit einer vortheilhaften Stelle zu vertauschen, verstimmte den Grafen. Seine Verstimmung wuchs, als Herder auf Wunsch des eutiner Hofs eine Reise zum Prinzen unternahm, in deren Motive der Graf nicht eingeweiht werden sollte, und sie steigerte sich noch mehr, als Herder sich weigerte, einen vom Grafen begünstigten und bereits ernannten Prediger zu ordiniren, weil er im Rufe der Simonie stand. Herder trat dem Grafen mit der Berufung auf die Pflichten seines geistlichen Amtes und Gewissens entgegen und motivirte die Berechtigung seines Protestes schriftlich. Obgleich durch den Widerspruch verletzt und von andern Rathgebern übel berathen, nahm der Graf schließlich seinen Befehl in großer Verstimmung zurück. Es bedurfte aber der zartsinnigen und gegenseitig beschwichtigenden Ver-

17*

mittlung der Gräfin, um die eingetretene Entfremdung und Misstimmung wieder gut zu machen. In dieselbe Zeit fiel ein neuerlicher Ruf an Herder, als vierter Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Göttingen zu kommen. Die angebotenen Bedingungen waren günstig, aber der Vorschlag des Ministeriums wurde vom König von England dahin erledigt: „daß, da Herder noch keine akademische Lehrerstelle bekleidet, er zuvörderst den Gradum Doctoris Theologiae annehmen, mithin entweder dabei, oder doch als zu bestallender Universitätsprediger sich einem Examen oder Colloquio bei der theologischen Facultät in Göttingen zu unterwerfen habe.“ Kein Wunder, daß Herder diese im schroffen Gegensatz zu den erhaltenen Auszeichnungen stehende und einigermaßen demüthigende Bedingung einzugehen wenig Neigung hatte. Gleichwol bestimmten ihn die Misstimmung gegen den Grafen und die freundschaftlichen Vorstellungen der ihm befreundeten göttinger Professoren, welche ihn in ihren Kreis aufzunehmen wünschten, wie auch des Leibarztes Zimmermann und des Geheimraths von Brenner, die misliebige Bedingung zu erfüllen, um das von boshaften Gegnern und zünftigen Theologen ausgesprengte Gerücht, „er habe sich als Belletrist vor dem theologischen Examen gefürchtet und es abgelehnt“, zu widerlegen. So wollte er sich eben zu dem „schweren Gang nach Göttingen“ entschließen, als ihm, wie öfters in seinem Leben, die Befreiung von allen Zweifeln und Kämpfen „wie von oben“ kam.

Im December 1775 fragte ihn Goethe brieflich: „ob er die Stelle als Generalsuperintendent in Weimar annehmen wolle?“ Wieder schien es ihm, als greife eine höhere Macht in sein Leben ein und dränge ihn ohne Wahl zur Entscheidung. Ohne Zaudern ergriff er die Freundeshand und nahm den Antrag an. Nicht ohne Schwierigkeiten sollte er auch dieses Ziel erreichen. Im Stadtrath und in der Bürgerschaft erhoben sich Stimmen gegen den Fremdling: „der neue Generalsuperintendent sei kein Geistlicher, könne nicht predigen, glaube nicht an Christum“ u. dgl. m. Man forderte eine Vorstellung und Probepredigt, um ihn kennen zu lernen. Vom Mtirz bis Juni 1776 dauerten die Verhandlungen, die endlich,

sei es durch die freundschaftliche Thätigkeit Goethe's und den Wunsch des Hofs oder durch die bessere Einsicht des Stadtrathes, den günstigsten Abschluß fanden, indem bestimmt wurde: daß Herder ohne weiteres zu Michaelis sein Amt antreten solle. Der Abschluß der Verhandlungen ward Herder sehr erleichtert durch ein tief betrübendes Ereigniß, den Tod der Gräfin. Sie starb am 16. Juni 1776, an ihrem Geburtstag, in ihrem Landhaus zum Baum. Sie sollte den Schmerz nicht erleben, den Freund und Tröster ihrer Seele in den letzten Tagen ihres Lebens und Leidens zu verlieren. Sanftmüthig, gottergeben, geduldig wie im Leben war sie im Sterben. Ihrem Gemahl verbarg sie ihr Leiden so gut sie konnte. Er ahnte die Nähe der Gefahr nicht. Kurze Zeit vor ihrem Tode schrieb sie an Herder. Bald darauf hielt er an ihrem Grabe das letzte Gebet. Mit ihr war der Genius heimgegangen, der ihn mehr als alles andere in Bückeburg ausharren ließ. Längst versöhnt und im Schmerz um die Hingeschiedene verbunden, nahmen Herder und der Graf an ihrem Grabe Abschied voneinander. Jenen rief seine Mission in einen neuen Wirkungskreis, der seinen Bestrebungen die lange vermißte Förderung gewähren sollte. Tief gebeugt entließ ihn der Graf. Einsam, ohne Freundin, ohne Freund, verzehrte er sich im Schmerz und Trauer, um schon nach Jahresfrist seiner Gemahlin zu folgen „in die Welt des Lichts, an die er glaubte".

Von den Freunden, mit denen Herder in der bückeburger Periode verkehrt oder mit welchen er im Briefwechsel stand, sind außer Hamann, Hartknoch, Lavater, noch insbesondere Goethe, Merk, Jung-Stilling, Zimmermann, Lessing, Moser, Mendelssohn, Nicolai u. m. a. zu nennen. Ein inniges Freundschaftsverhältniß mit Gleim hat sich in der Zeit des bückeburger Aufenthalts entwickelt, nachdem Herder denselben im Sommer 1774 persönlich kennen gelernt hatte. Mit Rath und That stand ihm Gleim zur Seite, wo er konnte. Oefter weilte Herder in Halberstadt bei Gleim zu mehrtägigem Besuch. Die treueste Freundschaft verband die beiden Familien zeitlebens. Die lebenslängliche Freundschaft von Herder und Goethe schildern,

hieße ein großes Stück von der Lebensgeschichte der beiden Männer schreiben. Das Zusammenleben in Weimar sollte die früh geknüpften Bande der Freundschaft festigen und beiden zu mannichfacher geistiger Förderung und Anregung gereichen.

Mit großen Erwartungen sah man hier in allen Kreisen der Ankunft Herder's entgegen. Er konnte mit dem Empfang, den man ihm bereitete, zufrieden sein. In der huldvollsten Weise wurde er vom Herzog und den beiden Herzoginnen, zumal von der Herzogin-Mutter Amalie aufgenommen. Goethe zeigte und bewährte sich als treuer Freund. Bei der Einführung ins Oberconsistorium wurde er beeidet. Bei diesem Anlaß las der Präsident ein Rescript vor, nach welchem den Personen erster Klasse, welche den bedeutendsten Theil seiner Gemeinde bildeten, gestattet ward, sich ihren Beichtvater frei zu wählen. Daraufhin schrieb Herder an den Herzog und an Goethe: „daß er unter dieser Kränkung, indem man ihm seine Gemeinde nehme, sein Amt nicht antreten werde.“ Nach vergeblichen Versuchen, ihn umzustimmen, kam die herzogliche Resolution: „daß seine Gemeinde bei ihm als ihrem Beichtvater verbleibe.“ Unter dem Eindruck dieser ersten Mishelligkeit hielt er seine Antrittspredigt, die auf die Zuhörer den größten Eindruck machte, um so mehr, als man das Gerücht ausgesprengt hatte, er könne nicht predigen. Rasch erwarb er sich auch hier die Achtung und Sympathie der gutgesinnten und gebildeten Kreise. Dennoch fehlte es nicht an Neidern, Widersachern und Gesinnungsgegnern, welche den festen Boden der Achtung, auf dem er stand, zu untergraben oder durch die abenteuerlichsten Gerüchte sein Ansehen zu schmälern bemüht waren. Nicht der geringste Theil dieser Widersacher stand im theologischen Lager, wie denn überhaupt die Orthodoxen und pietistischen Fanatiker zeitlebens seine geschworenen Feinde waren. Noch zu Anfang des nächsten Jahres schreibt er an Hartknoch: „Ich bin hier allgemein beliebt und geehrt bei Hofe, Volk und Großen; der Beifall geht bis ins Ueberspannte. — Was Du von den Vorstellungen der Geistlichen schreibst, ist nur halb wahr; Vor-

stellungen sind's nie gewesen, aber dummes Geträsch unter dem Pöbel (das ja aber meinen Ruf hierher, den ich hatte, keinen Augenblick aufschieben konnte, wie leicht zu sehen), und das blos durch mein Hinstellen «Da bin ich!» vernichtiget und in Koth getreten ist. — Glaube solchen Geschwätz nicht, lieber H. oder wenigstens schreibe mir's nicht. Sie schwätzen jetzt genug von mir. Von meinen Predigten in Stiefel und Sporen, in galonnirten Kleidern ꝛc. Wer wird da nur eine Feder ansetzen, es zu schreiben und zu widerlegen! Ich lebe im Strudel meiner Geschäfte, einsamer und zurückgezogener als ich in Bückeburg nur gelebt habe; stehe in Doctor Luthers Priesterrock und Chorhemde, wo die andern stehen."

Trotz der peinlichsten Genauigkeit in Sachen der Pflichterfüllung hatte Herder im Lauf der ersten Jahre mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Amt war fünf Jahre vacant gewesen. Das Ansehen, der Geschäftsgang, die Einkünfte der Stelle hatten durch diese Vacanz große Einbuße erlitten. Es dauerte eine Weile, bis Herder durch die neue Ordnung seines Wirkungskreises und mehrfache Reclamationen die Stelle wieder zu Ehren und zu ihren Rechten brachte. In jener Zeit der schöngeistigen und freigeistigen Bildung wurde die moralische und wissenschaftliche Ausbildung der Jugend vielfach vernachlässigt. Man spöttelte oder betonte die Vortheile einer richtigen physischen Ausbildung, wo es Kirchen- und Schulsachen zu regeln galt. Im Consistorium hatte Herder anfangs alle Stimmen gegen sich, da man ihn für einen Freigeist und Schöngeist hielt und seinen Einfluß nicht wachsen lassen mochte. So mußte er selbst die besten Intentionen und praktischen Plane und Vorschläge zurückgewiesen sehen. Dazu kamen zahlreiche peinliche Amtsgeschäfte, wie die Revision der Kirchenrechnungen, welche ihn zwang, in Leid und Noth der Geistlichen und Lehrer Einblicke zu thun, ohne daß er die Macht hatte, zu helfen oder nur zu lindern.

Wie viel Herder in der ersten Zeit seiner Amtsthätigkeit durch den Widerspruch seiner eigensinnigen und unverständigen Collegen im Consistorium litt, wie sehr ihn das durch diese zünftige

Opposition bewirkte Scheitern seiner besten Plane im Interesse der Kirche und der Schule und zur Besserung der Nothlage des Geistlichen- und Lehrerstandes drückte, darüber gibt ein Epigramm aus jener Zeit Aufschluß:

An das Crucifix im Consistorium.

O du Heiliger, bleibt dir immer dein trauriges Schicksal,
Zwischen Schächern gehängt, sterbend am Kreuze zu sein?
Und zu deinen Füßen erscheint das Wort des Propheten,
Von der Ochsen und Farr'n feisten geselligen Schar.
Heiliger! blick' auf mich, und sprich auch mir in die Seele:
Vater, vergib! denn die wissen ja nie, was sie thun.

Ein großer Trost war ihm in dieser Zeit der Enttäuschung und fruchtlosen Strebens der freundschaftliche Umgang vortrefflicher Männer und die geistige Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Literatur. Von seinen Berufsgenossen schlossen sich ihm in den ersten Jahren Weber und Günther mit aufrichtiger Hochachtung und Zuneigung an. Herzliche Freundschaft verband ihn und die Seinigen bald mit Wieland, der sich in Rath und That als wahrer Freund bewährte und in den anfänglichen materiellen Schwierigkeiten bereitwillig mit Darlehnen aushalf. Die beiden Männer zollten einander neidlose Anerkennung und Bewunderung, wenngleich ihre entgegengesetzten Richtungen und verschiedenartigen Ziele ein inniges Einverständniß der Geister nicht zu Stande kommen ließen. Enger schloß sich Herr von Knebel, dessen Gesinnungen und Grundsätze gleichartiger waren, an Herder an. Aufrichtige Freundschaft verband ihn auch mit dem Grafen von Görtz und dem nachmaligen Fürstprimas Karl von Dalberg. In lebenslänglicher Freundschaft blieb auch der originelle und hochgebildete Einsiedel Herdern verbunden, der halbe Nächte im Gespräch über wissenschaftliche und religiöse Fragen mit ihm verbrachte. Der rege Verkehr mit den geistigen Genossen und die literarischen Arbeiten wurden durch mehrfache Erkrankungen Herder's unterbrochen, der, bei einem vollblütigen Körper und sehr zarten Nerven, schwer zu behandeln war. Bei einem Badeaufenthalte

in Pyrmont lernte er den Prinzen August von Gotha kennen, der ihn dem Herzog von Gotha und der Familie von Frankenberg in Gotha vorstellte. Diese und der Prinz schenkten ihm ihre Freundschaft, die sich bei manchem Anlaß bewährte. In Weimar selbst war damals eine Zeit geistreicher und heiterer Geselligkeit. Goethe, Knebel und von Seckendorf veranstalteten dem herzoglichen Ehepaar und der Herzogin Amalie Concerte, Schauspiele, Vorlesungen und heitere Feste. Es war ein echter Musenhof, wie die Geschichte, trotz der Erscheinungen des perikleischen und des mediceischen Zeitalters, kein zweites Beispiel in dieser Art aufweist. Der Geist des größten deutschen Dichters beherrschte die Freude und gab den Festen ihre Weihe, und Freude regierte alle Geister, die sich zum frohen Genuß der Schönheit der Idee und des Lebens zueinander gesellt und als eine Garde von echten und rechten Rittern vom Geist um das kunstsinnige Fürstenpaar geschart hatten. Auch Herder gehört zu diesem Kreis, eine hehre Gestalt, welche den Ernst des Denkens und des Lebens mit der Heiterkeit der Kunst in sich vereinigte. Die ernstgesinnte junge Herzogin verehrte ihn und liebte seine Gesellschaft; sie ließ sich von ihm im Englischen und im Lateinischen unterrichten und lauschte gern seinen belehrenden Gesprächen. Mehr als alle andern aber zeichnete ihn die Herzogin Amalie aus, die ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm faßte und sein Wort und seinen Rath über alles schätzte. An Abenden, an welchen sie empfing, versammelte sich ein Kreis auserlesener Männer bei ihr, um Concerte und Vorlesungen zu veranstalten oder in geistreicher Unterhaltung über Politik, Kunst und Literatur Meinungen und Urtheile auszutauschen, an deren lebhafter Discussion sich die liebenswürdige fürstliche Hausfrau nicht selten mit Eifer betheiligte, wobei dann das von allen hochgeschätzte Urtheil Herder's oft den Ausschlag gab.

Eine der angenehmsten Erholungen für Herder und seine Freunde bildeten die Gesellschaften auf den Landsitzen der Fürstin. Diese versammelten sich in den ersten Jahren meist in Ettersburg, später in dem nähern Tieffurt. In geistreicher Unter-

haltung und in lebhaften Discussionen erging sich die auserlesene Gesellschaft in den schattigen Anlagen zu Tieffurt und in dem waldreichen Ettersburg, dessen liebliche Aussichtspunkte für Herder ein unerschöpflicher Quell der Erquickung waren. Heute noch zeigt man dort seine Lieblingsspaziergänge und Ruheplätze. Sein für Naturschönheit empfängliches Gemüth mußte im Anblick dieser reizenden Landschaftsbilder, unter den mächtigen Wipfeln altehrwürdiger Bäume, im frischen würzigen Duft der prächtigen Wälder mit dem überraschend schönen Farbenspiel des mannichfaltigen Laubwerks und der bunten Moose, in der tiefen Ruhe und Weltabgeschiedenheit der thüringischen Thäler Erquickung, Trost und Erhebung finden, wenn ihn Mismuth und Kummer über die Schwierigkeit der Verhältnisse und die Beschränktheit und Böswilligkeit der Menschen, mit denen er lange Zeit täglich zu kämpfen hatte, ins Freie hinaustrieb. Das aufrichtige Wohlwollen und die Theilnahme der herzoglichen Familie, die Anhänglichkeit und Opferwilligkeit seiner Freunde, die Erholung und Erhebung in der schönen Natur entschädigten ihn reichlich für die Widerwärtigkeiten der ersten Zeit und ließen ihn muthig ausharren und die bessere Zeit erwarten, die ihm beschieden war.

Gleichwol hätte er doch vielleicht in mancher trüben Stunde, wenn sich die unangenehmen Eindrücke häuften, den Muth sinken lassen und einen andern Wirkungskreis gesucht, wenn nicht die rege Thätigkeit seines Genius ihn noch mehr als alles andere festgehalten und über die großen und kleinen Widerwärtigkeiten seines Berufs im täglichen Leben erhoben hätte. Seiner Familie und einem auserlesenen Freundeskreis widmete er die wenigen Stunden der Muße. Der größere Theil der Zeit, den ihm die Amtsgeschäfte übrig ließen, gehörte den Musen. Diese gaben ihn ganz sich selbst wieder. In ihnen und durch sie fühlte er sich befreit von aller „Pein des engen Erdenlebens“. Wenn keine Macht mehr wirkte, fand er in ihnen Trost, Friede, Glück. Mit seltenem Eifer und regem Fleiß arbeitete er mehrere Entwürfe in dieser Zeit aus. Im Jahre 1778 erschienen bereits mehrere Arbeiten im Druck, so der erste Theil der Volks-

lieder, die Lieder der Liebe, die Schrift vom Erkennen und Empfinden und die längst vorbereitete und mehrfach bearbeitete „Plastik“. In demselben Jahre verlieh ihm die bairische Akademie den Preis für die Schrift „Von der Wirkung der Dichtkunst auf die Völker“. Im Jahre 1779 erschien der zweite Theil der Volkslieder und das „Buch von der Zukunft des Herrn“ (die Offenbarung Johannis). Im Jahre 1780 erhielt er zum dritten mal den Preis der berliner Akademie für die Schrift „Vom Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften“. Zugleich wurde ihm gerathen, sich, behufs Aufnahme in die Mitgliederzahl der Akademie, an den König zu wenden. Da er dies Ansinnen ablehnte, erhielt er, wenngleich erst 1787, das Diplom von seiten der Akademie zugeschickt. In derselben Zeit schrieb er die zwei Bände der „Briefe über das Studium der Theologie“. Die münchener Akademie verlieh ihm schon 1781 zum zweiten mal den Preis für seine Schrift „Ueber den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften“. Im Jahre 1782 erschien der erste, im folgenden Jahre der zweite Theil der Schrift „Vom Geist der ebräischen Poesie“. Schon 1784 erschien der erste Theil der „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Im Laufe der nächsten Jahre gab er drei Sammlungen seiner „Zerstreuten Blätter“ und die „Gespräche über Gott“ heraus.

In dieser ungemein productiven Periode fehlte es auch nicht an mannichfachen Auszeichnungen. Auch kamen neue literarische und freundschaftliche Beziehungen in dieser Zeit zu Stande. So lernte Herder anläßlich eines Besuchs bei Claudius seinen hochverehrten Klopstock kennen, bald darauf auch Jerusalem. In dieser Zeit begann auch der Briefwechsel mit Friedrich Heinrich Jacobi. So schlossen sich ihm fast alle bedeutenden Geister freundschaftlich an. Aber auch in weitern Kreisen wandten sich ihm die Sympathien immer mehr zu. So erhielt Herder von unbekannter Freundeshand, zum Beweise der treuen Sympathie und Verehrung, ein sehr namhaftes Geldgeschenk von 2000 Gulden, für das er dem unbekannten Geber um so inniger danken mußte, als er infolge seiner Einrichtung und seiner Krankheiten mehrfach Darlehne hatte aufnehmen müssen.

So bewahrte ihn eine glückliche Fügung vor den traurigen Folgen eines ungeordneten Hausstandes und mislicher Geldverhältnisse.

Bald nach dem Empfang dieses Geschenks, das, nach Herder's Frau „wie von Gott selbst“ kam, erhielt Herder vom Herzog eine jährliche Zulage von 300 Reichsthalern zugesichert. Noch mehr als diese Verbesserung seiner materiellen Lage mag ihn der Antrag des Freiherrn Friedrich von Dalberg erfreut haben, der ihn einlud, ihn auf seiner Reise nach Italien zu begleiten. Der Herzog gab ihm gern den Urlaub für diese Reise, deren Herder zur Erholung und Erheiterung um so mehr bedurfte, als ihn der Tod seines frühverstorbenen Sohnes Alfred sehr betrübt hatte. Bald nach Goethe's Rückkehr aus Italien reiste Herder, im August 1788 ab. Der nach zweijährigem Aufenthalt in Italien zurückkehrende Freund vermochte ihm noch manche großartige Schilderung, manche belehrenden Aufschlüsse und Winke mit auf den Weg geben.

In den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ und in der „Adrastea“ sind viele von den Eindrücken mitgetheilt, die er von den Kunstwerken und andern Ueberlieferungen des classischen Alterthums auf italienischer Erde empfangen hatte. In den Briefen an seine Familie sind zahlreiche Bemerkungen und werthvolle Urtheile über Land und Leute mitgetheilt. Nicht lange sollte er sich der Gesellschaft Dalberg's in Italien erfreuen. „Ein launichtes Weib verdarb alles“, berichtet Herder's Gemahlin. Dennoch wurde Herder, auch nachdem sich die Gesellschaft getrennt hatte, von Dalberg in Italien großmüthig unterstützt. Nach seinen eigenen Berichten und den Aussagen seiner Freunde war er nie so heiter, gesund und voll Lebensfreude wie zur Zeit seines italienischen Aufenthaltes. Seine Briefe athmen eine Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen Gott und die Welt, freudige Gefühle, denen Herder nur in den seltensten Fällen Ausdruck lieh. Die Herzogin Amalie nahm ihn in ihre Gesellschaft auf und war bemüht, ihm seinen Aufenthalt in jeder Hinsicht zu erleichtern und angenehm zu gestalten. In Italien lernte sie ihn im täglichen Umgang näher

kennen, schätzen und lieben, und schenkte ihm von da an ihr ganzes Vertrauen und Wohlwollen und eine thatkräftige Freundschaft, die sie ihm bis in den Tod bewahrte. Die Heiterkeit, welche in dieser schönsten und sorgenfreiesten Zeit seines Lebens Herder's ernstes und würdiges Wesen verklärte, eroberte ihm alle Herzen, die ihm das auszeichnende Wohlwollen der Herzogin nicht misgönnten. Die glücklichste Zeit verlebte er in Neapel. „Ich bin glücklich in Neapel!" beginnt einer seiner Briefe an seine Frau. „Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu sehen und zu athmen. Wir wohnen am Meer mit der schönsten Aussicht, die ich Dir mündlich beschreiben will. — O wenn Du mit den lieben Kindern hier wärst! Hier wünsche ich Dich, nicht in Rom; hier ist Gesundheit, Ruhe und Leben, die schönste Welt. Ich glaube es den Neapolitanern, daß, wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ins himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsieht. Auch sehe ich oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche sein konnte. Schade, daß dieser Aufenthalt doch endlich nicht lange für mich sein kann, und daß ich ihn nicht ganz werde genießen können, wie ich ihn wünschte. Doch man muß nehmen, was da ist. O, wenn ich euch in Neapel hätte! O wenn wir hier unser bischen Leben ausleben könnten, wie wir wollten! Es ist unsaglich und unaussprechlich. Du, Griechin, solltest hier leben." (6. Januar 1789.) Es spricht ein kecker, zuweilen übermüthiger Humor aus manchen seiner Briefe aus Neapel, ein Humor, dessen Quelle die warme Begeisterung für die Schönheit des Landes und die großartigen Erinnerungen ist, die an dem Boden haften. „Ich bin gerade in dieser Seeluft, wie ich war, als ich die Meere durchstrich, und hoffe, blos durch Neapel gesund und gestärkt zurückzukehren. Hier ist's nicht möglich, daß jemand ein Wölkchen auf die Stirn kommen oder lange darauf verweilen sollte; man gibt's der Luft und den Winden. Und wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischof machte, und der Papst mir erlaubte, Dich und die Meinigen zu behalten, so kämst Du mit den sechs Kindern nach, oder vielmehr, ich holte

Dich ab und wir wollten hier leben. Rom ist eine Mördergrube gegen diesen Ort, und ich sehe jetzt gar wohl, warum es mir da nie recht wohl ward. Ich wollte, daß alle Gegenstände des Studiums hier wären!" „Himmel und Hölle, Elysium und der Tartarus ist hier erfunden, Homer und Virgil haben das Einzige, Ewige ihrer Gedichte aus Einer Gegend genommen, die vor meinen Augen ist, rechter Hand vor meinem Fenster. Auch für meine Philosophie der Geschichte habe ich hier in acht Tagen mehr erwischt, als in Rom in 3½ Monaten." (12. Januar.) Wunderbar wohlthätig wirkte Neapel in jeder Hinsicht auf Herder's Geist und Gemüth, wie auf seine Gesundheit. „Ich könnte hier wiedergeboren werden, wenn ich nicht so alt wäre und jemand um mich hätte, mit dem ich von Herz und Seele lebte."

Rom wirkte beim zweiten Aufenthalte viel besser auf ihn als beim ersten, wo zum Theil die Gesellschaft an seiner Verstimmung Schuld trug. Gleichwol schreibt er auch diesmal: „Rom ist ein todtes Meer, und die Blasen, die darauf emporsteigen, um bald zu zerknallen, sind für mich nicht erfreulich. Auch die Zeit wird vorübergehen, und ich brauche sie so gut ich kann." Seine „einzige Trösterin in Rom" war Angelika Kaufmann, mit welcher er die herzlichste Freundschaft schloß. Je mehr er sie kennen lernte, desto mehr gewann er dies „jungfräuliche Kunstwesen" lieb. Er nennt sie „eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens", und schreibt über sie: „Sie hat mich auch recht gern, und die Stunden, die ich bei ihr zubringe, sind mir ohne Vergleich die liebsten, die ich hier genossen habe; es sind aber nur wenige, weil sie äußerst fleißig ist, und ich mag sie in ihrer Arbeit nicht stören... Ihr Eindruck wird mir wohlthun auf mein ganzes Leben, denn er ist von allen Buhlereien, aller Eitelkeit und Falschheit entfernt; sie weiß nichts davon, und ist bei aller der demüthigen Engelsklarheit und Unschuld, von der alle ihre Arbeiten zeugen, vielleicht die cultivirteste Frau in Europa." Die Erinnerung dieser wahren „Perle der Freundschaft und

Unschuld" im Herzen verläßt er Rom. „Ich bin gesund, und habe, alles überlegt, in Rom sowol als in Neapel eine Aufnahme gefunden, deren sich wenige Fremde rühmen können. Ich habe gesehen, so viel und mehr als mir noth ist; daß meine Hoffnung in Ansehung der Bibliotheken nicht erreicht ist, hat nicht an mir gelegen." Eine Fülle der schönsten Eindrücke und mannichfache Förderung für seine Studien über alte Kunst und Geschichte empfing er in Florenz und in Venedig. In Ferrara begrüßte er Ariosto's Grab. „Das ist keine Parthenope wie Neapel (schreibt er über Venedig) mit sanften lockenden Armen, sondern ein Seeungeheuer mit zehntausend Händen, das in jedem Gliede lebt und auf Nutzen bedacht ist." — Auf der Rückreise berührte er Padua, Mailand, Innsbruck, München, und kam im Juli in Weimar an.

Schon während seines Aufenthalts in Rom hatte er einen Ruf nach Göttingen erhalten. Heyne stellte ihm „im Auftrage des Ministerii, unter höchster Genehmigung, den feierlichen Antrag zur Professio theologiae ordinaria und ersten Universitätspredigerstelle mit dem Charakter eines Consistorialraths, der in unsern Landen der höchste ist". Die vortheilhaftesten materiellen Bedingungen wurden ihm angeboten. „Hier haben Sie nichts als Achtung und Liebe zu erwarten, nirgends Anstoß!" schrieb ihm Heyne und betonte die „bessere Gelegenheit", die Herder für die akademische Ausbildung und „künftige Versorgung" seiner Söhne hätte. Herder lehnte den Ruf nicht ausdrücklich ab, sondern behielt sich eine spätere Entscheidung vor, da er auf der Reise und mit Rücksicht auf die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Herzog keine schleunige Entscheidung treffen konnte. Die Freunde und Freundinnen, seine zahlreichen Anhänger in Göttingen boten ihre ganze Beredsamkeit auf und schilderten ihm die sehr bedeutenden finanziellen, socialen und ideellen Vortheile der angebotenen Stellung, um ihn zur Annahme zu bewegen. Bei Herder's bekannter „Neigung für Göttingen" hätte es so vieler Zureden kaum bedurft. Die Freunde in Weimar bestimmten ihn ihrerseits durch freundschaftliches Zureden, vor seiner Heimkehr keinen Entschluß zu fassen. Manche suchten

ihn gegen Göttingen auf jede Weise einzunehmen. Das hätte ihn nicht irre machen können, da die „Stimme seines Genius" für Göttingen sprach. Aber die Bitten einiger Freunde und in erster Linie der Wunsch der regierenden Herzogin, sowie die vortheilhaften Anerbietungen des Herzogs zur Verbesserung seiner Lage, bewogen ihn schließlich nach schweren innern Kämpfen, den Ruf nach Göttingen, das lange Zeit ein Ziel seiner Wünsche gewesen war, auszuschlagen. Doch soll er dies bald bitter bereut haben, da man ihm von mehrern Seiten empfindliche Kränkungen bereitete und gehässige Misverständnisse in Umlauf brachte. Im Winter 1789 und 1790 erkrankte er öfter lebensgefährlich. Die Gemüthsaufregungen trugen zur Erschütterung seiner Gesundheit viel bei. Im Jahre 1791 schickte man ihn nach Karlsbad, wo er die Gräfin Baudissin kennen lernte. Auch nachdem er genesen war und sich wieder erholt hatte, fand er nicht die innere und äußere Ruhe, deren er zu seinem Glück und zum Gedeihen seiner literarischen Plane wie seiner humanitären und wissenschaftlichen Bestrebungen bedurft hätte. Es fehlte ihm vielmehr nie an Widersachern, Neidern und feindlich gesinnten orthodoxen Fanatikern, die ihm die Erfüllung seiner Berufspflicht erschwerten und verleumderische Gerüchte über ihn verbreiteten, wie: daß er die Ideen der französischen Blutmenschen vertheidige u. dgl. m.

Mit den zahlreichen Titeln, Aemtern und Würden mehrten sich auch die Amtsgeschäfte, wenn auch die materielle Belohnung und der reine Dank der Gemüther nicht immer im Einklang standen mit dem Aufgebot seiner physischen nnd geistigen Kräfte. In seinen Eigenschaften als Oberhofprediger, Generalsuperintendent, Oberpfarrer an der Stadtkirche, Oberconsistorialrath und Ephorus der Schulen hatte Herder die wichtigsten Functionen in Kirchen- und Schulangelegenheiten zu besorgen. Seit 1789 war er überdies Vicepräsident und seit 1801 Präsident des Oberconsistoriums. Mit großem Eifer nahm er sich der Schulen an. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen und Anregungen, welche meist am Starrsinn und der Beschränktheit seiner orthodoxen Gegner und Neider scheiterten, erhielt er von Goethe im

Namen des Herzogs den Auftrag, einen allgemeinen Plan zur Verbesserung der Schulen zu entwerfen. Darauf ging er zunächst an die Reform des Gymnasialwesens, über dessen Aufgaben, Ziele und Bedürfnisse er klarer dachte als die große Mehrzahl der modernen Gymnasialpädagogen. Er entwarf zunächst einen verbesserten Lectionsplan. Dann drang er auf Verbesserung der Lehrergehalte und bewirkte, daß die Einkünfte einer eingezogenen Garnisonspredigerstelle hierzu verwendet wurden. Auch bewirkte er, daß ältere Stiftungen neuerdings zur Belohnung fleißiger und begabter Schüler verwendet wurden. Er brachte mit großer Mühe die Fonds für eine Schulkasse und die Einrichtung eines Schulmeisterseminars zu Stande, das ihm besonders am Herzen lag. Mit einer kleinen, von der Landschaft bewilligten Summe führte er diesen Plan aus, wobei er darauf Bedacht nahm, daß die Schulmeister sich auch ökonomische Kenntnisse erwerben sollten. Auch für die finanzielle Verbesserung der Schulmeisterstellen auf dem Lande schuf er durch Einziehung einiger Landpredigerstellen einen Fonds. Ebenso traf er für die bessere Einrichtung der niedern Schulen, der Stadt-, Garnisons, Waisenhaus- und Armenschulen Vorsorge und veranlaßte die Gründung einer Industrieschule. Für den Unterricht in den Landschulen erließ er besondere Verordnungen. Er selbst gab ein A-b-c-Buch und einen Katechismus zu diesem Zweck heraus. Auch brachte er den Gedanken der Einrichtung von Schulbibliotheken in Anregung. Aus Anlaß der Creirung einer neuen Professorstelle am Gymnasium plaidirte er für einen gründlichern Unterricht in Sprachen, Philosophie und Geschichte. Mit gleichem Eifer wie der Reformen im Schulwesen, die von Anbeginn sein wichtigstes und liebstes Bestreben gewesen waren, nahm er sich der Kirchenangelegenheiten an. Er verfaßte ein neues Gesangbuch und eine verbesserte Liturgie. Bis an sein Lebensende trug er sich mit dem Gedanken, ein Predigerseminar zu errichten. Mit Energie führte er die nothwendigen Reformen im Matrikelwesen und in der Kirchenverwaltung durch. Mit großem Fleiß studirte er diejenigen Zweige der Jurisprudenz und insbesondere der Proceßordnung, deren Kenntniß für die

rechtsgültigen Entscheidungen des Consistoriums nöthig war. So ging er noch in ältern Jahren mit dem besten Beispiel allen Jüngeren als ein Muster in strenger Pflichterfüllung voran.

Die zahlreichen Berufsgeschäfte verhinderten ihn nicht an einer ungewöhnlich regen literarischen Thätigkeit. Seine geistige Productivität in diesen Jahren, bei einer stetigen Ueberbürdung mit Berufsgeschäften, ist nahezu beispiellos. In den Jahren 1791 und 1792 gab er die zweite Ausgabe der ersten Sammlung und die vierte Sammlung der „Zerstreuten Blätter" heraus. Einen großen Theil der Arbeit vollendete er im Krankenbette. Im Jahre 1793 erschien der fünfte und erst 1797 die sechste Sammlung. Im Jahre 1793 erschienen die Abhandlungen „Ueber Auferstehung" und „Ueber die Gabe der Sprachen", 1794 der vierte Theil der „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit". Im Zeitraume von 1793—97 erschienen, außer mehrern kleinern Schriften und Sammlungen und der „Terpsichore", die zehn Sammlungen der „Briefe zur Beförderung der Humanität". Im Jahre 1799 wurde die „Metakritik", 1800 die „Kalligone" veröffentlicht. Inzwischen erschienen mehrere seiner Schriften, wie die „Gespräche von Gott" und die „Zerstreuten Blätter", schon in zweiter Auflage. In den letzten Jahren seines Lebens, 1801—3, beschäftigte ihn die Ausarbeitung und Herausgabe der „Adrastea". Von Zeitschriften, an denen er sich in den letztern Jahren auf Bitten der Herausgeber betheiligt hat, sind zu nennen: die „Horen", die „Neue deutsche Monatsschrift", die Schiller'schen, die Vieweg'schen und Willmann'schen „Musenalmanache". Vorher hatte er meist in gelehrte Fachzeitungen geschrieben.

Den Arbeiten und Ergebnissen auf den Gebieten der Naturforschung folgte er mit dem größten Interesse. Von Werner ließ er sich dessen geognostisches System ausführlich erklären. Die Untersuchungen in Betreff des Galvanismus fesselten seine Aufmerksamkeit. Am meisten suchte er sich über die Ergebnisse der anthropologischen Forschungen Aufklärung zu verschaffen. Die Nachforschungen über die Organisation des Menschen beschäftigten ihn unablässig und beeinflußten seine Philosophie der

Geschichte im höchsten Grade. Das Interesse, das er an Gall's System nahm, mag mehr in der abnormen Systematik desselben als im Glauben an den realen Wahrheitsgehalt seiner Hypothesen seinen Grund gehabt haben. Wie die Pädagogik im praktischen Leben, so waren die Naturwissenschaften im wissenschaftlichen Streben und Arbeiten Herder's Lieblingsbeschäftigung. Sehr glaubwürdig ist die überlieferte Aeußerung: „Wenn ich mein eigener Herr wäre, ich würde mich wo einschließen und eine Zeit lang ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigen." Die Einflüsse dieser naturwissenschaftlichen Studien, welche Herder betrieb, soweit ihm die Arbeiten des Berufs und die Ausarbeitung älterer Entwürfe dazu Zeit lassen mochten, sind in seinen spätern Schriften unverkennbar. Nirgends aber treten dieselben (der Natur der Dinge nach) deutlicher und bestimmter hervor als im ersten Theil der „Ideen". Diese Studien, welchen er die reichste Förderung für sein Hauptwerk verdankte, mußte er um so mehr lieb gewinnen, als er fast auf allen andern Gebieten außer Stande war, Polemik und erbitterte Fehden zu vermeiden. Nirgends aber gewinnen diese mehr Macht über ihn als in den theologischen Schriften. So hat ihm noch eine Auseinandersetzung mit Jacobi über Spinoza, in den „Gesprächen über Gott", die heftigsten Angriffe und argen Verdruß eingetragen. In dieser Zeit mannichfacher Anfechtungen und Kränkungen fand er Trost und Erholung in Balde, dessen Oden er mit seltenem Genuß und echter Begeisterung übertrug. Die Sammlung dieser Oden hat im Publikum nicht den Erfolg gehabt, den er erwarten mochte. Zu Ende des Jahrhunderts ersuchte ihn Hartknoch, die Redaction einer Monatsschrift zu übernehmen, die Aurora heißen und Jean Paul Richter und Einsiedel zu Mitarbeitern haben sollte. Die Nachricht drang rasch ins Publikum; von allen Seiten liefen Anerbietungen von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ein. Daraufhin erklärte Herder, nicht zum Redacteur geschaffen zu sein und trat, noch ehe eine Zeile geschrieben war, zurück. In dieser Zeit begann er die „Persepolitanischen Briefe" und für Hartknoch eine „Uebersicht des Merkwürdigsten des ver-

gangenen Jahrhunderts“ zu schreiben. Mit dem Gedanken der Fortsetzung der Schrift über die „Hebräische Poesie“ und der Umarbeitung der „Aeltesten Urkunde“ trug er sich noch in seiner letzten Krankheit. Auch an eine Bibelübersetzung dachte er, so auch an die Uebersetzung von Ossian, Horaz und Pindar. Bruchstücke dieser Uebersetzungen fanden sich in seinem Nachlaß. Der Lieblingsgedanke, eine Geschichte der Poesie zu schreiben, begleitete ihn von den Zeiten jugendlichen Schaffens bis in die letzte Zeit seines Lebens. Eine früh gefaßte Vorliebe für die Meisterwerke der spanischen Literatur veranlaßte ihn im Winter 1802—3 den „Cid“ zu übersetzen, in dessen Geist er sich so sehr hineingelebt hatte, daß ein beträchtlicher Theil der Romanzen nach der poetischen Durchführung als sein geistiges Eigenthum erscheint. Mit ganzer Seele war er bei dieser Arbeit. In schweren Tagen der Heimsuchung und Trübsal war sie ihm Trost und Erholung. In demselben Winter schrieb er „Admetus Haus“, dessen Abschluß erst im Frühling erfolgte.

Von mancher Seite mag ihm, zumal im Hinblick auf seine häufigen Erkrankungen, in den letzten Jahren vorgehalten worden sein, daß er zu viel unternehme und seine Kräfte aufreibe. Ihm aber war diese beispiellos rege Thätigkeit so sehr Bedürfniß, daß er immer darüber klagte: daß er zu wenig gethan habe und durch Berufspflichten, durch Gesellschaft und durch Krankheit an einer ausgedehntern Thätigkeit verhindert worden sei. Nach völliger Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit soll er sich oft genug in den letzten Jahren gesehnt haben. Von dem Wunsche beseelt, nur seinen Arbeiten und der vollbringenden Thätigkeit seiner in großen Entwürfen schaffenden Seele zu leben, soll er sich geäußert haben: „Mir könnte man keinen größern Dienst erweisen, als mich einige Jahre auf eine Festung zu setzen, mit der Erlaubniß, arbeiten zu dürfen und die nöthigen Bücher zu haben. Ach ich bin des Treibens unter den Menschen so satt!“ Früher als er ahnte sollte er diesem Treiben entrückt werden. —

Zu den wichtigsten Ereignissen in seiner literarisch-wissenschaftlichen Thätigkeit gehört die Herausgabe der „Metakritik“

und der „Kalligone“, die an der Wende des Jahrhunderts erschienen, zu einer Zeit, wo der Enthusiasmus für den Kant'schen Kriticismus seinen Höhepunkt erreicht hatte. Aber die unreifen Auswüchse und krankhaften Ausschreitungen dieses Enthusiasmus mochten Herder wenig behagen. Abgesehen davon, daß er für den eigentlichen Kriticismus weder die Sympathie noch das tiefere, unbefangene Verständniß mitbrachte, welche ihn in der vorkritischen Periode zum begeisterten Schüler des Meisters und zum verständnißvollsten Leser seiner Schriften gemacht hatten; war dieser neuartige enthusiastische Kantianismus, der besonders im benachbarten Jena blühte, von ganz anderer Art, als seine jugendliche Begeisterung für den Begründer einer „menschlichen Philosophie“ in Deutschland gewesen war. Im Laufe der Jahre freilich hatte er sich selbst immer mehr von Kant entfernt. Es war eine persönliche Erkaltung und Entfremdung zwischen beiden eingetreten, gleichviel an wem die Schuld liegen mochte. Zum Briefwechsel war keiner von beiden sehr geneigt. Wol schickten sie sich zuweilen durch Hamann und Hartknoch Grüße. Der Gedankenaustausch hatte aber längst aufgehört. Ging doch jeder seine eigene, ihm von der Eigenart seines Genies vorgezeichnete Bahn. Zwei Jahre nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ theilte Hartknoch Herder im Vertrauen mit: Kant sei der Meinung, Herder wäre schuld, daß die Vernunftkritik nicht die gehoffte Aufnahme in Deutschland gefunden habe. Herder protestirte gegen die Zumuthung: er habe sich verleiten lassen „gegen irgendjemand eine Kabale zu machen, an wenigsten gegen Kant“. Doch verhehlte er dem Freunde nicht, daß ihm die „Kritik“ ungenießbar und seiner Vorstellungsart zuwider sei. In dieselbe Zeit fiel die Verabredung über die Herausgabe der „Ideen“, die 1784 erschienen. Schon vor oder unmittelbar nach Beendigung des Drucks hatte Kant in den ersten Theil Einblick erhalten und ließ bald darauf in der „Berliner Monatsschrift“ seine Abhandlung „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ erscheinen, in welcher er den entgegengesetzten Weg zur Lösung desselben Problems einschlug und so mittelbar die Argumente Herder's zu

entkräften suchte. Das Befremden Herder's über diese Art des wissenschaftlichen Kampfes wuchs, als die Recension Kant's über den ersten Theil der „Ideen“ in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ (Jena 1785) erschien, welche um so mehr Aufsehen erregte, als Kant die Mitarbeiterschaft an derselben abgelehnt, aber einen einzigen Beitrag bestimmt zugesagt hatte, dem alles mit gespannter Erwartung entgegensah. Dieser Beitrag war die Recension, deren Lob und Tadel den empfindlichen Autor auf das höchste verstimmte. Die wachsende Verstimmung ist nicht schwer zu begreifen, wenn man den Ton der Kritik berücksichtigt, deren bedenkliche Lobsprüche darin gipfeln: daß der Recensent dem Verfasser „nicht alles Verdienst absprechen“ will und „das Vorzügliche“ seiner Arbeit in dem Umstande findet, daß derselbe sich über gewisse beengende Vorurtheile seines Standes erhoben habe. — Mag Herder schon damals an Vergeltung der vermeintlich ungerechten Kränkung gedacht haben oder nicht; jedenfalls schwieg er eine Reihe von Jahren hindurch und gewann es über sich, nicht gegen seinen einstigen Lehrer und Freund in die Schranken zu treten. Mag sein, daß ihm auch das Gerechte und Zutreffende in dessen Tadel nicht entgangen war. — Nach Hamann's und Hartknoch's Tod war jede persönliche Verbindung mit Königsberg abgeschnitten. Noch im Jahre 1795 bekannte er in den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ öffentlich, „was Kant ihm einst gewesen war“. Nach glaubwürdigen Berichten ist es nicht so sehr der Groll darüber, daß Kant den ehemaligen Lieblingsschüler in empfindlicher Weise und nicht ohne demüthigende Ironie desavouirt hatte, gewesen, was ihn zu seinen geharnischten Streitschriften gegen den Kriticismus und dessen dogmatischen Anhänger und Jünger veranlaßte, sondern der Taumel, welcher infolge der dogmatischen Exegese und des beispiellos apodiktischen und hochmüthigen Verfahrens derselben die Köpfe der Jugend ergriff, — ein Taumel, dessen abschreckende Beispiele ihm die nahe Universität zu Jena lieferte und der in erster Linie mit der Verrückung aller wissenschaftlichen Grenzen die Grundfesten des Glaubens zu erschüttern drohte.

Soll doch selbst Fichte geäußert haben: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsere Religion!“ Solche rhetorische Seitenstücke und Illustrationen zu dem Mummenschanz der „Göttin der Vernunft“, den die wollüstig grausamen Köpfe und die unausgegorene Phantasterie der französischen Revolutionäre aufgeführt hatten, waren ganz geeignet, die Verwirrung und den planlosen Kampf der Begriffe auf theologischem und kirchlichem Gebiet wie im öffentlichen Volksleben ins Unerträgliche zu steigern. Candidaten der Theologie schrieben gegen die Gesetze der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung oder stellten die Theologie in den Dienst des Kant'schen Kriticismus. Die Uebertreibungen und Ausschreitungen der fanatischen Kantianer, welche ihre Misverständnisse für Dogmen der einzigen und unwiderleglichen Kant'schen Philosophie erklärten und mit ihrem kritischen Bestreben weit über das Ziel des Meisters hinausschossen, veranlaßten Herder zur Abfassung und Herausgabe der „Metakritik“ und der „Kalligone“, derjenigen Schriften, durch welche er sich zahlreiche erbitterte Gegner, aber auch den verdienten Tadel und die gerechte Verurtheilung der kritischen Geschichtschreibung der Philosophie zugezogen hat. Der vorsichtige Rath und beschwichtigende Einfluß einiger Freunde hat ihn rechtzeitig abgehalten, seine „schärfsten Pfeile“ und „dicksten Keile“ folgen zu lassen, die er für eine Schrift über die schädliche Einwirkung der kritischen Philosophie auf die Moralität und die innere Glückseligkeit des Menschen zurückgehalten hatte. Es war zur Ehre und zum Frommen seines eigenen Geistes und seines Andenkens, daß er selbst der „verhaßten Arbeit“ und der „groben Ausfälle einiger kritischer Lehrlinge“ satt wurde. Freilich trug er nicht den geringsten Theil der Schuld an dem „Betragen dieser Philosophen“, das ihm der „sprechendste Beweis und Beleg“ dafür war: „welch ungesittete und unmoralische Menschen die neue Philosophie bildete“. Seine maßlose und spitzige Polemik verflocht ihn mehr, als ihm um seiner Ruhe willen lieb sein konnte, in die Streitigkeiten der philosophischen Sekten und Parteien. Für die systematischen Gegner des Kriticismus wurde er eine

Art Appellinstanz, jedenfalls ein willkommener Bundesgenosse. Aber diese Hand voll Anhänger konnte ihm die Unbill nicht vergüten, die er von seiten der fanatischen Buchstaben-Kantianer zu erdulden hatte, wie z. B. in der einigermaßen gehässigen Schrift Rink's „Mancherlei zur Geschichte der metakritischen Invasion“. Von seinen Freunden gedrängt, sich gegen diese Schrift zu rechtfertigen, antwortete Herder: er werde auf ganz andern Wegen, als an Rink, antworten, wenn seine Stunde käme. Er wollte Kant durch seine fortgesetzte Polemik „bewegen und aufreizen, daß er sich endlich selbst über das Misverstehen seiner Philosophie erkläre“. Hatte doch dieser selbst offen erklärt, der Kern seiner Philosophie sei außer von dem Hofprediger Schulz von niemand verstanden worden! — Die beabsichtigte Streitschrift gegen die Auswüchse und schädlichen Einflüsse des Kant'schen Kriticismus unterblieb. Herder soll aber diese Unterlassung nachträglich oft bedauert und bereut haben. Doch unterließ er es nicht, sich in Freundeskreisen und in Briefen an Gleichgesinnte über die Fragen auszusprechen, die ihn innerlich am meisten bewegten. Bei ruhiger Betrachtung und Ueberlegung gelangte er zu abschließenden Urtheilen, welche auch für die aufgeklärtere Nachwelt von größerm Interesse und lohnender sind als seine maßlose Polemik in der „Metakritik“ und der „Kalligone“. So urtheilte er: die Kant'sche Philosophie sei als ein Ferment anzusehen, nur die Dummheit habe den Sauerteig für den Teig selbst genommen. „Daher dieser unbegreifliche Unfug. Es ist klein von Kant, daß er, der es besser weiß, die Menschen in dem Irrthum läßt, und die Wahrheit der Eitelkeit aufopfert, eine Schule gestiftet zu haben. Die Zeit wird auch hier offenbaren. — Auf meiner Stelle war es mir Pflicht, gegen die verderbliche Wirkung derselben so laut zu rufen, als ich gethan habe; ich wollte sie aufreizen, damit sie mich hören. Eine Schrift in sanfterm Tone wäre ganz ohne Wirkung geblieben.“ Gegen die „Schule“, gegen die pedantischen Systematiker und Dogmatiker des Kantianismus war die ganze Schärfe der Herder'schen Polemik gerichtet. Diese meinte er, wenn er in den beiden Streitschriften auch das Haupt selbst, nicht ohne

persönliche Gereiztheit und Erbitterung, zu treffen sich bemühte. Angesichts der ungeheuerlichen Irrthümer, zu welchen die systembildenden Epigonen des Kant'schen Kriticismus den Troß der Jünger und Schüler mit fortgerissen haben, erheischt selbst seine bitterste Polemik ein milderes und billigeres Urtheil.

Um wie viel richtiger und gerechter als die systembildenden Epigonen der absoluten Philosophie Herder die Bedeutung und die Consequenzen des Kant'schen Kriticismus in der ursprünglichen Form der selbsteigenen Lehre des Meisters erkannte und beurtheilte, ehe er durch Kant's mehr als billig abfällige Kritik seiner „Ideen" zur leidenschaftlichen Selbstwehr gereizt war; dafür liefern seine handschriftlichen Aufzeichnungen unabweisbare Belege. Diese handschriftlichen Bekenntnisse legen den Gedanken nahe, daß er vorzugsweise berufen gewesen wäre, selbst der Vertheidiger der Kant'schen Lehren gegen die in Umlauf gebrachten Misverständnisse und Irrlehren seiner Schüler und ein Interpret dieser Lehren für die Nachwelt zu werden. Mit besserer Einsicht, als sie andern und ihm selbst in seiner persönlichen Gereiztheit und Erbitterung später eigen war, tritt er für die wahre Lehre Kant's bei der Charakteristik seines einstigen Lehrers ein. „Und nun denken Sie leicht, daß es seine Schuld nicht sei, wenn man seine Philosophie misbraucht und ihr zum Theil eine andere, ihrem Urheber ganz unähnliche Gestalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geist und zu welchem Zweck er seine erstern kleinern Schriften schrieb. Dieser Geist hat ihn bei seinen letzten größern Werken nicht verlassen; davon sind diese Werke selbst Zeugen. Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß seine Philosophie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend nur stattfinden kann, endlich und sträcklich hinweiset. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wissenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt; die das thun, sind nicht seiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte ein Katarktikon, eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Grenzen, eine

Reinigung der metaphysischen Themen, nicht aber zugleich der Inhalt alles menschlichen Wissens und Denkens sein, worüber des Verfassers deutlichste Erklärungen dastehen. Wenn man also den Umriß für die Sache selbst, den Rahmen für das Bild, das Gefäß, dessen Fugen er darlegt, für den völligen Inhalt des Gefäßes annimmt, und glaubt, daß man alle Schätze der Erkenntniß hiermit in sich gesammelt habe: welch ein Misverstand, welch ein Misbrauch! Kant's weise Schriften sind, wie es ihr Zweck erfordert, als Untersuchungen, als Prüfungen, als Discurse geschrieben; zu solchem Zweck sind sie selbst schön geschrieben; eine dem Inhalte angemessene Schreibart, eine sehr glückliche, ich möchte sagen, Baumgarten'sche Beziehung der Hauptbegriffe in einer passenden Terminologie; noch mehr als alles aber der Geist des eigenen Denkens, der alles belebt, machen jede Schrift zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigenthümlichen Gepräge ihres Urhebers gewiß nicht unangenehm bezeichnet wird. Wie verwunderte ich mich, da ich las und hörte, daß eine jahrelange Mühe dazu gehöre, sich in diese dicken Bücher wie eine Motte nur hineinzulesen, daß der Inhalt dieser Schriften dergestalt schwer zu verstehen sei, daß es durchaus kein anderes Mittel gegen den Un- und Misverstand gebe als die autentische Erklärung des Autors. Einer der Parteiführer ließ gegen den andern sich mit dem Atteste stempeln, daß er den Autor recht verstanden habe; und so ward der lichte, helle, sogar oft wortreiche Kant zu unsern Zeiten ein anderer Duns Scotus, nach dessen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben oder zu ihm selbst wallfahrten mußte. Die Intoleranz endlich, mit welcher diese gestempelten und nicht gestempelten Kantianer von ihrem allgemeinen Tribunal sprachen, verdammten, lobten, verwarfen, — sie ist dem gesunden Theil von Deutschland so verdächtig gewesen, als sie dem toleranten Charakter und überlegenden Wahrheitssinn des Urhebers dieser Philosophie zuwider sein mußte. Eine kritische Philosophie, die durchaus keinen Dogmatismus predigen will, mit Feuer und Schwert, mit Höhnen und Schimpfen einführen wollen, ist der erbärmlichste Despotismus... Aber was thut dies alles zur

reinen Sache des Autors? Hat man nicht mehr Beispiele, daß die —aner jedes Namens ein verhaßtes, verachtetes Volk gewesen oder geworden sind, indeß der Mann, dem sie sich unglücklicherweise anhängten, gar nicht ihres Sinnes war und durch sich in bescheidenem, unsterblichem Verdienst glänzte! Sogar geheime Gesellschaften, Geisterseher und Wunderthäter bemühten sich für die Kant'sche Philosophie, weil sie glaubten, daß durch das ihr zugeschriebene Principium eines Glaubens der Convenienz und eines blinden Gehorsams unter denselben alles gesunde Denken, ihnen zum Vortheil, zerstört werde; ist dies aber Kant's Sinn, den ihn auch nur sein ärgster Feind beilegen könnte? Niedrige Parteisucht erklärte sich für oder wider Kant, nachdem hier oder da Stimmen galten, Stimmen entschieden; dies unphilosophische Gezüchte geht und gehe unter, indeß Kant's eigene Werke bleiben... Und sie werden bleiben! Ihr Geist, wenn auch in andere Formen gegossen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen sieht man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche; sie werden in Thathandlungen greifen, und einst, so Gott will, selbst zu angenommenen Maximen werden. — Um von Kant eine gerechte Idee zu erwecken, hätte es, wie mich dünkt, die Billigkeit erfordert, daß man aus seinen Schriften die Hauptsätze gezogen, sie in einer hellen Kürze vorgetragen und mit den Bemühungen voriger und jetzigen Philosophen verglichen hätte: denn auch sein anmaßendster Verehrer wird doch nicht behaupten, daß alles in ihm neu sei. Hier müßten nun freilich nicht, wie es mehrmals geschehen ist, alle alten Weisen auf den Kopf gestellt werden, damit der neueste allein auf die Füße zu stehen komme; vielmehr erfordert das Gesetz der Humanität, daß man jedem seinen Standort, seine Ansicht der Dinge, sein Verdienst lasse und was

den Rang betrifft, nicht entscheide... Ebendeshalb greift Kant's Kritik so tief in den Geist der Zeiten ein, weil sie genug vorbereitet erschien, und tausend schon vorhandene, dunkle Vorideen zum Licht bringen konnte... Glücklich, wenn wir aus Kant's und seiner Nachfolger Schriften die Sphäre der Humanität, unsere Kräfte und Pflichten rein kennen und immer richtiger gebrauchen lernten! Seine Kritik der «praktischen Vernunft» und die darauf gebaute «Moralphilosophie» legt den Grund zu einem Natur- und Völkerrechte, das — wann allgemein anerkannt? wann allgemein angewandt sein wird?"

Niemals sind gerechtere, billigere, prophetischere Worte über die Ziele und Ergebnisse der Kant'schen Philosophie gesprochen, niemals die Aussichten, welche der Kriticismus Kant's dem menschlichen Denken und Forschen eröffnet, klarer dargestellt, niemals ist der ganze Kant billiger beurtheilt wurden. Die eingestreuten polemischen Bemerkungen thun hier der Wirkung des Gesammturtheils keinen Abbruch, ebenso wenig wie der heftige Tadel und Spott gegen die unduldsamen Jünger des Kantianismus und gegen die unberufenen und verständnißlosen Ausleger des Kant'schen Buchstaben. Diese Erörterungen enthalten das Bekenntniß des objectiv gestimmten Nachdenkers und Beurtheilers und bilden zugleich die Rechtfertigungsschrift für die spätern Maßlosigkeiten und Uebertreibungen des persönlich gereizten, in seiner Autorschaft empfindlich gekränkten nachmaligen Gegners. Mit sicherm Blick hat der Apologet des königsberger Weisen das Urtheil der Geschichte über die Lehre desselben vorweggenommen, an dem die spätere Polemik ebenso wenig zu rütteln wie die folgende Episode der Fälschungsversuche und Verirrungen der absoluten Philosophirer es ungültig zu machen vermochte. Aus dieser Geschichte der Fälschungen und Verirrungen ist vielmehr das wahre Princip Kant's unvernichtet hervorgegangen. Das Urtheil der Geschichte, die wissenschaftliche Forschung und Philosophie des 19. Jahrhunderts haben jenes Herder'sche Urtheil erster Instanz bestätigt. Die leidenschaftlichen Ausfälle und ironischen Einfälle der spätern Zeit hatten ihren Grund nicht allein in dem unverwindbaren Schmerz und Groll über die

Kränkung, die Herder seiner Autorehre und seinem besten Werke, dem Werk seines Lebens, durch Kant angethan meinte, sondern ganz besonders in dem hochmüthigen und unkritischen Treiben der dogmatischen Vertreter der Canting philosophy und eines hohlen, des Geistes seines Urhebers beraubten, dogmatischen Formel-Kriticismus, und nicht zum geringsten Theile auch in der sehr erhöhten krankhaften Reizbarkeit und Empfindlichkeit, in der schleichenden Krankheit Herder's. Mehrfache schmerzliche und lebensgefährliche Krankheiten hatten sein von Natur sehr empfindliches Wesen für schmerzliche Eindrücke noch empfänglicher, noch reizbarer und heftiger gemacht. Es war ein kranker Mann, der jene maß- und formlose Fehde führte, ein Kranker, in dessen Geist wol noch die großartigsten Entwürfe, die fruchtbarsten Gedanken einander drängten, der aber vielleicht schon den Keim der letzten Krankheit in sich trug, und gerade deshalb mit krankhaft gesteigertem Selbsterhaltungstrieb für den Bestand und den innern Werth seiner Gedankenwelt und des bewunderungswürdigsten Werks in die Schranken trat, das aus jener Welt hervorgegangen war und an das er seine ganze Liebe für das Schöne, das Wahre und das Große in der Betrachtung der Welt gesetzt und seine beste Schaffensfreudigkeit gewandt hatte. Es ist mit jener Polemik ein dunkler Schatten in das Leben und Lehren Kant's und Herder's gefallen. Aber auch durch diese Wolke geht ein Silberfaden, denn dadurch, daß sich die Spitze der Pfeile in letzter Instanz gegen die Verirrungen und Fälschungen der kritiklosen Schule wandte, hat der berufene Schüler dem großen Lehrer einen großen Dienst geleistet und half so den endlichen Sieg der Wahrheit vorbereiten.

Die heftigen geistigen Kämpfe und erbitterten literarischen Fehden, die rastlose Arbeit und die körperlichen Leiden und Erkrankungen der letzten Jahre hatten Herder's gesunde und widerstandskräftige Natur sehr erschüttert. Die Schwäche seiner Augen nahm rasch überhand, sodaß er oft seine Arbeiten unterbrechen mußte. Eine Cur in Aachen war von geringem Erfolg. Auch im Herbst 1802 konnte er die mit Eifer aufgenom-

menen Arbeiten nicht ausführen. Erst im Winter und im nächsten Frühling konnte er sich wieder mehr seinen Arbeiten widmen. Diese waren seine Zuflucht und sein Trost, wenn die körperlichen Leiden und die schwermüthigen Stimmungen überhandnahmen, durch die er in den letzten Jahren viel litt. Mit einem wahren Feuereifer und mit Anspannung seiner Geisteskräfte arbeitete er in dieser Zeit der Trübsal an der „Adrastea" und an seinem „Cid". Infolge eines Unfalls bei einer Ausfahrt und einer darauffolgenden Erkältung heftig erkrankt, wurde er von seinem Sohne Gottfried wiederhergestellt, weigerte sich aber, zur Herstellung und Kräftigung seiner Gesundheit in einem bessern Klima, einen längern Urlaub oder die Dispensation von seinen Amtsgeschäften zu erbitten. Vergebens drangen die Seinen und seine Freunde in ihn. Er wollte ausharren, solange der Rest seiner Kräfte reichte. — Im Juli 1803 machte er zu seiner Erholung einen Ausflug nach Schneeberg und Eger. Bevor er in den Wagen stieg, gab er seiner Frau mit einem wehmüthigen Blick die Abschrift seines „Cid" mit den Worten: „Hier hast du deinen «Cid»!" Vielleicht war es eine Ahnung, daß er bald in den letzten Kampf gehen sollte, die er in diese Abschiedsworte legen wollte. In Schneeberg blieb er bei seinem Sohne August. Die Bergluft stärkte und erheiterte ihn zusehends. Hier fühlte er sich gekräftigt und angeregt zu neuem Schaffen und vollendete das in Weimar begonnene „Admetus Haus". Gern erging er sich im Walde mit seinem Sohn. Dieser baute einen Altar an der Stelle, wo sie oft beisammen saßen. Aber auch im Anblick der schönen freien Natur wich die Schwermuth nicht ganz von ihm. Vergebens suchte ihm August die Todesgedanken auszureden. Der Zustand seiner Augen wurde auch in Eger nicht besser, obwol er sich sonst kräftiger fühlte. Aeußerst wohlthätig wirkte ein Aufenthalt in Dresden auf seine Gesundheit, seinen Geist und seine Gemüthsstimmung. Er beklagte, lange Jahre so nahe gelebt und die schöne Stadt nicht gekannt zu haben. Die reizende Umgebung, die lieblichen Dörfer und Ansiedelungen an den blühenden Ufern der Elbe, die reichen Kunstschätze der Galerien und Museen,

die Bibliotheken, ja selbst die Menschen, die Kirchenmusik in der katholischen Kirche, wirkten so wohlthätig erheiternd auf sein ganzes Wesen, daß er sich in die schönsten Zeiten seines Lebens in Italien zurückversetzt fühlte. Die allgemeine Achtung und der auszeichnende Empfang, der ihm von den angesehensten Persönlichkeiten der Gesellschaft und am Hofe, wie auch von seiten des Kurfürsten selbst zutheil ward, thaten seinem vielgekränkten Gemüth wohl. „Der letzte Sonnenstrahl“ seines Lebens war diese heitere Zeit in Dresden. Mit dem Vorsatz, noch öfter in die schöne Stadt zurückzukehren, kam er heiter in den Kreis der Seinen zurück, die fast alle in Weimar versammelt waren. Die schönsten Plane und Entwürfe gedachte er im Winter in froher Muße auszuarbeiten. Die Durchführung mehrerer Reformen in Kirche und Schule beschäftigte ihn unablässig. Er ging an die Vollendung der Schrift „Ueber den Geist der ebräischen Poesie“ und der „Persepolitanischen Briefe“, und war eben mit der Ausarbeitung des zehnten Stücks der „Adrastea“ beschäftigt, als er neuerdings erkrankte. Es duldete ihn nicht im Bette. Mit rastlosem Eifer drängte er zum Abschluß dieser Arbeit. Bis zum Schluß hielt er aus. Die Erörterung über die nordische Mythologie war geschrieben, deren Abschluß das „Gedicht eines Skalden“ bildet:

In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeistertes Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höherer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt.



Noch wollte er etwas hinzufügen. Da gebot das Schicksal Einhalt. Die Feder in der Hand hielt er inne. Das Blatt blieb offen auf seinem Schreibpulte liegen. Er ist nicht fertig geworden! Der tragische Zug seines Lebens und Wirkens, seines Forschens und Dichtens verleugnete sich auch hier nicht. Alles, auch das Beste und Schönste, auch das äußerlich Abgeschlossene, das er schuf, ist Fragment geblieben.

Zwei Monate dauerte der Kampf seiner widerstandskräftigen Natur gegen das Gesetz der Vernichtung. „Alle seine alten Uebel waren im Aufruhr“, berichtet seine Witwe. Mehrere Nervenschläge lähmten ihn in allen Functionen. Bei vollem Bewußtsein, bei ungeschwächter Geisteskraft, hangend und bangend zwischen Hoffnung und Furcht sah er seine Kräfte sinken. Nur die Seinen waren immer um ihn. Krankenbesuche nahm er nicht an. Sein Gottfried war sein liebster Gesellschafter. Noch in den letzten Tagen ließ er sich aus Ossian und aus den biblischen Schriften vorlesen. Die Musik that ihm weh, so sehr er sich oft nach ihr sehnte. In der ersten Zeit der Krankheit sagte er oft: „Ach wenn mir nur eine neue, große, geistige Idee vorher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute — ich würde auf einmal gesund.“ Sein rastloser, unablässig arbeitender Geist ertrug die erzwungene Unthätigkeit nie, auch nicht in der letzten Krankheit. In schlaflosen Nächten seufzte er: „Ich begreife meine Krankheit nicht. Mein Geist ist gesund und nur mein Körper krank. Wenn ich aus dem Bett sein könnte, wollte ich viel, viel arbeiten.“ Nur noch kurze Zeit hätte er leben mögen. Es schien, als ob sich die Entwürfe und Plane aus den besten Zeiten seines Lebens Abschluß und Vollendung fordernd an seine Seele drängten und ihm die Ruhe im Sterben versagen wollten. Oft war sein für das eigene und allgemeine Leid so empfindliches Herz des Lebens müde gewesen. Aber sein Geist kämpfte noch in den letzten Tagen mit der Kraft eines Titanen um das Recht des Daseins, um die Entwürfe ausführen zu können, deren großartig tragische Geschichte in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen erhalten ist. Schmerzerfüllt rief er oft, indem er seinen Gottfried umarmte: „Mein Freund, mein liebster Freund, rette mich noch, wenn es möglich ist!“ Die Gedankenwelt in seinem Innern wehrte sich gegen das Zusammenbrechen des siechen Körpers. Mit schmerzlicher Kraftanstrengung, mit Hingabe seiner letzten Lebensfunken wollte er ihren Ausbau vollenden, das Werk seines Daseins krönen, die reifsten Früchte seines Denkens als ein unsterbliches Vermächtniß seines Genius der

Menschheit überliefern. Aber rascher, zu rasch für das heiße Begehren seiner nach Vollendung ringenden Seele folgte die Natur „ihrem hehren Gesetz, ihrem ewigen Brauch“. Kurz vor dem Weihnachtsfest, an einem Sonntagmorgen schwanden ihm durch einen heftigen Brustschmerz die Sinne. So fiel er, in der letzten Erschöpfung seiner Kräfte, in einen tiefen Schlummer, um nicht wieder zu erwachen. Lange genug, schwer und schmerzlich genug hatte er gekämpft. Ohne eigentlichen Todeskampf, sanft und schmerzlos entschlief er, beweint von den Seinen, die mit überschwenglicher Liebe und Verehrung an ihm hingen, tief betrauert von ungezählten Freunden seines Wesens und seines Wirkens, von ungezählten Bewunderern seiner geistigen Größe. Am 21. December wurde er unter dem Geläute aller Glocken in der Stadtkirche zu Sanct-Peter und Paul zu Weimar feierlich beigesetzt. Ein schlichter Stein im Getäfel zeigt seine Ruhestätte in derselben Kirche, in welcher er durch eine Reihe von Jahren als ein echter und rechter Lehrer der Menschheit zum Heil und Frommen einer treuen Gemeinde gewirkt hatte. Unweit von der Kirche steht sein Standbild, ein schlichtes Denkmal seines edlen Wesens, das ein leuchtendes Vorbild des hochsinnigen Strebens nach den idealen Gütern der Menschheit bleiben wird, ein mächtiges Denkmal deutscher Manneswürde und Denkergröße.

Innige Freundschaft hat Herder in den letzten Zeiten seines Lebens mit Jean Paul Friedrich Richter verbunden, dem er in der „Adrastea“ ein freundliches Denkmal gesetzt hat. Diese Freundschaft der letzten Jahre gereichte mehr als die meisten Beziehungen Herder's zu wechselseitiger geistiger Anregung und Förderung. Auch für Richter's Privatleben hat diese Freundschaft gute Früchte gezeitigt, wenn auch die Unstetigkeit seines Lebens so wenig im Sinne Herder's war, daß dieser ihm gelegentlich die Fähigkeit einer tiefen und wahren Liebe gänzlich absprach und seiner geopferten Braut rathen konnte: Richtern „eine Gattin in seiner Weise“ zu gönnen. Abgesehen von diesen Differenzen war das Verhältniß der Freunde ein schönes und

harmonisches, Freude und Erquickung für beide. Wie Herder Jean Paul richtig beurtheilte, so wurde er auch von diesem gerechter und aufrichtiger als von den meisten seiner Freunde und Anhänger anerkannt und bewundert. Mit ungekünsteltem Enthusiasmus hat sich ihm Richter angeschlossen und das Zeugniß, das er für ihn in seiner überschwenglichen Ausdrucksweise ablegte, enthält in allegorischer Form ein wahres Urtheil über Herder's ganzes Wesen.

„Der edle Geist wurde von entgegengesetzten Zeiten und Parteien verkannt, doch nicht ganz ohne seine Schuld, denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Fascikel von Sternen, aus welchen sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabirt. Menschen mit vielartigen Kräften werden stets, die mit einartigen, selten verdammt.“ — „War er kein Dichter, — was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am Homerischen und Shakspeare'schen Maßstab stehend — so war er blos etwas Besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgendeinem reinsten Gott gemacht ...? Wie soll ich's auseinandersetzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne untheilbar in ihr war? ... Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt wie er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste Einer Wissenschaft; er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen wie von einem austrocknenden Epheu, er aber wie von einer Traubenrebe. — Ueberall das Entgegengesetzte organisch-poetisch sich anzueignen, war sein Charakter; und um das trockene Kernhaus eines Lamberts zog er eine süße Fruchthülle. So verknüpfte er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigte er die griechische Humanität, der er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller rein menschlichen Verhältnisse, und in einem

Luther'schen Zorn gegen alle von Religionen oder von Staat geheiligten Gifte derselben... Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, sowie gegen deutsche kritische Rohheit und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe: es sei gegen ein Kind oder ein Gedicht, oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache." ... „Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte ... und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinsel nachgesunken: so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald Sokratische, bald Horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im einzelnen anstatt im ganzen gewogen und erwogen; und erst auf der Demantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen werden, womit die rohen Stilistiker, die noch rohern Kantianer und rohe Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten wollten."

So charakterisirt Richter seinen unsterblichen Freund. Wie viele große und kleine Züge aus seinem Leben ließen sich noch anführen und zu einem Bild seines Charakters zusammenfügen, das, wie die meisten Bilder, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben müßte! Groß wie die Zahl der Verehrer des Schriftstellers und Denkers, des Reformators der Geister in Kirche und Schule, war auch die Zahl der aufrichtigen und begeisterten Freunde des Menschen Herder. Die bedeutendsten Männer seiner Zeit, mit welchen ihn das Schicksal zusammenführte, suchten seine Freundschaft und bewahrten ihm ihre Anhänglichkeit und Liebe zeitlebens. Das tiefe Liebesbedürfniß seines Gemüths ließ ihn diesen Trost in den Leiden und Widerwärtigkeiten seines Lebens suchen und begehren. Er litt viel und war unglücklich darüber, wenn er nicht Liebe und

Freundschaft empfangen und geben konnte. „Der gute Geist gab viel und litt viel“, sagt sein Freund Richter, dessen Aussprüche über ihn ein schönes Denkmal des Einverständnisses der Geister sind, das durch die große Verschiedenheit der Charaktere nicht getrübt wurde. Rastlos, unermüdlich, vom wärmsten Eifer „zum Zeichen und zum Zeugniß für die Wahrheit“ beseelt war Herder in der gewissenhaften Erfüllung der Pflichten seines geistlichen Berufs, wie in allen seinen auf die geistigen Güter der Menschheit gerichteten Bestrebungen. Uebereilung und Flüchtigkeit waren fern von ihm. Immer hat er sich, auch seinen Lieblingswerken gegenüber, strenge Selbstkritik angedeihen lassen. Daher beklagte er die häufige Unterbrechung seiner Arbeiten und fühlte selbst in innerster Seele schmerzlich, daß viele seiner Werke Fragmente geblieben waren. Sein Genius war ihm, was dem Sokrates sein Daimonion war. Hoch und hehr waren ihm die Ziele seines Strebens. Seiner culturellen Mission für die Menschheit war er sich wohlbewußt, wenn er auch selbst voraussah, daß manche seiner geistigen Schöpfungen Wegweiser und Bahnbrecher sein und bleiben würden für andere Geister, daß andere finden werden, wo er gesucht, und Gebäude aufführen, wo er den Boden geebnet und Grundsteine gelegt hat. Er hatte recht, das Ansinnen, persönliche Rücksichten walten zu lassen, mit den Worten zurückzuweisen: ich schreibe nicht für Weimar, ich schreibe für Deutschland, für die Welt.“

In seinem häuslichen Leben herrschten Liebe und Friede. Was er nach außen hin anstrebte und erreichte, war für seine Familie bestimmt. Die Stellung seiner Kinder im Kampf ums Dasein zu befestigen und zu erleichtern, die Existenz der Seinigen zu einer möglichst sorgenfreien und glücklichen zu gestalten, war sein lebenslängliches Bestreben. Vor allen Dingen war er darauf bedacht, seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung angedeihen zu lassen, sie moralisch und intellectuell, wissenschaftlich und praktisch zu tüchtigen Bürgern des Staats und der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Im Gegensatz zu so vielen andern Fällen bewährte sich sein pädagogisches Talent auch im eigenen Hause. In den Tagen der Heimsuchung schlossen sich

Kinder und Aeltern am innigsten aneinander. Um seinen Söhnen den Weg der Zukunft zu ebnen, wünschte er sich die Verleihung des Adels, den er vom Kurfürsten von Baiern erhielt. Schon in Riga hatte er sich die Hebung und Förderung des patriotischen Gemeingeistes zur Aufgabe gemacht. Wie eifrig er dieses Ziel auch später verfolgte, dafür zeugen seine Bestrebungen und Plane zur Begründung eines patriotischen Instituts für den Gemeingeist Deutschlands, über die er mit dem ihn hochschätzenden Markgrafen Karl Friedrich von Baden verhandelte. Sein Name muß ehrend genannt werden, wenn von der Geschichte der Bestrebungen die Rede ist, welche die nationale Einheit und Einigkeit der Deutschen im Geiste und in der Wahrheit bezweckt haben. Auch dieses Streben ist ein Entwurf geblieben wie die mannichfachen Plane zu theologischen, philosophischen und literarisch-ästhetischen Arbeiten, die sich in nachgelassenen Aufzeichnungen vorfinden. Die bedeutsamsten Entwürfe, die fruchtbarsten Ideen rangen in seinem Geiste nach Gestaltung, nach Ausführung, nach Vollendung, als der unwillkommene Tod den unerschöpflich scheinenden Quell seiner Gedanken versiegen machte. Mit Fragmenten begann seine großartige Thätigkeit, mit Fragmenten sollte sie enden. Mit Recht durfte ein Herausgeber seiner Werke von ihm sagen: daß er wie Moses von der Höhe in eine Welt der Entdeckungen und Ideen blickte, die thatsächlich zu erobern und zu besitzen er denjenigen überlassen mußte, welche sich seine großen Anfänge und Vorarbeiten zu Nutze machten, für die er ein unentbehrlicher und einziger Wegweiser zu den Entdeckungen und Wahrheiten war, die in seinem eine riesengroße Welt der Gedanken umspannenden Geiste zum Durchbruch drängten und nicht zum Durchbruch kamen, theils weil die Zeit den Boden für dieselben überhaupt noch nicht bereitet hatte, theils weil eine Idee die andere, ein Entwurf den andern in der freien und vollen Entfaltung behinderte, weil zu viel in diesem universellen Geiste zusammengedrängt war und nichts — wie er selbst von dem großen Leben der Natur einmal sagt — in ihm Platz genug hatte „sich ganz zu entwickeln“. So konnte und mußte er zum

Wegweiser, zum Pfadfinder und Bahnbrecher für die gewaltige Geistesarbeit der kommenden Geschlechter werden. Diesen war es vorbehalten, die Gedanken, die er blos angeregt, ganz zu entwickeln, die Bahn, die er geebnet und eröffnet, zu betreten und zu durchlaufen, die genialen Entwürfe seines rastlos schaffenden Geistes auszuführen, auf dem Grundstein, den er gelegt, das „schönere Gebäude" aufzuführen, nach dem er sich sehnte, das er vorahnend pries. Seine Ideen sind Worte der Schöpfung geworden für eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Bestrebungen, Untersuchungen, Theorien. Seine festen Gedankengefüge selbst forderten wissenschaftliche Begründung und wirkten in diesem Sinne anregend und fördernd auf den erwachenden Geist der neuzeitlichen Forschung und Kritik. In seinem „Cid" hat er ein würdiges Denkmal seines dichterischen Talentes hinterlassen, das zugleich wie die „Stimmen der Völker" zur Erkenntniß der hohen culturgeschichtlichen und künstlerischen Bedeutung des Volksliedes und der poetischen Gestaltung der nationalen Sage und Geschichte beitrug und der deutschen Dichtung die lehrreiche Schule der Naturvölker und der echten Volkspoesie zugänglich machte. In seinen theologischen und biblischen Schriften hat er wie in seinen Predigten ein neues Bibelchristenthum verkündet, dessen Einfluß auf die Wiedergeburt des historischen Christenthums von hoher Bedeutung werden könnte. In seinen literarisch-ästhetischen Schriften hat er, eine nothwendige Ergänzung des Lessing'schen Geistes, die Grundlagen einer Literaturgeschichte und Aesthetik geschaffen, deren wissenschaftliche Ausbildung in ihren Anfängen einer spätern Zeit vorbehalten blieb. In seinen „Ideen" zog er die Grundlinien der modernen Wissenschaften der Culturgeschichte, der Philosophie der Geschichte, der Urgeschichte der Menschheit, der Philosophie der Naturwissenschaften und bereitete eine Fülle von Ideen vor, deren sich das wissenschaftliche Bewußtsein der kommenden Generation bemächtigt hat.

Es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß Herder der Vater und Schöpfer einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Disciplinen ist, welche in der Verfolgung seines fruchtbaren

Grundgedankens und in der Entwickelung seiner Ideen oder durch die Ausführung seiner genialen Entwürfe rasch einen ungeahnten Aufschwung genommen und den Gesichtskreis unserer wissenschaftlichen Erkenntniß in großartiger Weise erweitert haben. Mit demselben Rechte, mit dem man Herodot den Vater der Geschichtschreibung genannt hat, dürfen wir ihn den Vater und Schöpfer der philosophischen Sprachforschung und der modernen Sprachphilosophie und zugleich einen der bedeutendsten Förderer der vergleichenden Sprachwissenschaft nennen. Jedenfalls gehört er auch in erster Linie zu den Urhebern einer vergleichenden und kritischen Geschichte der Literaturen und zu den eigentlichen Begründern der modernen Aesthetik. Selbst die Anfänge einer wissenschaftlichen Aesthetik, welche der philosophischen Arbeit der allerneuesten Zeit vorbehalten blieben, lassen sich bei Herder aufweisen, der sehr richtig den innern Zusammenhang dieser Disciplin mit den physio-psychologischen Erscheinungen und Gesetzen erkannt hat. Seine ästhetischen Abhandlungen gehören zu dem Besten, was die Geschichte der sehr neuen Disciplin der Aesthetik überhaupt aufzuweisen hat. Sein philosophischer Standpunkt wird in neuerer Zeit sehr unbillig und hart verurtheilt, wo nicht gar überhaupt nicht mehr in Betracht gezogen. Man vergißt, die rein subjectiven Momente, die in seiner „Metakritik" und der „Kalligone" vorwalten, von den objectiven zu trennen und unterschätzt völlig den Nutzen, den diese Schriften, wenngleich wider Absicht und Vorhaben des persönlich gereizten Autors, der Kant'schen Philosophie indirect durch die Bekämpfung des dogmatischen und hochmüthigen Pseudo-Kantianismus und -Apriorismus gewährt haben. Von Voreingenommenheit und gewissen ironischen Härten des Ausdrucks ist auch Kant in seiner Kritik über Herder's „Ideen" keineswegs freizusprechen. Wie gerecht und billig Herder in der unmittelbar vorangehenden Zeit die Bedeutung der Kant'schen Lehren auffaßte und darstellte, ist aus seinen handschriftlichen Aufzeichnungen zur Genüge ersichtlich geworden. Das Verdienst, gegen den hohlen Apriorismus und Buchstaben-Kantianis-

mus energisch Stellung genommen zu haben, wird ihm kein gerechter Geschichtschreiber der Philosophie absprechen können. In seiner noch mehr tiefsinnigen als scharfsinnigen Schrift „Ueber die dem Menschen angeborene Lüge“ (1797) hat er Aussprüche niedergelegt, welche den oft erhobenen Vorwurf eines pastoralen Optimismus gründlich zu widerlegen geeignet sind. Auch in dieser Schrift steht er den Ergebnissen der neuesten Wissenschaft und Philosophie näher als die meisten Philosophen vor und nach ihm. Die Abhängigkeit aller echten und rechten Philosophie von der Erforschung der empirisch realen Erscheinungen und Verhältnisse der Welt, der Philosophie von der „Naturkunde“, weist er hier wie in andern Schriften nach. „Es ist ein ewiges Geben und Nehmen, Anziehen und Zurückstoßen, Insichverschlingen und Aufopfern seiner selbst: und der Plan, der beides regiert, ist immer ein höheres Gesetz, positive Ordnung höherer Gattung, die aus diesen Kräften, einzeln oder auch verbunden, ohne höhern Mittelbegriff, weder gefunden noch erkannt und begriffen werden kann. Zum Menschen!“ ... „Alle einseitige Hypothese ist aber Lüge. Der Mensch hat kein ihm eigenes, isolirtes Naturrecht, das ihm concubitum vagum mit allen Geschöpfen, der Schlange z. B., zur Gottähnlichkeit erlaubte... Alle Philosophie aber, die von sich anfängt und mit sich aufhört, ist von ihrer Muhme der Schlange.“ Zeitlebens hat Herder das Reich der „menschlichen Philosophie“ verkündigt. Diese und andere Stellen seiner Werke zeigen die Ziele und Wege, die er derselben in der Wissenschaft und im Leben, auf theoretischem und praktischem Gebiete vorgezeichnet hat. Selbst den metaphysischen Grundgedanken Schopenhauer's, der ihn ebenso wenig wirklich kannte als er ihn billig beurtheilte, hat er vielfach erörtert, indem er den Willen gleichsam zum Mittelpunkt alles Daseins machte. Ja, er ist vielleicht in der Grundidee noch weit über diese metaphysische Theorie des Willens hinausgegangen, indem er die Leidenschaft zum Primären, zum Motor aller Entwickelung in der Natur des Menschen machte. „Durch und an den Leidenschaften hat unser Geschlecht seine

Vernunft geschärft; ein leidenschaftsloses Menschengeschlecht hätte auch seine Vernunft nie ausgebildet, es läge noch in irgendeiner Troglodytenhöhle."

Ein Vorgänger und Bahnbrecher der leitenden Ideen der modernen Forschung ist Herder ganz besonders in seinem Hauptwerk, den „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit", in welchen die fundamentalen Gesetze der modernen Entwickelungslehre und der Darwin'schen Theorie insbesondere in deutlichen Ansätzen und Umrissen vorhanden sind. Kein Zweifel, daß die Lehren und Untersuchungen Kant's in der gleichen Richtung ebenso wol als auch das Studium der Werke der zeitgenössischen Naturforscher den Entwickelungsgang der Ideen in Herder's Geschichtsphilosophie vielfach und wesentlich beeinflußt haben. Ebenso bestimmt ist es aber, daß Herder, weit entfernt, eine blos receptive oder anempfindende Natur zu sein, der modernen Forschung ebenso sehr auch durch geniale und originelle Conceptionen und Hypothesen auf verschiedenen Gebieten selbstständig vorgearbeitet hat und auch manchen Lehren, die er mit Kant und den Naturforschern seinerzeit gemein oder geradezu von denselben überkommen hat, eine so klare, präcise und durchsichtige Fassung und Form zu geben wußte: daß sie so erst ohne die Gefahr der Misdeutung und des Misverstandes den Weg in das Denken der wissenschaftlich gebildeten wie der philosophischen Kreise nehmen, in diesen die richtunggebenden Gedanken der modernen Forschung und Wissenschaft zeitigen und die schon durch Kant angebahnte große Reform des wissenschaftlichen Denkens in hervorragendem Maße fördern und vollenden helfen konnten. Ein Vorgänger Darwin's, im besondern der naturphilosophischen Grundgedanken der Darwin'schen Lehren, verdient Herder gleich Kant und Goethe genannt zu werden. Das Entwickelungsgesetz der Organismen, die Theorien vom Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl finden sich in den ersten Ansätzen und vielen, wenngleich meist noch schwachen Anfängen in seinen „Ideen". Der philosophische Standpunkt derselben ist ein Typus der geschichtlich-ethischen Weltansicht in der deutschen Philosophie. Das Problem einer Philosophie der Geschichte ist durch

ihn zuerst mit voller Klarheit gestellt und zu einer philosophischen Aufgabe kommender Geschlechter gemacht worden. Auf den Grundlagen und aus den Grundgedanken seiner „Ideen" haben sich die wissenschaftlichen Probleme und die Disciplinen der Culturgeschichte wie der Urgeschichte der Menschheit entwickelt. Den Gedanken einer Naturgeschichte des Menschen hat er zur Aufgabe einer naturwissenschaftlichen Anthropologie gemacht. Durch die Ausdehnung und Anwendung des organischen Entwickelungsprincips auf das psychologische und ethische Gebiet hat er einer Ethik den Weg gewiesen, für die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch nicht einmal die ersten wissenschaftlichen Anfänge vorhanden sind. Durch seine Auffassung und Darstellung der Aufgaben und Ziele der „menschlichen Philosophie" hat er der wissenschaftlichen Philosophie den anthropologischen Standpunkt angewiesen, der zwar von den Systematikern der absoluten Philosophie verrückt worden ist, auf den aber alle Philosophie zurückgehen muß, welche den Erkenntnißwerth ihrer Ergebnisse nicht im voraus preisgeben will. So ist er ein Vorgänger und Vorbereiter einer anthropologisch-kritischen Philosophie geworden, wie er sich durch seine „Ideen" als ein Vorgänger der Darwin'schen Lehre und der philosophischen Principien der modernen Naturwissenschaft darstellt.

So ist Herder in seinem Leben und Streben ein Bahnbrecher im großen Stil, der Bahnbrecher einer neuen Aera des wissenschaftlichen Denkens, der Kämpfe und Siege des menschlichen Geistes auf religiösem, socialem und philosophischem Gebiete. Diese Rolle fiel ihm in seinem Wirken und Schaffen zu und er bleibt um ihretwillen allezeit eine leuchtende Erscheinung in der Geschichte der deutschen Philosophie und Dichtung, in der Geschichte des deutschen Culturlebens, in der Geschichte der Weltliteratur wie in der Geistesgeschichte der Menschheit. Es ist der große tragische Zug in seinem Wesen, den auch sein Haupt- und Meisterwerk nicht verleugnet, das er selbst eine „Schülerarbeit" und einen „Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts" nennt, — andern den Boden bereitet, das Vermächtniß seiner Ideen den schaffenden Geistern kommender Geschlechter über-

antwortet zu haben. „Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhunderte vollführen können, vollführen werden; glücklich, wenn alsdann diese Steine mit Erde bedeckt und wie der, der sie dahin trug, vergessen sein werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platze nur das schönere Gebäude dasteht..... Glücklich, wenn alsdann diese Blätter im Strome der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben." In diesen Worten, mit welchen er die „Ideen" den Zeitgenossen übergab, wird es offenbar, daß Herder das Wesen und die Bedeutung seines Wirkens in bescheidener Selbstbeurtheilung erkannte und bekannte. Es ist und bleibt aber die Pflicht einer an Erfolgen reichen Nachwelt, sich darauf zu besinnen, wem sie ihre Siege und Erfolge verdankt, den Zoll der Anerkennung und Dankbarkeit abzutragen an diejenigen, welche ihr den Boden für ihre Errungenschaften geebnet und die Grundsteine zu dem „schönern Gebäude" der fortgeschrittenen Menschheit gelegt haben. Ganz abgesehen von dem Umstand, daß diese geistigen Errungenschaften selbst erst aus den geschichtlichen Bedingungen richtig verstanden werden können, daß das Gesetz des Fortschritts fordert, aus der Geschichte und den Denkmalen des schaffenden Menschengeistes zu lernen; ist es auch eine Ehrenpflicht und ein Postulat des historischen Gewissens der Menschheit, den großen Bahnbrechern und Förderern der Fortschritte der Cultur und des wissenschaftlichen Denkens die Anerkennung zu zollen, auf die sie Anspruch und die sie mit dem Einsatz ihres Lebens verdient haben. Darum ist es auch eine Pflicht der Zeitgenossen, das Andenken eines Mannes zu erneuern, der als ein wahrer Lehrer der Menschheit eine hehre Gestalt in der Geschichte des deutschen Culturlebens ist. Es war ein Bedürfniß seiner Seele, die Männer, die seine geistige Entwickelung gefördert haben, durch „Denkmale" zu ehren. Ein solches Denkmal im Geiste soll auch ihm errichtet werden — den mitlebenden und kommenden Geschlechtern zu sagen: was er uns gewesen und was uns von ihm bleibt. Das ist ein geringer Preis für den, dem ein Denkmal bereitet ist im Andenken des

deutschen Volks, ein Denkmal, das erst untergehen kann, wenn der Stern des deutschen Volksgeistes im Sinken ist. In der Geschichte dieses Volksgeistes wird Herder's Name unter den ersten glänzen, als der Name eines Lehrers der Menschheit. Seine Ideen, die in den dauernden Besitz der modernen Cultur und Wissenschaft übergegangen und in denselben verwirklicht worden sind, bleiben für alle künftigen Geschlechter ein Denkmal seines Wesens.

Graf John Russell.

Von

Friedrich Althaus.

Der Tod Graf Russell's im Mai 1878 hat der längsten politischen Laufbahn unsers Jahrhunderts, der Laufbahn des letzten großen Führers der alten Whigpartei, ein spätes Ziel gesetzt. Ein Rückblick auf sein Leben ist ein Rückblick auf die Geschichte Englands während eines Zeitraumes von mehr als funfzig Jahren, besonders insofern dieser Zeitraum eine Epoche des politischen und socialen Fortschritts, ein Kampf um die Verwirklichung der Grundsätze war, welche das Glaubensbekenntniß der Whigs bildeten; und es ist wol der Mühe werth, sich den Gang der Ereignisse zu vergegenwärtigen im Zusammenhang mit dem Lebenslauf eines Mannes, der an der Gestaltung derselben einen so bedeutenden Antheil hatte und jedenfalls unter den historischen Charakteren unserer Epoche eine hervorragende Stelle einnehmen wird. Graf Russell schließt sich in der Vergangenheit unmittelbar an die Gruppe der Staatsmänner an, deren Hauptvertreter Charles James Fox war, während er in der uns näher liegenden Zeit Hand in Hand ging mit Cobden, Bright und Gladstone. Geboren zu Anfang der französischen Revolutionskriege, eröffnete er seine Thätigkeit als Parlamentsmitglied noch vor der Schlacht bei Leipzig. Noch während der letzten Lebensjahre Georg's III. errang er sich einen Ruf als Reformer, und bald unter den Führern der Opposition, bald als Minister kämpfte er seitdem unausgesetzt in der politischen Arena während der Regierungen Georg's IV., Wilhelm's IV. und Victoria's, bis, um die Zeit des Ausbruchs der jüngsten orientalischen Wirren, die Gebrechen des Alters seiner unmittelbaren Theilnahme an den parlamentarischen Verhandlungen,

wenn auch nicht seinem lebendigen Antheil an den zeitgenössischen Begebenheiten ein Ende machten. Ein so langes inhaltreiches Leben würde unter allen Umständen von Interesse sein; bei Graf Russell kommt als auszeichnende Eigenthümlichkeit noch das hinzu, daß es in allem Wechsel der äußern Verhältnisse zusammengehalten wurde durch die beständige Herrschaft leitender Ideen, durch die Einheit eines trotz aller Mängel festen, in sich geschlossenen Charakters. Diese Thatsache verleiht auch seiner Erscheinung mehr als sonst oft der Fall ist, den Charakter geschichtlicher Abgeschlossenheit und läßt schon so bald nach dem Abschluß seiner Laufbahn einen unparteiischen Ueberblick über dieselbe zu.

In den Parteikämpfen eines Landes wie England, wo die öffentlichen Zustände schon seit fast zweihundert Jahren sich auf einem constitutionellen Rechtsboden entwickelt haben, findet man vielfach Gelegenheit, die Macht des in unsern Tagen zu so allgemeiner Anerkennung gekommenen Princips der Vererbung zu beobachten. So haben auch Toryismus und Whigismus ohne Frage ihre erbliche Seite und bewähren durch toryistische und whigistische Familiengeschichten bis in die Gegenwart hinein die auf das Gebiet der Politik übergreifende Wahrheit der Darwin'schen Lehren. Andererseits wieder trägt die aneignende Gewalt der Verhältnisse nicht selten über die erblichen Elemente den Sieg davon. Aus den Whigs werden Tories, aus den Tories Whigs. Der verstorbene hochconservative Graf Derby stammte aus einer whigistischen Familie; Lord Palmerston, der „Feuerbrand" von Europa, begann seine Laufbahn als Tory; aus dem jugendlich feurigen Reformer Brougham wurde während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens ein mürrisch conservativer Greis. In Graf Russell's Laufbahn erscheint das erbliche Element mit dem persönlichen Charakter im vollkommensten Einklang. Er war der Sprößling einer altberühmten Whigfamilie und blieb sein ganzes Leben hindurch in seinem Denken und Thun, mit allen seinen Fehlern und Vorzügen, ein Whig, der hervorragendste Vertreter des Whigismus seiner Zeit. Das Motto

seiner Partei: „Bürgerliche und religiöse Freiheit für alle“, war das Motto seines Lebens.

Der Stammvater der Russell soll schon mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie nach England gekommen sein; doch läßt seine Nachkommenschaft sich nicht mit Gewißheit bis auf die später berühmt gewordenen Männer dieses Namens verfolgen. Ein Sir John Russell war zweimal Sprecher des Unterhauses in der Regierung Heinrich's VI.; ein anderer John Russell bekleidete in der Regierung Richard's III. die Würde des Kanzlers der Universität Oxford; allein die Abstammung des Staatsmannes, der in unserm Jahrhundert als Lord John Russell berühmt wurde, von einem jener frühern Namensvettern ist nicht erwiesen. Mit Sicherheit erscheint als Ahnherr der Familie erst ein John Russell in der Regierung Heinrich's VIII., der den König als Hofmann nach Frankreich begleitete, später, zum Lohn für seine Tapferkeit bei einem Seetreffen, wo er ein Auge verlor, zum Ritter geschlagen wurde, und 1539, nach andern dem König geleisteten Diensten, als Baron Russell von Cheneys die Peerswürde und den Hosenbandorden erlangte. Auch war mit dieser Rangerhöhung das Geschenk eines Herrengutes verbunden. Im Jahre 1540 verlieh dann der König demselben Lord Russell die infolge der Reformation confiscirte und säcularisirte Abtei Tavistock nebst 27 dazu gehörigen Meiereien, ein Besitzthum, welches, in der Regierung Eduard's VI. durch die Abteien Woburn und Thorney sowie durch Grundstücke in der Nähe von London vermehrt, die Familie Russell zu einer der begütertsten in England machte. Während derselben Regierung wurde Lord Russell endlich noch zum Grafen von Bedford erhoben. Ein Enkel dieses erfolgreichen Gründers der Familie, der seinerseits schon wegen seiner Tapferkeit im Felde zum Ritter geschlagen wurde, war der zweite Graf. Hierauf wurde zunächst berühmt Francis Russell, der vierte Graf, der Freund Eliot's, Selden's und Pym's und einer der Führer der Liberalen während der ersten Jahre der großen Revolution des 17. Jahrhunderts. Der fünfte Graf spielte keine bemerkenswerthe politische Rolle; um so bedeutender

war aber sein Sohn, Lord William Russell, der nach langen rühmlichen Kämpfen im Parlament gegen die reactionäre Politik Karl's II., im Jahre 1683 als Märtyrer für seine Ueberzeugungen auf dem Schaffot endete. Natürlich stand seitdem der Graf von Bedford unter denen, welche den Fall der Stuarts beförderten, in erster Reihe, und nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. wurde nicht nur das Urtheil gegen seinen heroischen Sohn widerrufen, sondern er selbst zum Herzog von Bedford erhoben. Ein Vetter Lord William's, Admiral Russell, wurde bald darauf wegen seines Siegs über die französische Flotte bei La Hogue (1697) von Wilhelm III. zum Grafen von Orford erhoben. Durch alle diese Vorgänge war der Whigismus gewissermaßen schon in der Familie Russell erblich geworden, und die vorherrschende Richtung der englischen Politik unter den Regierungen Anna's und der beiden ersten George trug dazu bei, diesen Charakter zu befestigen. Die Russell-Bedfords hatten einmal ihre Stelle unter den großen Revolutionsfamilien eingenommen und auch wenn ihre Vertreter sich nicht durch Talent oder Charakter auszeichneten, wie dies zum Beispiel bei dem zweiten und dem dritten Herzoge der Fall war, fiel das Gewicht ihres Einflusses doch immer auf die Seite der Whigs. Persönlich bemerkenswerth war erst wieder der vierte Herzog, der während einer ganzen Generation unter Georg II. und Georg III. in seiner Weise eine kaum minder einflußreiche politische Stellung einnahm als Graf Russell im 19. Jahrhundert. Es war dies derselbe Herzog von Bedford, der in den „Briefen des Junius" so hart mitgenommen wird, ein Mann von äußerst heftigem Temperament, von dem Fox erklärte, er sei „der unbändigste aller beherrschten Menschen in der Welt". Als englischer Botschafter in Paris machte er sich dem englischen Volke im höchsten Grade unliebsam, indem er 1762 auf Bute's Antrieb den Frieden unterhandelte, wodurch Friedrich der Große im Stiche gelassen und die meisten der im Siebenjährigen Kriege gemachten Eroberungen an Frankreich zurückgegeben wurden. Ihm folgte als fünfter Herzog im Jahre 1771 sein Enkel, der neben

Charles James Fox unter der kleinen Zahl der englischen Politiker glänzte, welche zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht von dem allgemeinen Strom der Reaction fortgerissen wurden, sondern trotz aller greuelvollen Ausschreitungen der Französischen Revolution unerschütterlich festhielten an ihren liberalen Ueberzeugungen. Er führte während dieser kritischen Zeit die Whigopposition im Oberhause, starb aber unverheirathet schon im Jahre 1802 und hatte als sechsten Herzog seinen Bruder Lord John Russell zum Nachfolger. Dieser sechste Herzog, der ebenfalls den alten whigistischen Traditionen der Familie treu blieb, sich aber mehr als Gönner der Künste und Wissenschaften und durch seine Bemühungen um die Verbesserung des Landbaues bemerklich machte, als durch politische Talente, war der Vater des Staatsmannes, der als Lord John Russell seinem altberühmten Namen frischen Glanz verlieh und 28. Mai 1878 als Graf Russell starb.

Als dritter Sohn dieses sechsten Herzogs von Bedford wurde Lord John Russell am 18. August 1792 in London geboren. Er wuchs auf unter den eben angedeuteten Eindrücken der französischen Revolutionskriege und war alt genug, um sich der Kämpfe zwischen Pitt und Fox und der Persönlichkeit des letztgenannten großen Staatsmannes und Redners, dem er als Knabe vorgestellt wurde, zu erinnern. Als Fox starb, hatte der junge Russell sein vierzehntes Jahr vollendet, und da von früh auf eine starke Neigung zur Politik bei ihm hervortrat, empfing er, in einer vorzugsweise von politischen Interessen erfüllten Umgebung, inmitten einer durch gewaltige Ereignisse erschütterten Zeit, schon als Knabe eine praktische politische Ausbildung, die für sein späteres Leben von entscheidender Wichtigkeit werden mußte. Seine Erziehung schildert er selbst in seinen im Jahre 1875 veröffentlichten Erinnerungen als „etwas zerstückt und gestört". Sie begann in einer Privatschule in dem Städtchen Sunbury am obern Lauf der Themse. Von dort kam er später auf die Westminsterschule in London, dann wieder in eine Privatschule in Kent. Im Jahre 1808,

als er eben sein sechzehntes Jahr vollendet, begleitete er Lord und Lady Holland auf einer Reise nach Spanien und Portugal, welche ungefähr ein Jahr dauerte. Wellington hatte damals seinen berühmten Halbinselkrieg begonnen und der junge Russell kehrte nach England zurück, voll von Begeisterung für diesen heldenmüthigen Kampf gegen die napoleonischen Unterdrückungsgelüste und für die Freiheit Spaniens. Er dachte nun, seine unterbrochenen Studien in Cambridge fortzusetzen; allein sein Vater erklärte: auf den englischen Universitäten sei nichts zu lernen, und schickte ihn statt nach Cambridge nach Edinburgh. In der That waren Oxford und Cambridge um jene Zeit mehr als je Sitze des conservativsten Toryismus, während Edinburgh als Hochschule des Liberalismus glänzte und deshalb von den Söhnen whigistischer Familien mit Vorliebe besucht wurde. Dort hatten Francis Jeffrey, Sydney Smith und Henry Brougham im Jahre 1802 die „Edinburgh-Review" begründet, lange Zeit das einflußreichste Organ der Whigs; dort blühte unter Dugald Stewart's Leitung die Speculative Gesellschaft, die Hauptlehrstätte rationalistischer Freidenkerei; dort fanden, außer den genannten Männern, Francis Horner, Lord Landsdowne, Lord Palmerston, Sir William Temple, sich in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts zusammen. Vermuthlich waren es besonders diese anregenden Einflüsse, welche der jüngere Sohn des großen Whighauses auf sich wirken ließ; wenigstens hören wir nicht, daß er irgendwelche akademische Auszeichnungen davontrug. Im Herbst des Jahres 1810 finden wir ihn wieder auf dem Wege nach der pyrenäischen Halbinsel, in jener Epoche der großen Continentalsperre fast der einzigen Gegend des europäischen Festlandes, welche englischen Reisenden offen stand. Er besuchte dort seinen Bruder Lord William Russell, der als Stabsoffizier unter Sir Thomas Graham, dem tapfern Vertheidiger von Cadix, diente, auf der Isla de Leon, dann, in Begleitung der Obersten Stanhope und Walpole, Lord Wellington in den Linien von Torres-Vedras. Was er damals im Felde von Wellington sah, hinterließ ihm einen tiefen Eindruck und legte

den Grund zu einer Achtung vor dem Genie des englischen Feldherrn, die er auch dann nicht vergaß, als er später in dem erfolgreichen General einen der unbeugsamsten politischen Gegner, einen der starrsten Vorkämpfer des Toryismus zu bekämpfen hatte. Ein anderer Nachklang seines Aufenthalts in Spanien war die Tragödie „Don Carlos", deren Anfänge wahrscheinlich noch in die Kriegsjahre zurückreichen, obgleich sie erst 1822 veröffentlicht wurde. Der junge Russell besuchte Wellington von neuem während der Belagerung von Burgos, im Herbst des Jahres 1812 und endlich, nach Wellington's Siege bei Vittoria, zum dritten mal im Sommer des Jahres 1813 in den Pyrenäen. Von dort beabsichtigte er, eine große Reise nach Osteuropa zu unternehmen und über Moskau und Petersburg in die Heimat zurückzukehren. Im Juli des Jahres 1813 jedoch erreichten ihn Nachrichten, welche die Ausführung dieser Plane hinderten. Ein Brief seines Vaters meldete ihm den Tod Mr. Fitzpatrick's, eines der Parlamentsmitglieder für Tavistock, und den Beschluß des Herzogs, diesen vacanten Sitz für einen Flecken, der zu den sogenannten Taschenflecken des Hauses Bedford gehörte, seinem Sohne zu übertragen. Infolge dieser willkommenen Kunde eilte Lord John Russell ohne Verzug nach England, und wie Fox vor ihm, nahm er, noch ehe er das gesetzliche Alter der Mündigkeit erreicht hatte, seinen Sitz im Parlament ein.

Es war das Jahr der Schlachten bei Vittoria und bei Leipzig, das Jahr des vollständigen Zusammenbruchs der napoleonischen Herrschaft in Spanien und in Deutschland. Die auswärtige Politik beschäftigte daher fast ausschließlich die öffentliche Aufmerksamkeit und im Zusammenhang mit den auswärtigen Ereignissen machte auch Lord John Russell sein erstes parlamentarisches Debut. Es handelte sich um den Vertrag über die Abtretung Norwegens an Schweden, eine Maßregel, durch welche die europäischen Mächte, unter Zustimmung Rußlands und Englands, den Abfall Bernadotte's belohnen, die schwankende franzosenfreundliche Haltung Dänemarks bestrafen

wollten. Die kleine Zahl entschiedener Whigs, welche sich unter der Führung von Fox und Grey seit dem Ausbruch der Revolutionskriege beharrlich der auswärtigen Politik der herrschenden Partei widersetzt hatte, bekämpfte auch diesen diplomatischen Gewaltstreich und am 14. Juli 1814 hielt Lord John Russell in diesem Sinne seine Jungfernrede. Es war ein charakteristisches, wennschon kein glänzendes erstes Auftreten. Man mochte über die Unerschrockenheit des jungen Politikers erstaunen; seine Rede als solche war wenig geeignet, einem unpopulären Gegenstande Theilnahme zu gewinnen, oder von seiner parlamentarischen Laufbahn besonders günstige Vorstellungen zu erwecken. In der That glänzte er, so große Verdienste er sich später als Staatsmann erwarb, als Redner nie in demselben Sinne wie Pitt und Fox vor ihm, oder wie Derby, Bright und Gladstone neben ihm. Die trockene, kühle, geschäftsmäßige Art und Weise, der Mangel an Schwung und Feuer, die man ihm später so oft zum Vorwurf machte und über die er sich nur bei besondern Gelegenheiten zu höhern rednerischen Leistungen erhob, wurden schon damals empfunden. Während der Parlamentsferien von 1814 reiste er mit seinem Vater in Italien und stattete von Livorno aus in einer englischen Kriegsbrig dem gefallenen Napoleon auf Elba einen Besuch ab. Auch dieses Zeichen der Sympathie oder doch des Interesses hatte wol theilweise seinen Grund in whigistischen Traditionen. Die nach Frankreich zurückgekehrte bourbonische Dynastie hatte damals schon angefangen, ihre reactionäre Politik ins Werk zu setzen, und nach gewissen Aeußerungen Napoleon's in seiner Unterhaltung mit Lord Russell sagte dieser bereits im Jahre 1814 das abenteuerliche Unternehmen des verbannten Kaisers voraus, welches im März 1815 wirklich stattfand. Sein eigenes bald darauf erfolgendes zweites Auftreten im Parlament stand in unmittelbarer Verbindung mit diesen Begebenheiten: mit Napoleon's Landung von Elba und der zeitweiligen triumphirenden Rückkehr Frankreichs unter die napoleonische Herrschaft. Es ist eine lange vergessene, aber deshalb nicht minder bemerkenswerthe Thatsache, daß in jenem fieberisch aufgeregten

Augenblicke, als die Resultate so langer blutiger Kämpfe noch einmal in Frage gestellt schienen und ganz Europa sich zu einem neuen Kriege rüstete, eine Minorität von 73 Whigs im Unterhause die Kriegserklärung gegen Napoleon bekämpfte und zwar auf Grund des schon zu Anfang der Revolutionskriege von Fox vertretenen Grundsatzes: daß man kein Recht habe, sich in die innern Angelegenheiten einer Nation einzumischen, ihr eine Regierung aufzuzwingen, die sie verwerfe. Lord John Russell sprach und stimmte in dieser Minorität und entschiedener hätte er seinen Whigismus nicht bethätigen können. Aber die Tage Napoleon's waren gezählt. So berechtigt jenes Votum als Protest gegen die bourbonische Reaction und ihre europäischen Bundesgenossen sein mochte, so entschieden verdiente auch das napoleonische Regiment seine Verurtheilung durch die Geschichte. Der Krieg wurde erklärt und wenige Wochen später brachte Napoleon's Niederlage bei Waterloo der kampfmüden Welt den Frieden. Mit diesem Umschwung erreichte auch die kurze einleitende Episode in Lord John Russell's politischer Laufbahn ihr Ende. Denn die Friedensjahre von 1815 an drängten neue politische und nationale Aufgaben ans Licht. Es begann ein Zeitraum, der für England durch die Kämpfe und Werke des Friedens ebenso merkwürdig werden sollte wie der vorhergehende durch die Thaten des Kriegs, und in dessen Begebenheiten dem jungen Whig eine bedeutsame Rolle vorbehalten war.

Die innere Lage Englands unmittelbar nach dem Ende der großen Kriege gegen das revolutionäre und kaiserliche Frankreich war eine traurige. Die Nation war erschöpft durch ihre gewaltigen Anstrengungen. Die öffentliche Schuld war seit dem Jahre 1793 von 228 auf 800 Millionen Pfd. St. gestiegen. Handel und Industrie lagen danieder; schlechte Ernten vermehrten die allgemeine Noth und, was noch schlimmer, an der Spitze des Staats stand eine Partei, die jeder Reform, jeder einsichtsvollen Berücksichtigung der nationalen Uebelstände grundsätzlich abgeneigt war. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatten, unter der anfeuernden Leitung Pitt's, die Conservativen selbst den Weg der Reform betreten. Die revolutionären Ex-

cesse und mehr noch die revolutionären Kriege hatten jedoch diesen Reformversuchen rasch ein Ziel gesetzt und die Minister, welche den großen Pitt abgelöst hatten, waren nur zu geneigt, dem allgemeinen Strom der europäischen Reaction zu folgen. Altes herzustellen gab es für sie nichts, da England unberührt geblieben war von den gewaltsamen Wirkungen revolutionärer Einflüsse. Um so entschlossener waren sie, jeder Neuerung entgegenzutreten, alles beim Alten zu bewahren. Ihre Macht dazu schien beinahe unbegrenzt; denn nicht blos war die whigistische Opposition durch die Ungunst der Verhältnisse, während einer mehr als dreißigjährigen Herrschaft ihrer Gegner, zersplittert, auf eine kleine Zahl zusammengeschwunden; der glückliche Ausgang des Kriegs verlieh auch der toryistischen Regierung den Glanz äußern Ruhmes und der thatsächliche König von England, der Prinz-Regent, der seit 1811 statt des alten wahnsinnigen Georg III. herrschte, hatte längst seine frühern whigistischen Sympathien abgestreift und sich rückhaltslos mit den Hochtories identificirt. Premierminister war Lord Liverpool, Minister des Auswärtigen Lord Castlereagh, Männer, die nach innen und nach außen verständnißvoll zusammenwirkten zu einer Politik der Reaction. Von welchem Geiste diese Regierung beseelt war, zeigte noch im Jahre der großen europäischen Friedensschlüsse (1815) das von ihr eingebrachte neue Korngesetz, durch welches, zu einer Zeit allgemeiner Theuerung, die Einfuhr von Korn so gut wie unmöglich gemacht wurde. Die Noth des Volks schien nicht in Betracht zu kommen, wenn man nur das Monopol der bevorrechteten Klassen der großen Grundbesitzer wahrte. Dabei wurde, trotz des lastenden Drucks hoher Steuern und einer ungeheuern Nationalschuld, das alte verschwenderische System der Ausgaben fortgesetzt und, als bei der Adreßdebatte der Session von 1816 die Opposition einen Verbesserungsantrag zu Gunsten einer sparsamern Verwaltung befürwortete, „die unwissende Ungeduld gegen die Besteuerung" verhöhnt. Es war nicht zu verwundern, wenn solche Zustände eine weitverbreitete Unzufriedenheit erregten, zumal da, bei den gedrückten Handelsverhältnissen, die

Zahl der Misvergnügten vermehrt wurde durch die Menge der Arbeitslosen, sowie durch viele Tausende der nach dem Friedensschluß entlassenen Matrosen und Soldaten. Schon das Jahr 1816 war durch Brottumulte, Feuerstiftungen auf dem Lande und planmäßige Zerstörung der neu eingeführten Maschinenwerke in den Fabrikstädten bezeichnet. Zugleich erhob sich, inmitten dieser aufgeregten Vorgänge, naturgemäß wieder der lange fast verhallte Ruf nach Reform der parlamentarischen Vertretung. Denn wie durfte man auf das Kommen einer bessern Zeit hoffen, solange die Macht in den Händen einer reactionären Partei war, die alle ihren Klasseninteressen nachtheiligen Reformplane durch unterwürfige parlamentarische Majoritäten hintertreiben konnte?

Lord John Russell nahm an der unter diesen Umständen erwachenden Reformagitation nicht sofort einen thätigen Antheil, vermuthlich weil er überhaupt jedem gewaltsamen Verfahren abgeneigt war. Aber in ganz England bildeten sich Reformclubs mit der Forderung jährlicher Parlamente und allgemeinen Stimmrechts, und Männer von radicalerer Sinnesweise, wie Sir Francis Burdett, Major Cartwright, William Cobbett und Henry Hunt, schürten durch feurige Reden und Schriften die herrschende Gärung. Auf toryistischer Seite sah man in diesen Symptomen einer tiefbegründeten Unzufriedenheit nichts als den staatsgefährlichen Geist der Revolution, und als bei der Wiedereröffnung des Parlaments, am 28. Januar 1817, dem Prinz-Regenten die Wagenfenster eingeworfen wurden, erwiderte das Ministerium die populären Demonstrationen durch die Einbringung von Bills zur Verhinderung aufrührerischer Versammlungen und zur Suspension der Habeas-Corpus-Acte. Das war ein Angriff auf zwei der Hauptbollwerke der Verfassung, auf zwei der Hauptерrungenschaften der großen Revolution. Die Whignatur empörte sich in Lord John Russell gegen diese extremen Maßregeln und bei den Debatten welche sie hervorriefen, erhob er laut seine Stimme in einer Rede, die von seinem Geist und Talent das erste verheißungsvolle Zeugniß ablegte. Seine Gesundheit war damals so leidend, daß er daran gedacht hatte,

seinem Sitz im Parlament ganz zu entsagen. Aber keine Körperschwäche, so erklärte er, solle ihn verhindern, zu protestiren gegen die Feststellung des gefährlichsten Präcedenzfalles, der je in Vorschlag gebracht worden. „Wenn wir", so bemerkte er, „in die Geschichte zurückblicken, so ist der erste bemerkenswerthe Präcedenzfall derjenige der Begründung dieses Gesetzes" (der Habeas=Corpus=Acte). „Ein Jahr vorher (1678) war eine Verschwörung entdeckt worden, die, obgleich später nur als ein Beispiel von Leichtgläubigkeit erwähnt, damals den beunruhigendsten Anschein hatte. Nicht weniger als zweihundert Personen, darunter manche vom höchsten Range, waren angeklagt, sich zum Morde des Königs verschworen zu haben. Man glaubte, der präsumtive Thronerbe sei in die Verschwörung verwickelt und fremde Mächte seien bereit, mit Geld und Truppen bei dem Umsturz unserer Constitution in Kirche und Staat zu helfen. Dennoch legten die Lords und die Gemeinen zu jener Zeit der königlichen Zustimmung eben diese Habeas=Corpus=Acte vor, welche man jetzt wegen weit geringerer Gefahren aufheben will. Wir reden viel — ich glaube viel zu viel — von der Weisheit unserer Vorfahren. Ich wollte, wir ahmten den Muth unserer Vorfahren nach. Sie waren nicht bereit, ihre Freiheiten am Fuße des Thrones niederzulegen bei jedem leeren oder eingebildeten Schrecken." Dann auf die Frage der Parlamentsreform anspielend, warnte er das Haus: es werde diese Frage bald in ihrem ganzen Umfang zu erörtern haben, und beschwor die Majorität, den Agitatoren nicht Grund zu geben, zu erklären: „Wenn das Volk um Reformen bitte, verweigere man jede Neuerung; wenn die Krone um Schutz bitte, billige man ein neues Gesetzbuch." Diese Rede brachte einen Eindruck hervor; sie war zugleich die erste Andeutung der Bahn, auf welcher der Mann, der sie hielt, seine größten Erfolge erringen sollte. Allein die Regierung, auf ihre Uebermacht trotzend, war taub gegen jede Warnung und ihre Vorschläge wurden mit überwältigender Stimmenmehrheit angenommen.

Dieser Ausgang übte auf Lord John Russell bei der

niedergeschlagenen Stimmung, in der er sich schon befand, eine erschütternde Wirkung. Die Lage der Dinge erschien ihm so völlig hoffnungslos, daß er den Muth zur Bekämpfung ihrer Misbräuche verlor und, an der Politik verzweifelnd, seinen Sitz im Parlament aufgab. Wie Macaulay in spätern Jahren erörterte er damals mit sich selbst das Problem der Wahl zwischen einer politischen und einer literarischen Thätigkeit und die Wagschale schien sich zu neigen zu Gunsten der letztern. In diese Zeit fällt das „Remonstrance“ betitelte Gedicht seines Freundes Thomas Moore, worin der hoffende Dichter dem verzagenden Politiker Muth einredet, ihn auffordert, seine Kraft, die dem Vaterland noththue, demselben in so dunkler Stunde nicht zu entziehen.

Oh no! never dream it — while good men despair,
Between tyrants and traitors and timid men bow,
Never think for an instant thy country can spare
Such a light from her darkening horizon as thou.

In der That bewirkten mehrere Monate eines zurückgezogenen Lebens die Herstellung seiner Gesundheit und eine tiefere Selbstprüfung die Aenderung seines Entschlusses. Die schriftstellerische Neigung gärte in Lord Russell und fand während eines langen Lebens Ausdruck in einer ziemlich langen Reihe von Schriften. Aber weder in Stärke noch in Leistungsfähigkeit bildete sie ein so wesentliches Element seiner Natur wie bei Macaulay oder D'Israeli. Seine politische Gedankenrichtung und Begabung überwogen bei weitem die literarische. Alle diese Umstände beschleunigten seine Rückkehr in das öffentliche Leben. Als im Jahre 1818 allgemeine parlamentarische Neuwahlen stattfanden, nahm er wieder seinen Sitz für Tavistock ein. Die öffentlichen Zustände hatten sich inzwischen nicht gebessert. Die Reaction freiheitsfeindlicher Maßregeln dauerte fort; auch die Preßfreiheit wurde durch häufige Processe bedroht. Nach außen war das Jahr 1818 das Jahr des Abschlusses der Heiligen Allianz. Andererseits wurde die Reformbewegung, trotz der einschüchternden Politik der Regierung, von

den radicalen Agitatoren wach gehalten. Die Handelskrise von 1818—19 gab dieser Bewegung einen frischen Impuls. Im Januar 1819 versammelte das Volk von Manchester sich in einem Massenmeeting zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts und des Freihandels, bei dem Henry Hunt eine der aufregenden demagogischen Reden hielt, die ihn in der Geschichte jener Zeit unter dem Beinamen „Redner Hunt“ als Charakterfigur gestempelt haben. Im Juli desselben Jahres befürwortete Sir Francis Burdett im Unterhause von neuem seinen seit Anfang des Jahrhunderts empfohlenen Plan einer Radicalreform; einige Wochen später wählte das vom parlamentarischen Wahlrecht ausgeschlossene Volk von Birmingham auf eigene Faust Sir Charles Wolseley als „legislatorischen Sachwalter und Vertreter“. Ueberall in den Fabrikdistricten herrschte leidenschaftliche Gärung. Man bemerkte, daß auch die Frauen an den politischen Versammlungen theilzunehmen anfingen, und es hieß, daß in den Städten von Lancashire und Yorkshire eine geheime Organisation bestehe, deren Mitglieder sich in den Waffen übten und einen Aufstand vorbereiteten. Die Regierung schritt mit Anklagen und Verhaftungen ein, verbitterte aber dadurch nur die schon gereizte Stimmung. Endlich, am 16. August 1819, kam es zu einer blutigen Katastrophe. Ein Massenmeeting war für diesen Tag auf den Saint-Peters-Fields bei Manchester angesagt. Der „Redner Hunt“ sollte den Vorsitz führen; die politischen Clubs der benachbarten Städte schickten zahlreiche Vertreter. Der Magistrat von Manchester, durch Befehle aus London angestachelt, beschloß die Verhaftung des Vorsitzenden und der Hauptredner und unmittelbar nach dem Beginn des Meetings erschien die zu diesem Zwecke herbeigerufene berittene Miliz auf dem Felde. Außer Stande, sich durch die Volksmasse ihren Weg zu bahnen, schickte die Miliz nach Hülfe, worauf Husaren anrückten, die auf das Volk einhieben. Nach einem Handgemenge von etwa zehn Minuten blieben ein halbes Dutzend Todte und 40—50 Verwundete auf dem Platze. Hunt und die meisten seiner Freunde wurden gefangen genommen.

Es war dies ein Ereigniß, welches mit Recht die peinlichste Aufregung hervorrief. Die Urtheile fielen nach den Parteistandpunkten verschieden aus; über den gefahrdrohenden Charakter des Vorgefallenen konnte kaum eine Meinungsverschiedenheit herrschen und noch immer hat „das Manchester- oder Peterloo-Gemetzel" in der neuern englischen Geschichte einen übeln Klang bewahrt. Die öffentliche Aufregung war so groß, daß das Ministerium sich bewogen fand, das Parlament mehrere Monate vor der gewöhnlichen Zeit, im November 1819, einzuberufen. Den rückschauenden Beobachter der Ereignisse überrascht die Blindheit der herrschenden Partei, die in dem gesammten Gang der Dinge seit dem Jahre 1815 nichts weiter erkannte als die Ausschreitungen des revolutionären Geistes, ein gesetzloses Gebahren, das nur insofern Berücksichtigung verdiente, als man ihm den unterdrückenden Widerstand tyrannischer Gewalt entgegensetzte. Das aber war die vorherrschende Ansicht. An das Bestehen tiefer liegender Uebel, an die Reform wuchernder Misbräuche wurde nicht gedacht. Eine lange Reihe repressiver Maßregeln (die sogenannten „Sechs-Acte"): zur schnellern Handhabung der Justiz, zur Verhinderung geheimer militärischer Uebungen, zur Verhinderung und Bestrafung gotteslästerlicher und aufrührerischer Schriften, eine Acte, welche ermächtigte zur Wegnahme von Waffen, eine Stempelacte zur Beschränkung der Preßfreiheit und eine Acte zur Verhinderung aufrührerischer Versammlungen bezeichneten den Anfang der außerordentlichen Session. Um so höher steht das Verdienst der Männer, die inmitten so trüber Zeit das Banner der Reform erhoben. Und in der Laufbahn Lord John Russell's, als eines reformirenden Staatsmannes, war es eben diese hoffnungslose Session von 1819, die den entscheidenden Wendepunkt bildete.

Es war ihm damals aus allen seinen politischen Erfahrungen klar geworden, daß ohne Reform des Parlaments an eine wirkliche Besserung der öffentlichen Zustände nicht zu denken sei. „Ich konnte", sagt er, im Rückblick auf jene Zeit, in seinen mehr als funfzig Jahre später geschriebenen Erinnerungen, „nicht verstehen, wie ein liberales Ministerium mit der geringsten Aus-

sicht auf Dauerhaftigkeit gebildet werden könne, während eine Phalanx von Vertretern geschlossener toryistischer Flecken zu jeder Zeit die liberalen Staatsmänner aus dem Amt vertreiben und sie durch eine Buße von zehn oder zwanzig Jahren das Verbrechen sühnen lassen konnte, Maßregeln vorgeschlagen zu haben, welche der religiösen Freiheit günstig oder corrupten Ausgaben feindlich waren. Nur mittels einer ernst betriebenen und entschlossen durchgeführten Parlamentsreform durfte man hoffen, jenes System politischer Unterdrückung, religiöser Intoleranz und verschwenderischer Staatsausgaben zu hemmen, welches aufrecht erhalten wurde durch die ganze Macht einer großen in auswärtigen Kriegen siegreichen Partei, einer Partei, welche befestigt war durch die Verfügung über Wahlflecken, die ihr eine Stimmenmehrheit im Unterhause sicherten, und die unüberwindlich schien durch den langen Besitz ministerieller Patronatsrechte, welche sich über die Kirche, die Gerichte, die Armee, die Flotte und die Colonien erstreckten.“ Eine solche Partei aber zur Bewilligung eben dieser Parlamentsreform zu veranlassen, die zu allen andern Reformen die nothwendige Vorbedingung bildete, war eine Aufgabe, die ebenso viel Klugheit und Vorsicht erforderte als Muth und Ausdauer. Nicht blos die Tories, auch die Mehrzahl der Whigs hatten kein Herz für die Parlamentsreform. Lord Russell selbst gesteht, er persönlich habe eine Art von abergläubiger Ehrfurcht empfunden vor einem System, das ihm unauflöslich verknüpft geschienen mit den Freiheiten Englands und der protestantischen Thronfolge. Mit den radicalen Agitatoren konnte und wollte er seiner ganzen Sinnesweise gemäß nicht gehen; andererseits konnte es kaum fehlen, daß sein eigenes Unternehmen durch die Misgunst der Reaction litt, welche das Auftreten jener hervorgerufen. Nichtsdestoweniger war sein Entschluß gefaßt. Der Kampf für die Reform des Parlaments und alles, was diese einschloß, war das beseelende Princip seiner politischen Ueberzeugungen geworden und trotz aller unvermeidlichen Enttäuschungen und Niederlagen ließ er seitdem nicht eher ab von diesem Kampfe, als bis der Sieg errungen war.

Zu Anfang der Session von 1819 hatte das Ministerium die „Sechs-Acte" eingebracht; am 14. December desselben Jahres stellte Lord John Russell seinen ersten Antrag auf Reform des Parlaments. Der herrschende Zustand der parlamentarischen Vertretung als solcher war vollkommen geeignet, den Zorneifer eines Reformators herauszufordern. Das Parlament jener Tage vertrat in Wahrheit die Interessen der grundbesitzenden Aristokratie des 17. und 18. Jahrhunderts, nicht die Interessen der englischen Nation des 19. Jahrhunderts. Die Mehrzahl der Parlamentsmitglieder wurde gewählt von Taschenflecken, d. h. von Flecken, deren Wahlrechte Eigenthum („in den Taschen") der Aristokratie waren, oder von verrotteten Flecken, d. h. Ortschaften, die verkommen, ja, in einigen Fällen ganz untergegangen waren, aber trotzdem die alten Wahlrechte behaupteten. Die gröbsten Misbräuche herrschten bei den Wahlen. Mit den Sitzen wurde ein förmlicher Handel getrieben; Taschenflecken und andere Flecken wurden gekauft und verkauft. Der Erdwall von Old-Sarum schickte zwei Mitglieder ins Parlament, während die großen, nach der Revolution aufgeblühten Mittelpunkte der neuern Industrie: Leeds, Sheffield, Halifax, Birmingham, Manchester, ohne jede parlamentarische Vertretung waren. Aber ungeachtet aller seiner grellen Misbräuche wurzelte dies ganze System so tief und weitverzweigt in den allgemeinen Zuständen, daß Lord Russell, indem er dasselbe angriff, es für das Weiseste hielt, die Lehre zu befolgen, dergemäß Vorsicht des Muthes besserer Theil ist. Er erklärte, es sei nicht seine Absicht, eine Maßregel zu befürworten, welche eine Untersuchung des gesammten Zustandes der parlamentarischen Vertretung bezwecke. Nur den schlimmsten Uebeln wünsche er zu steuern. Er legte demnach seine Vorschläge in vier Resolutionen nieder. Die erste erklärte, daß nachweisbar corrupten Flecken das Wahlrecht entzogen werden solle; die zweite, daß die diesen Flecken entzogenen Sitze übertragen werden sollten auf Städte von nicht weniger als 15,000 Einwohnern und auf die größern Grafschaften; die dritte, daß es die Pflicht des Parlaments sei, fernere Mittel in Erwägung zu ziehen zur Entdeckung und Verhütung der Bestechung bei

den Wahlen; die vierte, daß die beiden Parlamentssitze des notorisch und hoffnungslos corrupten Fleckens Grampound (in Cornwall) übertragen werden sollten auf die Stadt Leeds. So mäßig indeß diese Anträge waren, so wenig wurden sie unterstützt. Auch die Liberalen behaupteten eine abwehrende Haltung und ein alter Whig bemerkte gegen den jungen siebenundzwanzigjährigen Reformer aus dem Hause Bedford: Anträge auf Reform seien der Partei stets nachtheilig. Mehr Erfolg hatte Lord Russell im Februar 1820, da das Unterhaus seinen Vorschlag zur Entziehung des Wahlrechts von Grampound und mehrern andern verrotteten Flecken thatsächlich annahm. Wie vorauszusehen, wurde jedoch auch dieser kleine Beginn einer Reform vom Oberhause verworfen.

Inzwischen war König Georg III. nach einer sechzigjährigen Regierung endlich gestorben (29. Januar 1820). Der Prinz-Regent bestieg als Georg IV. den Thron und im März 1820 fanden die bei Thronbesteigungen üblichen allgemeinen Neuwahlen statt. Lord John Russell wurde diesmal nicht wieder für Tavistock, sondern für Huntingdonshire gewählt. Große Hoffnungen konnte der Beginn der neuen Regierung nicht erwecken. Sie war, bei der eigenthümlichen Lage der Dinge, im Grunde nur eine Fortsetzung der vorhergehenden; das Ministerium Liverpool blieb im Amte; auch das Verhältniß der Parteien in dem neuen Parlament blieb wesentlich unverändert dasselbe wie zuvor. Die erste Session, das erste Regierungsjahr Georg's IV. vergingen in unerfreulichster Aufregung. Ihr Interesse concentrirte sich vor allem auf die Verschwörung Thistlewood's und den scandalösen Ehescheidungsproceß des Königs gegen seine Gemahlin. An den Verhandlungen über beide nahm Lord John Russell keinen hervorragenden Antheil. Erst im Mai 1821 finden wir ihn wieder mit seinen Resolutionen für Parlamentsreform im Felde. Lord Castlereagh, der Führer der Ministeriellen im Unterhause, erklärte sich nun bereit, die Parlamentssitze des corrupten Grampound auf einen andern Wahlkreis in Cornwall zu übertragen; doch Lord Russell verweigerte die Annahme dieses

glänzenden Zugeständnisses. Er bestand auf der Uebertragung der Sitze an Leeds. Eine Mehrheit des Unterhauses stimmte für seinen Vorschlag; die Lords dagegen wollten von Leeds, von der Wegnahme der Vertretung eines Gerstenfeldes, wie man es ausdrückte, zu Gunsten eines Kohlenfeldes, nichts hören. Das Höchste, wozu sie sich verstehen wollten, war die Uebertragung der Sitze an die Grafschaft York. Es war nicht viel, aber es war besser als nichts, in der That der erste kleine Anfang einer Reform, und Lord Russell nahm den Vergleich an. Im April 1822 trat er von neuem mit seinen übrigen Reformresolutionen auf, diesmal in einer großen dreistündigen Rede, allerdings nur um geschlagen zu werden; denn nichts lag der Mehrheit des Unterhauses ferner als der Gedanke an umfassendere Reformen. Indeß so gering sein Erfolg war, so tief war er überzeugt von der Gerechtigkeit seiner Sache, so fest entschlossen, sie trotz aller Hemmnisse weiter zu führen. Noch lastete die Wucht der großen europäischen Reaction schwer auf allen Verhältnissen; aber es fehlte auch nicht an Zeichen eines Umschwungs, an Hoffnung auf das Kommen besserer Zeiten. An Lord John Russell's Seite kämpften Männer wie Henry Brougham, Lord Althorp, Sir James Mackintosh, Tierney, Francis Joseph Hume, und im Herbst 1822 beraubte der Selbstmord Lord Castlereagh's die hochtoryistische Politik des Ministeriums ihrer mächtigsten Stütze. Canning nahm als Minister des Auswärtigen die von Castlereagh geräumte Stelle ein. Freilich war auch Canning ein erklärter Gegner der Parlamentsreform; die ganze übrige Richtung seiner Sinnesweise mündete jedoch in den Strom liberaler Ideen und vor allem war er es, der die auswärtige Politik Englands ablöste von dem Schlepptau der Heiligen Allianz und sie in neue freiere Bahnen lenkte. Canning's Auftreten in Bezug auf die spanische Revolution, auf den griechischen und den südamerikanischen Freiheitskampf, seine berühmte Erklärung gegen die despotische Einmischungspolitik in die innern Angelegenheiten der Nationen, wurden überall in Europa als die Regung eines freiern Geistes empfunden und übten auch auf die Stimmung der englischen Liberalen einen

erfrischenden Einfluß. Zugleich ergriff die Reformbewegung immer weitere Kreise. In der Session von 1823 erschienen die Sheriffs von London an der Barre des Unterhauses mit einer Reformpetition der Bürgerschaft der City; und eine andere gewaltige Reformpetition von 380 Fuß Länge, bedeckt mit vielen Tausenden von Unterschriften, wurde überreicht von den Freisassen der Grafschaft Yorkshire. Unter solchen Umständen konnte Lord John Russell seine nun schon ständig gewordenen Resolutionen mit vermehrter Zuversicht befürworten, wenngleich die 169 Parlamentsmitglieder, die mit ihm stimmten, durch eine ministerielle Majorität von 111 Stimmen aus dem Felde geschlagen wurden. Es war ein Kampf thätiger Ausdauer gegen passive Unbeweglichkeit, ein Kampf der Aufklärung gegen die Tradition, ein unermüdlich wiederholtes Fordern um Einlaß in der Hoffnung auf das endliche Oeffnen der hartnäckig verschlossen gehaltenen Pforte, dessen muthvolle zähe Beharrlichkeit aller Bewunderung werth ist. Auch auf andern Gebieten des Nationallebens rührte sich der Reformeifer. Brougham und Mackintosh wirkten als Hauptvorkämpfer für Gerichtsreform und Volksbildung, Hume für Reform des Staatshaushaltes, Wilberforce und Buxton für die Abschaffung der Negerklaverei in den englischen Colonien. Alle diese Forderungen bildeten Theile des liberalen Programms, um deren Erlangung auch Lord Russell an der Seite seiner Parteigenossen kämpfte. Allein persönlich war und blieb er am entschiedensten identificirt mit der Frage der Parlamentsreform, welche in Wahrheit die Lösung der genannten und mancher andern Probleme in sich schloß.

Während des Jahres 1824 erhielt diese vorwärts drängende Bewegung einen wichtigen Zuwachs durch die erneuerte Agitation der irischen Frage. Diese Frage hatte seit der Union Irlands und Englands zu Anfang des Jahrhunderts mannichfache Phasen durchlaufen. Ihr Kern war die Katholikenemancipation, d. h. das Verlangen der politischen Gleichberechtigung der Katholiken mit den Protestanten, ihre Zulassung ins Parlament und zu den öffentlichen Aemtern und Würden, von denen sie durch die

Fassung des protestantischen Suprematseides ausgeschlossen waren. Toryistische wie whigistische Staatsmänner, Pitt sowol als Fox, Grenville wie Perceval, hatten die Gerechtigkeit dieser Forderung anerkannt. Georg III. hatte ihr jedoch den zähesten Widerstand entgegengesetzt und nach dem letzten unheilbaren Wahnsinnsanfall des Königs im Jahre 1811 war man innerhalb des Ministeriums übereingekommen, die Katholikenemancipation als eine offene Frage zu betrachten, während die Katholiken selbst, überzeugt von der Hoffnungslosigkeit fernerer Bemühungen, sich in das Unvermeidliche gefügt hatten, solange der alte wahnsinnige König lebte. Der Tod Georg's III. erweckte nun von neuem die alten Hoffnungen. Nicht weil man dem Reformeifer des „ersten Gentleman von Europa", seines Nachfolgers, viel zutraute; aber dieser war wenigstens durch kein fanatisches Gelübde gefesselt und wenigstens ein Theil seiner Minister, darunter Canning, Palmerston, Huskisson und Goderich, waren den Forderungen der Katholiken günstig. In der That wurde die Katholikenemancipation seitdem wieder erörtert; doch eine praktische Wendung der Debatte trat erst im Jahre 1824 ein, als Daniel O'Connell die „Catholic-Association" als Werkzeug der Beschwerden des irischen Volks organisirte. Als unmittelbare Folge dieses Vorgehens kamen in der Session von 1825 zwei Anträge vor das Unterhaus: eine Bill Sir Francis Burdett's, für die politische Emancipation der Katholiken, und eine Resolution Lord Egerton's, zu Gunsten der Dotirung der römisch-katholischen Kirche in Irland. Beide Maßregeln wurden von dem Unterhause gutgeheißen; für beide erklärte sich auch Lord John Russell. Ganz besonders hegte er von der Dotirung der katholischen Kirche die größten Erwartungen, Erwartungen die ihn noch funfzig Jahre später in dieser Maßregel ein Universalmittel zur Heilung der irischen Schäden erkennen ließen, wennschon seine jüngern Zeitgenossen außer Stande waren eine so hoffnungsvolle Ansicht zu theilen. Beide Vorschläge erlagen übrigens dem gewöhnlichen Schicksal der Reformversuche jener Zeit, indem sie vom Oberhause verworfen wurden. Selbst in manchen liberalen Wahlbezirken waren

damals die Meinungen über die Katholikenemancipation noch so getheilt, daß Lord John Russell bei den allgemeinen Neuwahlen von 1826 seinen Sitz für Huntingdonshire wegen seiner Reden und Abstimmungen in dieser Sache einbüßte. Der irische Flecken Bandon-Bridge wählte ihn statt dessen zu seinem Vertreter.

Das neue Parlament versammelte sich im November 1826 und hatte noch nicht lange gesessen, als ein persönlicher Unfall des Premierministers die Lage der Dinge noch entscheidender veränderte als vier Jahre früher der Selbstmord Castlereagh's. Lord Liverpool wurde im Februar 1827 von einem Schlaganfall betroffen und der König fand sich nach längerm Schwanken genöthigt, Canning an die Spitze der Geschäfte zu berufen. Dieser machte die Katholikenemancipation zu einer Cabinetsfrage und ergänzte, als seine hochtoryistischen Collegen Wellington, Eldon und Peel sich vornehm von ihm abwandten, sein Ministerium durch die Berufung der Häupter des liberalen Centrums, Lord Melbourne und Lord Landsdowne. Man erlebte daher einen offenen Bruch unter den Tories; die Verbindung ihrer liberalern Führer mit den gemäßigten Whigs, sowie der Umstand, daß die oberste Leitung des Staats den Händen eines Mannes anvertraut worden, der die auswärtige Politik Englands bereits in freiere Bahnen gelenkt hatte und auch zu innern Reformen entschlossen war: alles schien den endlichen Anbruch einer bessern Epoche zu verheißen. Lord John Russell faßte die Zeichen der Zeit in diesem Sinne auf. Um Canning's schwere Aufgabe nicht noch mehr zu erschweren, ließ er in der Session von 1827 seinen Jahresantrag auf Parlamentsreform fallen und unterstützte statt dessen den von der neuen Regierung gutgeheißenen Antrag auf Katholikenemancipation. Indeß Canning's Ministerium sollte nur von kurzer Dauer sein. Gehetzt von den Ränken seiner frühern Parteigenossen, die ihn als abtrünnigen Emporkömmling haßten, überwältigt von der Last der Arbeit, sank er schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt (August 1827) in ein frühes Grab. Der Versuch Lord Goderich's, die Regierung in seinem Sinne weiter zu führen, schlug fehl

und im Januar 1828 kehrten die Hochtories unter dem Herzog von Wellington ans Ruder zurück. Sie verkündigten eine Ermäßigung der prohibitiven Korngesetze von 1815, aber keine Katholikenemancipation und keine Parlamentsreform. Lord Russell erneuerte daher seine frühern Resolutionen. Und wohl durfte es als eine nicht unwichtige Andeutung des Fortschritts der Reformbewegung gelten, daß in den Debatten von 1828 die Minister Palmerston und Huskisson gegen ihre Collegen, für die Uebertragung des Wahlrechts der verrotteten Flecken East-Retford und Penryn an Manchester und Birmingham, stimmten und deshalb von dem erzürnten Herzog von Wellington entlassen wurden. Von viel größerer Tragweite war indeß ein anderes Ereigniß derselben Session. So ehrenvoll durch Muth und Ueberzeugungstreue Lord Russell's Laufbahn bis dahin gewesen war, so verhältnißmäßig arm war sie gewesen an äußerlich glänzenden Erfolgen. In der Session von 1828 erreichten sie ihren ersten historischen Glanzpunkt. Wie einst schon Fox vor ihm, trat Lord Russell damals auf als Vorkämpfer der Rechte eines andern großen Volkstheiles, der neben den Katholiken durch die Intoleranz der herrschenden Partei von der wirksamen Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen war: der protestantischen Nonconformisten. In Gemäßheit mit den Test- und Corporation-Acts der Regierung Karl's II. konnte noch zu Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts in England niemand ein öffentliches Amt bekleiden (auch nicht das kleinste städtische Amt), ohne vorher durch die Ceremonie des Abendmahls nach anglikanischem Ritus seine Rechtgläubigkeit bewiesen zu haben. Diese Verordnung, obgleich ursprünglich gegen die ränkeschmiedenden Papisten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gerichtet, erstreckte sich demnach auf sämmtliche der englischen Staatskirche entfremdete Religionsgemeinschaften und hatte seitdem in voller Kraft fortbestanden. Im Februar 1828 unternahm Lord John Russell einen großen Angriff auf dieses Bollwerk der Bigoterie, indem er verlangte, das Unterhaus solle die Test- und Corporations-Acts in Erwägung ziehen. Zu seiner eigenen sowie zur nicht

geringern Ueberraschung der Minister wurde sein Antrag durch eine Majorität von 44 Stimmen gutgeheißen. Diese Stimmenmehrheit constatirte einen ebenso unverhofften als lehrreichen Umschwung der öffentlichen Meinung und Peel, der ministerielle Führer des Unterhauses, zögerte nicht, sich die Lehre zu Nutze zu machen. Aus einem grundsätzlichen Gegner wurde er jetzt ein Beförderer der von Lord Russell verlangten Maßregel und die Abschaffung der Test- und Corporation-Acts in der Session von 1828 bezeichnete den ersten wirklichen Anfang der kommenden Zeit innerer Reformen. Es war ein Sieg, auf welchen Lord Russell mit Recht stolz sein konnte, ein Sieg, dessen Erinnerung noch den Schluß seines langen Lebens durch eine schöne Festfeier verklärte. Denn wenige Wochen vor seinem Tode war es dem fünfundachtzigjährigen Staatsmann noch beschieden, am funfzigsten Jahrestage der Abschaffung der Test- und Corporation-Acts eine Deputation sämmtlicher Nonconformisten-Gemeinden Englands zu empfangen, die ihm, dem einzigen überlebenden Veteranen und Führer der Kämpfe jener Epoche um bürgerliche und religiöse Freiheit, den Dank des lebenden Geschlechts darbrachte. Und ein Rückblick auf die spätern Ereignisse des zwischen den Jahren 1828 und 1878 liegenden halben Jahrhunderts, welches der Abschaffung der Test- und Corporation-Acts folgte, konnte das Gefühl der Bedeutung jener Jubelfeier nur steigern. Schon die Tories von 1828, an ihrer Spitze der unversöhnliche Lord-Kanzler Eldon, weissagten mit dem scharfen Instinct des Parteieifers aus diesem einen Zugeständniß ihrer nachgiebigern Collegen eine Reihe anderer, die den Fall des hochtoryistischen Regiments herbeiführen würden: eine Vorahnung, die sich in vollem Maße verwirklichte. Erwähnung verdient an dieser Stelle nur noch, daß der Sieg Lord Russell's in einem Punkte nicht vollständig war. Unter der Zustimmung der Regierung wurden nämlich im Oberhause durch den Bischof von Llandaff der officiellen Eidesformel, welche man dem Abendmahl substituirte, die Worte hinzugefügt: „bei dem wahren Glauben eines Christen". Dieser Zusatz schloß die Juden von Staatsämtern und vom Parlament aus und noch 30 Jahre

mußten verfließen, ehe unter dem zweiten Ministerium Derby-D'Israeli (1858) auch dieser Rest der Unduldsamkeit früherer Zeiten beseitigt wurde.

Im übrigen hatten die Alttories recht gesehen. Die ständigen Anträge auf Parlamentsreform und Katholikenemancipation wurden freilich auch in der Session von 1828, nachdem sie mit kleinen Majoritäten durchs Unterhaus gegangen waren, mit großen Majoritäten vom Oberhause verworfen; aber in der öffentlichen Meinung und durch den Gang der Ereignisse schritten beide Probleme, zunächst das der Katholikenemancipation, rasch ihrer Lösung entgegen. Infolge der Agitation O'Connell's und der Wirksamkeit der Catholic-Association war die allgemeine Gärung in Irland bereits auf eine gefährliche Höhe gestiegen, als im Juni 1828, nach dem obenerwähnten Austritt Palmerston's und Huskisson's aus dem Ministerium, eine Parlamentswahl für die irische Grafschaft Clare stattfand. Es handelte sich um die Wiederwahl Mr. Vesey Fitzgerald's, der zum Minister ernannt war, und die Wahl schien um so mehr eine bloße Sache der Form, als der neue Minister die Sache der Katholikenemancipation begünstigte. Da beschleunigte O'Connell's kühnes Auftreten die früher oder später unvermeidliche Krise. Er selbst erschien als Gegencandidat Fitzgerald's vor den Wählern von Clare und wurde nach einem langen aufgeregten Kampfe an Fitzgerald's Stelle gewählt. Seinen Sitz im Parlament versuchte er allerdings während des Restes der Session nicht mehr einzunehmen; allein diese jüngsten Vorgänge überzeugten die Regierung, daß ein fernerer Widerstand gegen die Emancipation der Katholiken nicht durchgeführt werden könne, ohne die Ruhe des Landes den ernstlichsten Gefahren auszusetzen, und am Beginn der folgenden Session (5. Februar 1829) kündigte die Thronrede die bevorstehende Emancipation der Katholiken an. Groß war der Zorn der Alttories. Sie klagten offen über Verrätherei im eigenen Lager und Peel und Wellington hatten einen schweren Stand gegen ihre eigene Partei bei der Durchführung einer Maßregel, die sie selbst so lange als staatsgefährlich bekämpft hatten. Indeß die Stunde hatte auch für dies Werk der Reform geschlagen;

im April 1829 erlangte die Catholic-Relief-Bill die königliche Sanction und unmittelbar darauf nahm O'Connell seinen Sitz im Unterhause. Zwei große Hindernisse waren hiermit aus dem Wege der Parlamentsreform entfernt. Man fühlte, daß auch für diese die Aussichten sich lichteten, und die Männer, die so lange ihr Banner hoch gehalten, bereiteten sich mit frischem Eifer zur Fortsetzung des Kampfes vor.

In der Session von 1830 wurden, bezeichnend genug, nicht weniger als drei Anträge auf Parlamentsreform dem Unterhause vorgelegt; ein radicaler von O'Connell, der allgemeines Stimmrecht, Abstimmung durch das Ballot und einjährige Parlamente forderte; ein etwas weniger radicaler von dem Marquis von Blandford und ein gemäßigter, der sich mit dem Verlangen parlamentarischer Vertretung für Manchester, Birmingham und Leeds begnügte, von Lord John Russell. Alle drei wurden durch entscheidende Majoritäten verworfen. Aber es war der letzte Sieg, den die unversöhnlichen Tories des Unterhauses auf diesem Gebiete davontrugen. Nicht lange nachher traten Ereignisse ein, welche die Wirkung der Acte von 1828 und 1829 vollendeten und den endlichen Zusammenbruch der überlangen toryistischen Herrschaft herbeiführten. Im Juni 1830 starb Georg IV. Von einem solchen König befreit zu sein, war an sich ein Gewinn. Man hegte bessere Erwartungen von seinem Nachfolger Wilhelm IV., und obgleich dieser das Ministerium Wellington beibehielt und im Grunde von nicht viel liberalern politischen Ansichten beseelt sein mochte als sein Vorgänger, bot er durch seine Thronbesteigung jedenfalls die Gelegenheit zu allgemeinen parlamentarischen Neuwahlen und, was noch wichtiger, diese Wahlen fanden statt unter dem unmittelbaren Eindruck eines andern Ereignisses, welches dem 1815 begründeten System der europäischen Reaction den ersten erschütternden Stoß versetzte und in ganz Europa die Freiheitshoffnungen der geknechteten Völker wach rief: dem Eindruck der Julirevolution. Die Erhebung des französischen Volks gegen die bourbonische Tyrannei, der Sturz der bourbonischen Dynastie, die Wahl eines neuen Herrschers und alles was damit zusammenhing, boten aufregende Analogien

genug für die englischen Wahlkämpfe; und das Resultat der Wahlen, bei denen vor allem der Ruf nach Parlamentsreform gehört wurde, lief der Fortdauer der Macht des toryistischen Ministeriums entschieden zuwider. Lord John Russell wurde mit großer Stimmenmehrheit in Devonshire gewählt. Den Vierzigen nahe, stand er um diese Zeit auf der Höhe der Manneskraft, gestählt durch die Kämpfe vieler Jahre, gerüstet für neue Kämpfe um die öffentlichen Güter, die ihm längst als Ziele seines Strebens vorgeschwebt hatten und deren Verwirklichung endlich näher gerückt schien als je zuvor. Er war durch eine lange harte Schule gegangen, jetzt sollte er auftreten als Führer und als Meister.

Das neue Parlament versammelte sich am 3. November 1830. Die Erwartung war rege, das Ministerium, belehrt durch den Gang der Ereignisse und den Ton der öffentlichen Meinung, werde dem Verlangen nach Parlamentsreform Rechnung tragen, wenn auch in noch so mäßiger Weise. Aber die Thronrede nahm eine abwehrende Haltung an und in den Debatten, welche folgten, erklärte der Herzog von Wellington: die Constitution des Unterhauses sei vollkommen, oder doch fast so vollkommen als möglich; Vorschläge, sie zu ändern, seien daher des unbedingten Widerstandes des Ministeriums gewiß. Der öffentliche Unwille über diese starre Unnachgiebigkeit verstärkte die Macht der Opposition. London zeigte Symptome einer gefahrdrohenden Gärung, der gewöhnliche Besuch des Königs bei dem Lord-Mayors-Banket am 9. November unterblieb und als am 15. November die Minister einen Antrag Sir Henry Parnell's: den Zustand der königlichen Civilliste in Erwägung zu ziehen, bekämpften, wurden sie bei der Abstimmung durch eine Majorität von 30 Stimmen geschlagen. Sie reichten ihre Entlassung ein. Der König beauftragte Lord Grey, den alten Freund und Gesinnungsgenossen von Fox, mit der Bildung eines neuen Ministeriums.

So stand denn, nach einem Zwischenraum von 23 Jahren toryistischer Herrschaft, wieder ein liberales Ministerium an der Spitze der Geschäfte. Das Ministerium umfaßte (außer

Lord Grey) Lord Brougham, Lord Palmerston, Lord Althorp, Lord Melbourne, Lord Goderich, Lord Holland, Lord Durham, Sir James Graham, Mr. Stanley und Lord John Russell; sonderbar genug jedoch fand sich für den letztern kein Platz im Cabinet. Er mußte sich bequemen mit einer Sinecure, mit dem Amte des Generalzahlmeisters. Das Erstaunen seiner Zeitgenossen über diese auffallende Anordnung ist noch immer nicht ganz beseitigt. Der jetzige Lord Beaconsfield stellte 18 Jahre später in seinem „Life of Lord George Bentinck" die phantasievolle Vermuthung auf: man habe Lord John Russell zurückgesetzt, weil er ein Schriftsteller gewesen und einer weitverbreiteten Ansicht gemäß „derselbe Mann nicht zugleich Erfolg haben könne im Denken und im Handeln". Lord Russell's schriftstellerische Thätigkeit werden wir später berühren. Hier sei nur unsere bereits angedeutete Meinung wiederholt, daß er stets mehr Politiker war, mehr als Politiker galt wie als Schriftsteller. Wahrscheinlicher ist wol die Annahme, daß Lord Grey die Ansprüche zu vieler älterer Whigs und Canningiten berücksichtigen mußte, um einen Sitz im Cabinet für Lord Russell übrig zu behalten. Als Thatsache steht fest, daß der Mann, der vor allen andern der Mann der Situation schien, abgefunden wurde mit einer Sinecure. Auch dies könnte man aufzählen unter der nicht geringen Menge der Anomalien der englischen Constitution. Zur Zeit der großen Kriege war das Amt des Generalzahlmeisters ein sehr wichtiges und sehr einträgliches gewesen. Verhältnißmäßig einträglich war es noch immer; aber seine politische Bedeutung hatte es eingebüßt. „Die ganze Arbeit", sagt Lord Russell selbst in seinen Erinnerungen, „wurde von Kassirer gethan und der einzige officielle Act von irgendwelcher Bedeutung, den ich persönlich ausführte, war, daß ich 70 alten Soldaten Anweisungen auf Gartenboden gab." Aber so untergeordnet seine amtliche Stellung war, das Hauptwerk, welches dies Ministerium berühmt machen sollte, war trotz alledem ihm beschieden und von diesem Gesichtspunkte aus durfte es als ein Glücksfall gelten, daß keine Rücksicht auf andere amtliche Geschäfte ihn hinderte, sich mit

ungetheilter Kraft der Durchführung einer großen nationalen Aufgabe zu widmen.

Eine Reform des Parlaments war es, was man unter den Umständen vor allem von dem Ministerium Grey erwartete. Das Parlament wurde vertagt und zur Vorbereitung einer Reformbill ein Ministercomité ernannt, in dem Sir James Graham, Lord Durham und Lord Duncannon mitwirkten, dessen Seele aber Lord Russell war. Ein von ihm vorgelegter Entwurf war die Grundlage der Bill, welche schließlich die Zustimmung des Ministeriums erlangte, und ihm fiel die ehren- und mühevolle Aufgabe zu, die große Maßregel im Unterhause einzuführen, die kommenden Debatten zu überwachen und ihre Vertheidigung zu leiten in den stürmischen Angriffen, welche von ihren Gegnern erwartet werden mußten. Daß eine Reformbill die Hauptmaßregel der kommenden Session sein werde, wußte man in ganz England. Ueber die Einzelheiten verlautete jedoch nichts, und nur wenige mochten den durchgreifenden Umschwung ahnen, der sich vorbereitete. Das Parlament trat am 3. Februar 1831 wieder zusammen und die Thronrede kündete die erwartete Reformbill an. Am 1. März erhob sich Lord John Russell im Unterhause, um die Siegel von dem wohlbewahrten Geheimniß zu lösen. Nach allen Berichten war ein Haus versammelt, wie man es seit vielen Jahren nicht gesehen hatte: alle Bänke gedrängt voll, die gespannte Erwartung aufs höchste gestiegen. Lord Russell's dreistündige Rede, die allmähliche Entfaltung des ministeriellen Reformplans brachten einen mächtigen Eindruck hervor. Weder Tories noch Whigs hatten eine Maßregel von solcher Tragweite erwartet. Als er die Liste von 60 verrotteten Flecken las, die ihr Wahlrecht vollständig verlieren sollten, mischten die Beifallsrufe der Radicalen sich mit dem Hohngelächter der Tories, den ironischen Cheers der Vertreter der verurtheilten Flecken, und auf conservativer Seite war die Ansicht allgemein, daß das Whigministerium sich mit dieser Bill sein Grab gegraben. Ganz anders war die Wirkung der Rede Lord Russell's auf das englische Volk außerhalb des Unterhauses. Das ganze liberale England scharte

sich mit Begeisterung um das Ministerium; Lord Russell wurde sein populärster Mann. Indeß auch das conservative England rüstete sich zum Widerstande. Nach langen Debatten ging die zweite Lesung der Reformbill mit einer Majorität von nur einer Stimme durch und bei den Comitéberathungen erlitt das Ministerium am 19. und 22. April wiederholte Niederlagen. Es wurde klar, daß von dem bestehenden Unterhause auf eine Durchführung der Reformbill nicht zu hoffen sei. Das Parlament wurde daher aufgelöst. Inzwischen hatte die öffentliche Aufregung eine fast revolutionäre Fieberhitze erreicht und die allgemeinen Neuwahlen fanden unter so drohenden Symptomen statt, daß auch die Tories es für gerathen hielten, den trotzigen Ton der Abwehr zu Klängen der Nachgiebigkeit herabzustimmen. Allein auf whigistischer und radicaler Seite traute man dieser Wendung nicht. Der Parteiruf, der bei den Wahlkämpfen alle andern übertönte, lautete: „Die Bill, die ganze Bill und nichts als die Bill!“ und mit ihm errang das Ministerium den Sieg. Lord John Russell wurde von neuem für Devonshire gewählt. Das neue Parlament trat 14. Juni zusammen; am 24. Juni brachte er die Bill wieder zur Debatte. Auch jetzt war es noch immer ein großer Kampf; denn die Gegner der Bill widersetzten sich einer Clausel nach der andern mit zäher Hartnäckigkeit; aber es war auch eine große Zeit, denn das ganze englische Volk folgte diesen parlamentarischen Kämpfen mit leidenschaftlicher Theilnahme, erlebte sie von Tag zu Tag in dem Gefühl ihrer historischen Bedeutung mit, und der Mann, der allen andern als Vorkämpfer voranstand, dessen Name von allen Lippen tönte, war Lord John Russell. Macaulay entwarf acht Jahre später in wenigen Zügen ein lebensvolles Bild dieser Zeit, indem er in einer seiner Parlamentsreden an „die stolzen glücklichen Tage“ erinnerte, „als, unter dem Beifall und den Segenswünschen von Millionen, mein edler Freund uns in dem großen Kampfe um die Reformbill anführte; als Hunderte bis zum Sonnenaufgang an unsern Thüren warteten, um zu hören, welche Fortschritte wir gemacht hätten; als die großen Städte des Nordens ihre Bevölkerung auf die Heerstraßen

ergossen, um den Posten entgegenzueilen, welche von der Hauptstadt die Kunde brachten, ob die Schlacht des Volks verloren oder gewonnen sei". Vierzig Tage dauerte der Kampf; doch so manche tüchtige Kräfte sonst daran theilnahmen, die Führung dieser schweren, langwierigen, ermüdenden Debatten lag von Anfang bis zu Ende in den Händen Lord John Russell's. Und das Gefühl war allgemein, daß er seiner Aufgabe gewachsen sei, daß er mit ihr wachse. Seine Geisteskräfte entfalteten sich, seine Beredsamkeit und sein staatsmännischer Charakter reiften in dieser Feuerprobe; vor aller Augen eroberte er sich seine Stellung in der Geschichte. Kein anderer Mann in England war damals populärer als er. Wie man den Herzog von Wellington einfach als „den Herzog" kannte, so war Lord John Russell dem englischen Volke seitdem vor allen andern Lords bekannt als „Lord John".

Endlich (21. September 1831) wurde die dritte Lesung der im ganzen wenig veränderten Reformbill mit einer Majorität von 109 Stimmen vom Unterhause beschlossen. Trotzdem war auch jetzt der Sieg der Reformer noch keineswegs ein vollständiger. Die geschlagene Partei concentrirte ihre ganze Kraft im Oberhause und nach einer fünftägigen Debatte wurde am 7. October die Reformbill von den conservativen Lords verworfen. Dieser Schritt hatte in verschiedenen Theilen des Landes aufrührerische Bewegungen zur Folge. Irland gärte in den Wehen der von O'Connell begonnenen Repealagitation; wenn die Lords bei ihrem Widerstande beharrten, schien ein gewaltsamer Ausgang der herrschenden Krise kaum zu vermeiden. Die Zeit schien gekommen, welche Lord John Russell schon neun Jahre früher vorherverkündigt hatte, als er, in oft citirten und von seinen Gegnern verspotteten Worten, erklärte: „Wenn man der Parlamentsreform nicht erlaube sich vorwärts zu bewegen mit der Majestät eines Stromes, so werde sie herantoben mit der Wuth eines Wildbachs." Unter solchen Aussichten versammelte das Parlament sich wiederum im December 1831. Noch einmal ging die Reformbill in allen ihren Stadien durchs Unterhaus; noch einmal wurde sie, wesentlich in ihrer frühern Gestalt, im

März 1832 dem Oberhause vorgelegt. Allein immer noch waren Wellington und sein hochtoryistisches Gefolge nicht bereit zum Nachgeben. Ihr Widerstand ging so weit und schien so unüberwindlich, daß Lord Grey, an dem Erfolge der Bill verzweifelnd, am 9. Mai dem Könige seine Entlassung einreichte, die auch von diesem angenommen wurde. Wellington, mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, fand sich jedoch einem Problem gegenüber, an dessen Lösung auch seine soldatische Unerschrockenheit scheiterte; einige Tage später legte er sein Mandat in die Hände des Königs zurück, worauf dieser Lord Grey ersuchte, von neuem die Führung der Geschäfte zu übernehmen. Die Reformbill fallen lassen konnte und wollte das Ministerium nicht. England stand am Vorabend einer Revolution. Nur noch ein Mittel bot, bei der Haltung des Oberhauses, die Möglichkeit eines friedlichen Ausgangs: die massenhafte Creirung liberaler Lords. Lord Grey drohte eine solche an und diese Drohung brachte die unversöhnlichen Kämpen verrotteter Misbräuche so weit zur Vernunft, daß sie sich bei den Abstimmungen entfernten und dadurch den Fortschritt und die Annahme der Bill ermöglichten. Am 4. Juni 1832 fand die dritte Lesung im Oberhause statt, am 7. erlangte die Reformbill die königliche Sanction.

Näher auf den Inhalt dieser großen Staatsveränderung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es genügt, daran zu erinnern, daß die ärgsten Misbräuche des frühern Zustandes verrotteter und corrupter Flecken dadurch beseitigt, daß das Wahlrecht weit über seine alten Grenzen ausgedehnt, daß ein ansehnlicher Theil der Staatsgewalt von der Aristokratie an die Mittelklasse übertragen und dem gesammten Nationalleben ein Aufschwung verliehen wurde, der von unberechenbarer Bedeutung war. Kein gleich großes Ereigniß hatte seit der Revolution von 1688 in der innern Entwickelungsgeschichte Englands stattgefunden. Es war im vollsten Sinne des Wortes der Anbruch einer neuen Epoche; und wenn man nach dem Quellpunkt alles dessen sucht, was das englische Volk seitdem bis in die unmittelbare Gegenwart hinein durch politische und

sociale Fortschritte gewonnen, so wird man immer zurückgehen auf die Reformbill von 1832, die in dem reformirten Parlament das Organ und das Werkzeug neuer Reformen und die Möglichkeit einer zugleich freien und friedlichen Umgestaltung des Nationallebens geschaffen hatte.

Auf der Höhe dieses Ereignisses erscheint auch die Gestalt Lord Russell's in ihrer hellsten historischen Beleuchtung. Die bis dahin von ihm zurückgelegte Laufbahn war nichts als ein mühsam ausdauerndes Erklimmen dieser Höhe gewesen, und so viele Jahre er später noch auf dem politischen Schauplatz eine hervorragende Rolle spielte, so brachte doch keine seiner nachfolgenden Leistungen ihn dem Nationalbewußtsein mit gleicher Lebendigkeit nahe, so ehrte man ihn doch um keines andern Triumphes willen so hoch als für denjenigen, den er errungen hatte in den Reformkämpfen der Jahre 1830—32. Auf andern Gebieten der Politik wurde er von Rivalen überflügelt, deren Talénte und Erfolge die seinen verdunkelten; den Ruhm des Vorkämpfers in jenem großen Siege des Fortschritts und der Freiheit konnte niemand ihm streitig machen. Durch dies dauernde Gefühl der Anerkennung wurden auch die Mängel ausgeglichen, welche später bei ihm hervortraten, und auch in dem alternden Staatsmann vergaß man nie ganz den Lord John Russell von 1832.

Das erste nach dem neuen Wahlgesetz gewählte Reformparlament (Februar 1833) ergab eine Majorität von fast 150 Stimmen für das Ministerium. Mit einer solchen Macht schien dasselbe unüberwindlich. Dennoch war seine Lage eine äußerst schwierige. So unzweifelhaft groß der Fortschritt sein mochte, welchen die Reformbill bezeichnete, so revolutionär sie den Tories, so radical sie den Whigs erschien, so befriedigte sie doch keineswegs eine andere Partei, deren energischem Auftreten ein wesentlicher Antheil an ihrem Gelingen gebührte, die Partei der Radicalen. Diese meinten, das Werk der Reform müßte erst jetzt eigentlich beginnen und drängten demnach die Regierung zu Maßregeln, welche einen völligen Umbau der alten

Verfassung bezweckten. Auf der andern Seite gärte Irland in einem Zustande wilder Gesetzlosigkeit, der die ernstlichsten Besorgnisse hervorrufen mußte. Beiden Extremen gegenüber Maß zu halten und doch im Einklang mit dem großen Zeitmoment kräftig zu handeln, war die Aufgabe. Was Lord Russell persönlich betraf, so war er, neben Lord Brougham, ohne Frage die Seele der Reformpolitik des Whigministeriums. Allein bei alledem war er von Haus aus ein Whig, und so hoch die Wogen der Popularität ihn getragen hatten, so wenig war er gewillt, mit den unhaltbaren Misbräuchen auch die festen Grundlagen der Constitution zu zerstören. Die Radicalen hatten gegen die Tories gute Dienste geleistet; jetzt galt es, ihr ungestümes Vorwärtsdrängen zu zügeln. Berühmt wurde in dieser Hinsicht das charakteristische Wort Lord Russell's, womit er einige Jahre später dem radicalen Verlangen nach neuen Veränderungen der Constitution entgegentrat, indem er erklärte: die Reformbill sei etwas Endgültiges (a finality). Er bezeichnete dadurch eine Grenze in seinem eigenen politischen Verstande; denn abgesehen von dem thatsächlichen Hinweis auf die noch immer beträchtlichen offenkundigen Mängel der reformirten Verfassung, war es leicht ihm zu erwidern, daß es in menschlichen Dingen überhaupt keine Endgültigkeit gebe; ein philosophischer Schluß, der dem gesunden Menschenverstande nahe genug lag. Das historische Bewußtsein des whiggistischen Politikers war aber von der stattgehabten Veränderung noch zu mächtig erschüttert, als daß er die Möglichkeit neuer Veränderungen hätte fassen können. Ihm stellte die große Reformbill sich im Ernst als etwas Abschließendes, Endgültiges dar, und nicht mit Unrecht strafte ihn daher die Nemesis der öffentlichen Meinung lange mit dem festhaftenden Spitznamen des „Finality-John“. Wenn Lord Russell sich indeß gegen jene radicalen Zumuthungen abwehrend verhielt, so bestand andererseits auch wol keiner seiner Collegen mit gleicher Entschiedenheit auf der Verwirklichung des alten Whig-Wahlspruchs: „Bürgerliche und religiöse Freiheit für alle Welt!“ Eine der ersten Maßregeln des Reformministeriums war die Abschaffung der Sklaverei in den

englischen Colonien (1833). In Bezug auf Irland machte die Lage der Dinge eine doppelte Politik nothwendig. Einmal galt es die unmittelbare Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe, sodann die Beseitigung der Ursachen, aus denen jene periodischen Ruhestörungen in Irland entsprangen. Man stand hier einer Aufgabe gegenüber, deren Wurzeln tief in die Jahrhunderte hinabreichten und deren Lösung die englische Staatskunst bis auf unsere Tage beschäftigt hat. Ein rascher, durchgreifender Erfolg ließ sich nicht erwarten. Aber das Verdienst, zu der Versöhnung Irlands die ersten entschiedenen Schritte gethan zu haben, muß dem Reformministerium von 1832 immer bleiben, und während andere vorzugsweise die Nothwendigkeit repressiver Maßregeln betonten, maß niemand der gleichzeitigen Nothwendigkeit reformirender Gesetze größeres Gewicht bei als Lord John Russell. Der irischen Zwangsbill von 1833 trat daher zunächst eine irische Kirchenbill zur Seite, welche den gerechten Beschwerden der Iren gegen den Druck der anglikanischen Kirche in Irland bedeutende Zugeständnisse machte. Dieser folgte 1834 eine Zehntbill, welche die Lage der Pächter verbesserte und zugleich bestimmte, daß die durch diese Reformen aus dem irischen Kirchenvermögen gewonnenen Ueberschüsse verwendet werden sollten zu gemeinnützigen Zwecken, besonders zur Verbesserung des Schul- und Armenwesens. Der letztere Zusatz, der in den parlamentarischen Kämpfen der dreißiger Jahre unter dem Namen der Appropriationsclausel eine wichtige Rolle spielte, wurde mit der größten Energie verfochten durch Lord Russell. Mr. Stanley (später Graf Derby) und drei andere Mitglieder des Ministeriums, die in der Appropriationsclausel eine Entweihung der protestantischen Kirche erkennen wollten, reichten dagegen ihre Entlassung ein, und auch Lord Grey resignirte bald darauf, nachdem die Appropriationsclausel durch das Oberhaus verworfen war (Juli 1834). Das Reformministerium war so durch eine Principienfrage stark erschüttert, wenn nicht aufgelöst, und daß diese Katastrophe wesentlich der freisinnigen Entschiedenheit Lord Russell's zuzuschreiben war, konnte keinem Zweifel unterliegen. Noch lange erinnerte man sich des bezeichnenden Ausspruchs Stanley's, der nach der

Annahme der Appropriationsclausel durch eine Mehrheit des Ministerraths bemerkte: „Hans hat die Kutsche umgeworfen" (Johnny has upset the coach). In Wahrheit jedoch war das Ausscheiden jener schwankend gesinnten Genossen kein Verlust. Das Ministerium ergänzte sich. Lord Melbourne trat als Premierminister an Lord Grey's Stelle, und wenn die Appropriationsclausel gegenüber dem Widerstande des Oberhauses vorläufig beiseitegelegt werden mußte, so gelang es, in derselben Session noch, eine andere wichtige Reformmaßregel durchzuführen: das neue Armengesetz. Zugleich gab man dem irischen Volke ein frisches Zeichen der Sympathie durch die Aufhebung der Zwangsbill.

Inzwischen hatten aber auch die Tories sich von dem ersten überwältigenden Eindruck ihrer großen Niederlage erholt und unter Sir Robert Peel neu organisirt. Der König, der nur nothgedrungen dem Strome der Begebenheiten gefolgt war, suchte an der wachsenden conservativen Reaction eine Stütze und benutzte nicht lange nach dem Schluß der Parlamentssession eine zufällige Veranlassung, sich der ihm unbequemen Minister zu entledigen. Durch den Tod Graf Spencer's im November 1834 gelangte nämlich dessen Sohn Lord Althorp, der bisherige Führer des Unterhauses, ins Oberhaus und es mußte für diesen ein Nachfolger gefunden werden. Lord Melbourne schlug Lord John Russell vor; in der That war kaum eine andere Wahl möglich. Allein Wilhelm IV. empfand eine ähnliche Abneigung gegen Lord Russell wie einst Georg III. gegen Fox. Statt sich in das Unvermeidliche zu fügen, zog er es vor, das ganze Whigministerium summarisch zu entlassen und Sir Robert Peel, der gerade in Italien auf Reisen war, schleunigst nach England zu rufen und mit der Bildung eines neuen Cabinets zu beauftragen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich in Bezug auf Lord Russell ein Zwischenfall, den seine Landsleute ihm nie vergaßen, der noch viele Jahre später unermüdlich zu humoristischen Ausfällen gegen ihn benutzt wurde. Als von dem erwähnten Wechsel der Führerschaft des Unterhauses die Rede war, bemerkte, so wird erzählt, Lord Russell im Scherz gegen einen

Bekannten, „wäre ihm statt dieses Postens das Commando der Kanalflotte angetragen worden, und hätte er es als Pflicht erkannt, dasselbe anzunehmen, er würde das Anerbieten nicht abgelehnt haben". Scherzhaft wie diese Bemerkung an sich war, konnte sie allerdings dazu dienen, eine stark hervortretende Eigenschaft des Redners zu erläutern: sein unerschütterliches Selbstvertrauen; und wenn man sich dabei die wohlbekannte kleine Gestalt des Mannes mit dem klugen ausdrucksvollen Kopfe vergegenwärtigte, fehlte auch das komische Element nicht. Dennoch würde eine derartige gesprächsweise Bemerkung wol kaum einen so nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben, hätte nicht einer der glänzendsten neuern Humoristen Englands, Sydney Smith, sich ihrer als Text zu einigen allgemeinen Auslassungen über die Russell's bemächtigt. „Es gibt", sagte Sydney Smith in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe, „keinen bessern Mann in England als Lord John Russell. Aber sein schlimmster Fehler ist, daß er ohne jede moralische Furcht ist; er würde alles und jedes unternehmen. Ich glaube er würde eine Steinoperation vollziehen, die Peterskirche bauen, oder (mit, wie ohne, zehn Minuten Bedenkzeit) das Commando der Kanalflotte übernehmen, und niemand würde an seiner Haltung entdecken, daß der Patient gestorben, die Kirche eingestürzt und die Kanalflotte in Stücke geschlagen wäre. Seine Beweggründe sind meiner Ansicht nach immer gut und seine Maßregeln oft vortrefflich; aber sie sind endlos und werden nie mit jenem festen Schritt und Maß durchgeführt, die man bei einem weisen und tugendhaften Staatsverbesserer erwarten sollte. Er setzt die weisen Liberalen in Schrecken und es ist unmöglich fest zu schlafen, während er auf der Wache steht." „Eine andere Eigenthümlichkeit der Russells", fügt er hinzu, „ist, daß sie ihre Ansichten nie ändern. Sie sind eine vorzügliche Rasse; aber man muß sie trepaniren, ehe man sie überzeugen kann." Es war genug Wahrheit in dieser Satire gegen den von Lord Russell vertretenen souveränen Whiggismus, daß ihre Pfeile trafen, und genug Glanz des Witzes, daß man nicht müde wurde, sich über den „jeder moralischen Furcht baren"

potentiellen Oberbefehlshaber der Kanalflotte lustig zu machen. Indeß minderte der Zug von keckem Selbstvertrauen keineswegs Lord Russell's Popularität. Im Gegentheil fand man ein gewisses naturwüchsiges Behagen daran, um so mehr, als die Ehrlichkeit, der Ernst, der Pflichteifer seines Charakters über jeden Zweifel erhaben waren.

Auch hatte Wilhelm IV. sich über den Umfang der conservativen Reaction getäuscht. Dem königlichen Befehl gehorchend, bildete allerdings Sir Robert Peel ein conservatives Ministerium; doch aus den von ihm veranstalteten Neuwahlen ging er mit einer beträchtlichen Minorität hervor, und schon im März 1835 wurde er durch die Niederlage, welche Lord John Russell, als Führer der Whigs im Unterhause, ihm durch die Wiederholung des Antrags auf die Appropriationsclausel bereitete, zum Abtreten gezwungen. Das Ministerium Melbourne kehrte mithin ans Ruder zurück und die Führerschaft des Unterhauses fiel jetzt ohne Widerrede an Lord Russell. Zugleich vertauschte er das Amt des Generalzahlmeisters mit dem Ministerium des Innern, ein Posten, dem er seitdem bis 1839 vorstand und in dem er eine Anzahl bedeutsamer Reformen durchführte. Mehr noch als zuvor sammelte die reformirende Energie des Ministeriums sich von nun an vor allem in seiner Persönlichkeit. Der Premierminister Lord Melbourne, obgleich ein unzweifelhafter Whig, war der classische Vertreter des leichtlebigen laissez-faire, während Lord Palmerston, der als Minister des Auswärtigen glänzte, mehr oder weniger gleichgültig war in Bezug auf innere Reformen. Bezeichnend ist nach dieser Seite das Wort Lord Melbourne's, der, wenn man etwas von ihm wollte, zu erwidern pflegte: „Quält mich nicht damit; ich bin nicht der Premierminister; geht zu Johnny!“ Derselben Ansicht war auch Sydney Smith, von dem eine andere, den dreißiger Jahren angehörige Auslassung, als Nachtrag zu der oben mitgetheilten, hier Erwähnung verdient. „Ich nenne“, sagt der witzige Humorist und scharfe Beobachter, „Lord John Russell so oft, weil er ohne jeden Vergleich der fähigste Mann in dem ganzen Ministerium ist; ja, so groß ist seine Ueberlegenheit, daß die

Regierung ohne ihn nicht einen Augenblick bestehen könnte. Wenn der Minister des Auswärtigen sich zurückzöge, würden wir uns nicht mehr an der Küste von Spanien Schmach bereiten. Wenn der liebenswürdige Lord-General uns verließe, würden wir uns sicher fühlen in unsern Colonialstaaten. Wenn Mr. Shrup Rice in den geistlichen Stand überträte, würde die Freude der dreiprocentigen Rente groß sein. Ein anständig aussehendes Haupt des Ministeriums könnte leicht gefunden werden statt Lord Melbourne's; aber fünf Minuten nach dem Abgang Lord John's würde die ganze Whigregierung sich in Funken von Liberalismus und Splitter von Reform auflösen. Es gibt sechs bemerkenswerthe Männer, die gegenwärtig auf verschiedene Weise und in verschiedenem Grade die Interessen unsers Vaterlandes beeinflussen: Wellington, Russell, Brougham, Lyndhurst, Peel und O'Connell. Größere Macht als diese alle hat jedoch das Phlegma des englischen Volks: die große Masse des gesunden Menschenverstandes und der Intelligenz, welche in ihm verbreitet ist, und die Zahl derjenigen, die etwas zu verlieren haben und nicht die mindeste Neigung empfinden, es zu verlieren."

Diese Zeugnisse genügen, die hervorragende Stellung zu bezeichnen, welche Lord Russell in dem Ministerium Melbourne einnahm. Auch als Führer des Unterhauses entwickelte er von Jahr zu Jahr bedeutendere Talente. Er wurde nie ein Redner ersten Ranges; dazu fehlte ihm das imposante Aeußere, die gebieterische Kraft des Organs, das hinreißende Feuer der Empfindung. Seine Reden waren häufig trocken, besonders in ihren Anfängen und erst allmählich, und bei besondern Gelegenheiten, wenn er mit seinem Gegenstande warm wurde, erhoben sie sich in jene höhere Sphäre der Beredsamkeit, deren Lichtschwingungen die Seelen der Hörer unwillkürlich miterwärmen und fortreißen. Man rühmte an ihm vor allem die klare sichere Exposition, die praktische Zweckmäßigkeit, den überzeugenden Ernst, das schlagfertige Wort. Aber wenn manche Eigenschaften des Redners ihm mangelten, so nahm er es als Meister der Debatte mit seinen ausgezeichnetsten Nebenbuhlern und Gegnern auf. Von

früh auf an die Meinungskämpfe eines öffentlichen Lebens gewöhnt, empfand er ein naturwüchsiges Behagen an den Parteikämpfen der politischen Arena und seine lange parlamentarische Erfahrung gab ihm, im Angriff wie in der Vertheidigung, eine Sicherheit und Ueberlegenheit, die ihn selten verließen. Ebenso erwarb er sich keine geringe Meisterschaft in der Handhabung der parlamentarischen Parteitaktik. Was ihm zu dem höchsten Erfolge in dem schwierigen Amte eines Führers des Unterhauses besonders fehlte, waren die Eigenschaften, welche sein späterer Nebenbuhler Lord Palmerston in eminentem Grade besaß: die Genialität des geselligen Umgangs, das gewinnende Wesen, welches Gefälligkeit mit Würde, Humor mit Autorität vereinigt. Geistreich und treffend ist in dieser Hinsicht die Kritik Lord Lytton's im „New Timon", wo er über Lord Russell bemerkt: „Wie geschaffen zum Führer, wäre er nicht zu stolz zu gefallen; sein Ruhm würde begeistern, aber seine Art und Weise macht frieren; um Neigung oder Abneigung kümmert er sich kein Jota; er begehrt eure Voten, nicht eure Liebe. Und doch bedürfen menschliche Herzen ebenso sehr Sonne als Nahrung. Ein so kaltes Klima spielt den Voten arg mit; und während seine Weisheit von Tage zu Tage reift, schwindet seine frostzerfressene Partei dahin."

In wenigen Zügen hat man hier, wenn kein vollständiges, so doch ein erkennbares Charakterbild Lord Russell's als des Führers der Whigs in den dreißiger und vierziger Jahren. Seine Stellung war ohne Frage eine in mancher Hinsicht schwierige. Die Partei, welche er führte, besaß nicht die feste geschlossene Masse seiner conservativen Gegner. Sie folgte ihm nicht wie jene, ohne viel zu fragen, durch dick und dünn. Sie war zerspalten in die Fractionen der alten Whigs, der jüngern Whigs, der Radicalen, der Iren, und die mannichfachsten Meinungsverschiedenheiten mußten berücksichtigt und womöglich versöhnt werden. Folgenreich war zunächst das Einverständniß des Whigministeriums mit O'Connell und dessen irischem Anhange, welches den raschen Sturz Sir Robert Peel's herbeigeführt hatte. Dieses Einverständniß bedingte eine umfassende Berücksichtigung

der Ansprüche Irlands und von Session zu Session mußte Lord Russell den Kampf um die Zehntbill mit der Appropriationsclausel erneuern, da das Oberhaus aus religiösen Bedenken die Appropriationsclausel ebenso oft verwarf, als die Mehrheit des Unterhauses sie annahm, bis endlich 1838 das Ministerium, um nur die Zehntbill zu retten, die Appropriationsclausel fallen ließ. Der Wille, die Schäden der irischen Zustände zu heilen, war da, aber die Ausführung befriedigte nicht die von den irischen Politikern gehegten Erwartungen. Andererseits bot die Thatsache jenes Einverständnisses der Regierung mit O'Connell ihren conservativen Gegnern ein unerschöpfliches Thema gehässiger Beschuldigungen und Angriffe. Man redete ohne Aufhören von dem sogenannten Lichfield-House-Compact, als einem Vertrage zwischen O'Connell und der Regierung, obgleich ein solcher Vertrag thatsächlich nicht bestand; es lag vielmehr in der Natur der Dinge, daß O'Connell mit seinem Gefolge irischer Parlamentsmitglieder diejenige Partei unterstützte, die von Anfang an Reformen für Irland gefordert hätte und, nun sie die Macht besaß, ihr Bestes that, diese Reformen durchzusetzen, während er andererseits ebenso naturgemäß diejenige Partei bekämpfte, die von Anfang an diese Reformen verweigert hatte und sie noch immer verweigerte. Gerechtigkeit gegen Irland, war nach jahrhundertelanger Unterdrückung und Misregierung eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden. Aber die Tories, an ihrer Spitze Wellington und Lord Lyndhurst, wollten diese Nothwendigkeit ebenso wenig zugeben als die Nothwendigkeit irgendeiner andern großen Staatsverbesserung; und weil der nationale Führer der Iren mehr Agitator war als Staatsmann, weil er sein Vaterland leidenschaftlich liebte und dessen Unterdrücker nicht weniger leidenschaftlich haßte, wurde das Einverständniß der Regierung mit ihm, auf Grund einer Reformgesetzgebung für Irland, gebrandmarkt als eine unerhörte schmachvolle Erniedrigung. Keine Anklage ist minder gerechtfertigt vor einer unparteiischen historischen Kritik; aber in dem Kampfe der Parteien that sie ihre Dienste. Unnachgiebig vor allem war der conservative Widerstand des Oberhauses. Es gab kaum

eine Reformmaßregel des Whigministeriums, welche dieser conservative Staat nicht verwarf oder verstümmelte, und wenn man in der Geschichte jener Zeit die beharrliche Mäßigung beobachtet, welche Lord John Russell als Führer des Unterhauses diesem Widerstande entgegensetzte, wenn man wieder und wieder findet, wie bereitwillig er war, lieber das Geringere anzunehmen als das Ganze zu verlieren, versteht man das Befremden, womit er noch in hohem Alter die Kritik zurückwies, die ihn als waghalsig und fremden Ansichten unzugänglich darstellte. „Mein politischer Charakter“, bemerkt er in seinen Erinnerungen, „ist gar sehr das Gegentheil von dem, was Sydney Smith in gereizter Stimmung auf witzige Weise davon behauptete. Mein Temperament war immer der Uebereinkunft und der Mäßigung geneigt.“ Eben diese Mäßigung aber misfiel denen, die größere Dinge von dem reformirten Parlament erwartet hatten und die Wahrnehmung der Ohnmacht des Ministeriums im Oberhause hatte die Folge, auch im Hause der Gemeinen seinen Einfluß zu schwächen. Nichtsdestoweniger wurde, nach vielen Kämpfen, während der Jahre 1835—37 eine Reihe bedeutsamer Reformen durchgeführt, unter denen besonders die Municipal-Reformbill, die Bill zur Legalisirung von Heirathen nach nonconformistischem Ritus, die Gefängnißreform und die Herabsetzung der Stempel- und der Papiersteuer (welche letztere dem Zeitungswesen und der Volksbildung einen mächtigen Aufschwung verlieh) dem Reformministerium zum dauernden Ruhme gereichen. Eine irische Municipalbill, ein irisches Armengesetz und eine Bill zur Abschaffung der Kirchensteuer wurden dagegen sämmtlich vom Oberhause verworfen. Man bemerkte, daß die ministeriellen Majoritäten geringer und geringer wurden, und sprach schon von einem Regierungswechsel, als ein Thronwechsel die wankende Macht des Whigministeriums von neuem befestigte.

Im Juni 1837 starb Wilhelm IV. Ihm folgte seine achtzehnjährige Nichte Victoria, die nicht nur ohne Widerrede das Ministerium Melbourne beibehielt, sondern, ohne alle politische Erfahrung wie sie war, sich der Führung Lord Melbourne's unbedingt anvertraute und diesen durch das ganze Gewicht ihrer

Stellung und ihrer persönlichen Popularität stützte. So kam es, daß die Aussichten des Ministeriums sich plötzlich wieder besserten, wenn schon die gleich darauf stattfindenden allgemeinen Neuwahlen keine Vermehrung, sondern eine Verminderung der liberalen Majorität herausstellten. Ueberhaupt war, abgesehen von der frohen Erregung des Thronwechsels, die ganze Lage der Dinge nach innen und außen eine sorgenvolle. Ein Aufstand brach in Canada, ein Krieg in Indien aus. England und Irland wurden von Misernten heimgesucht; und neben der Feindseligkeit des conservativen Oberhauses steigerten zwei neue, fast gleichzeitig auftauchende Volksbewegungen, beide radicaler Natur, die Verlegenheiten der Whigs. Es waren dies der Chartismus und die Anti-Cornlaw-League. Jener forderte eine neue Reformbill, die Charte, zum Zwecke der politischen Emancipation der bei der ersten Reformbill vergessenen arbeitenden Klassen; diese die Abschaffung der freilich in ihrer frühern Härte gemilderten, aber noch immer schwer drückenden Korngesetze. Beide Forderungen hatten im whiggistischen Programm keinen Platz; gegen beide verhielt die Regierung sich abwehrend, und diese abwehrende Haltung entfremdete ihr das Vertrauen ihrer ehemaligen radicalen Anhänger. So schritt denn während der Jahre 1838 und 1839 die Zersetzung der liberalen Partei fort, indeß die Furcht vor der Wirksamkeit jener extremen Factionen den Conservativen neue Kräfte zuführte.

Mitten in diesen wachsenden Schwierigkeiten erwarb Lord Russell sich 1839 noch ein dauerndes Verdienst durch den Entwurf eines Plans zur Verbesserung des Volksunterrichts, auf dessen Grundlage seitdem weiter gebaut wurde bis zu der Erziehungsbill von 1870. Um die Verdienste des reformirenden Staatsmanns in dieser Sache zu würdigen, muß man sich die unglaubliche Engherzigkeit und Bigoterie vergegenwärtigen, welche damals in Bezug auf die Frage der Volkserziehung unter den Conservativen noch die Oberhand hatte. Lord Russell's Plan bezweckte die Herstellung eines Erziehungsraths, der über den Unterricht in den Volksschulen und die Verwendung der für diese vom Staat bewilligten Gelder die Aufsicht führen

sollte; und eine Clausel besagte, daß in den dieser Aufsicht unterworfenen Schulen die Rechte des Gewissens geachtet, d. h. religiöse Toleranz geübt werden müsse. Gegen diese Erklärung erhob sich von seiten der hohen anglikanischen Geistlichkeit und ihrer toryistischen Genossen ein wahrer Sturm des Widerstandes. Daß der Staat Gelder verausgaben und sein praktisches Interesse bewähren solle für eine Erziehung, die nicht nach strict anglikanischen Grundsätzen geleitet werde, schien diesen Eiferern etwas Unerhörtes. Manche waren der Ansicht: die Erziehung sei überhaupt für die Masse des Volks nicht wünschenswerth und die größte Geduld und Ausdauer war erforderlich, um zwischen den streitenden Ansprüchen eine Uebereinkunft zu erzielen. Lord Russell selbst hielt als echter Whig fest an dem Protestantismus als einem der Grundpfeiler der englischen Constitution; aber sein Protestantismus hatte nichts Engherziges; er war für ihn unauflöslich verknüpft mit dem Princip aufgeklärter Toleranz, dem er schon durch die Abschaffung der Testacte zu einem historisch denkwürdigen Siege verholfen hatte. Ebenso wenig bestand für ihn ein Zweifel darüber, daß die Erziehung des Volks kein Fluch, sondern ein Segen sei, daß sie die nothwendige Ergänzung bilde zu der Theilnahme des Volks am politischen Leben. Alle Versuche, die hemmenden Schranken religiöser Unterschiede zu stürzen, Bildung und Aufklärung zu verbreiten, erfreuten sich daher während seiner ganzen öffentlichen Laufbahn seiner thätigen Sympathie, und in der Herstellung des Erziehungsraths von 1839 war es ihm vergönnt, eine Reform durchzuführen, die vorzugsweise immer mit seinem Namen verknüpft bleiben muß.

Inzwischen machte die allgemeine Reaction gegen die Regierung unaufhaltsame Fortschritte. Die Stimmenmehrheit, auf welche sie mit Gewißheit zählen konnte, wurde immer geringer. Im Mai 1839 war es so weit gekommen, daß die Minister bei der Berathung einer Bill über die Verwaltung von Jamaica eine Niederlage erlitten. Ihrer Schwäche bewußt, reichten sie ihre Entlassung ein. Sir Robert Peel wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Seine Bemühungen

scheiterten jedoch an der berühmten Bedchamber-Question, d. h. an der Weigerung der Königin, gewisse hohe Whigdamen, die sie als ihre persönlichen Freundinnen betrachtete, aus den von ihnen bekleideten Hofämtern zu entlassen: ein Zugeständniß, von welchem Peel die Bildung eines conservativen Cabinets abhängig machte. So kehrten denn die Whigs noch einmal ins Amt zurück; und wenngleich die Episode, der sie diesen unerwarteten Glücksfall verdankten, nicht zu der Vermehrung ihres Ansehens beitragen konnte, hatte dieselbe, bei der eigenthümlichen Verkettung der Verhältnisse, doch das auffallende Resultat, daß die Amtsführung der geschlagenen Minister um zwei volle Jahre dadurch verlängert wurde. In der Vertheilung der Aemter fand bei dieser Gelegenheit ein Wechsel statt, indem Lord John Russell das Ministerium des Innern mit dem für die Colonien vertauschte, welches letztere vor allem eines kräftigern Lenkers zu bedürfen schien. Auch gelang es ihm als Colonialminister in Canada durch eine den Wünschen der Colonisten entsprechende Verfassung die gestörte Ruhe völlig wieder herzustellen. Aber das öffentliche Interesse wendete sich bald nachher von den colonialen den auswärtigen Angelegenheiten zu, in deren Bereich Russell's unternehmender College Palmerston noch 1840, in den ägyptisch-türkischen Verwickelungen, für das wankende Ministerium einen glänzenden Triumph davontrug. Der Versuch zu einem conservativen Mistrauensvotum wurde während derselben Session abgeschlagen. Trotzdem konnte man sich nicht täuschen über die stetige Zunahme der conservativen Reaction. Außer allen andern Klagepunkten beschwerte man sich über den schlechten Stand der Finanzen, die wiederholt ein Deficit gezeigt hatten. Ein Gegengewicht gegen diese Angriffe bot sich dem bedrängten Ministerium in der Volksbewegung gegen die Korngesetze, welche von Jahr zu Jahr größere Verhältnisse angenommen hatte. Das Gefühl von der politischen Nothwendigkeit eines solchen Anhalts mochte die Einsicht in die Gerechtigkeit der Forderungen der Anti-Cornlaw-League reifen; jedenfalls gab das Ministerium seine bisherige abwehrende Haltung gegen die League auf und im Beginn der Session

von 1841 überraschte Lord John Russell das Parlament durch die Ankündigung, daß er, wenn nicht zur völligen Abschaffung des aristokratischen Monopols, so doch zu bedeutenden Zugeständnissen, mittels der Herabsetzung der Zölle, bereit sei. Indeß diese Wendung kam zu spät. Der League gegenüber war sie nicht entschieden genug; im conservativen Lager veranlaßte sie ein noch festeres Zusammenscharen der feindlichen Elemente. Zu Anfang Juni 1841 erlitt das Ministerium eine entscheidende Niederlage. Auch das letzte Auskunftsmittel der sogenannten Berufung an das Volk durch allgemeine Neuwahlen hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die Neuwahlen ergaben eine ansehnliche conservative Majorität und das Ministerium Melbourne mußte einem von Sir Robert Peel gebildeten Cabinet den Platz räumen.

So befand denn Lord Russell sich wieder in der Opposition, und Führer der Opposition im Unterhause blieb er seitdem bis zum Jahre 1846. Einen persönlichen Erfolg hatte er bei der Niederlage seiner Partei errungen, indem er nach schweren Kämpfen einen der Sitze für die City von London davontrug. Er selbst war stolz auf diese Ehre und behauptete jenen Sitz durch alle folgenden Parlamentswahlen hindurch bis zu seiner Erhebung ins Oberhaus im Jahre 1861. Uebrigens hatten die geschlagenen Whigs ihren siegreichen Gegnern gegenüber einen schweren Stand; ihre Niederlage war um so fühlbarer, je länger sie sich, bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte, verzögert hatte. Das Verdienst, sie von neuem zu ordnen, sie zusammenzuhalten und ihrer Politik Haltung und Nachdruck zu verleihen, gebührte vor allem ihrem energischen Führer Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Zeugniß eines Mannes, gegen den er manchen Strauß zu bestehen hatte. „In einer Anzahl“, sagt der jetzige Lord Beaconsfield mit Bezug auf jene Jahre, „welche, in einem von ihnen selbst zusammenberufenen Parlament, kaum mehr als ein Sechstel des Hauses betrug, wurden die Whigs allein aufrecht erhalten durch die Würde Lord John Russell's.“ Eigenthümlich erschwert wurde seine Aufgabe noch durch den

Umstand, daß Sir Robert Peel in der brennenden Frage der Zeit der Hauptsache nach das Programm der Fortschrittspartei adoptirte. Als Vorkämpfer der Protectionisten an die Spitze der Geschäfte berufen, begann Peel selbst, seiner bessern Ueberzeugung folgend, die Freihandelsgesetzgebung, welche, neben der irischen Repealagitation und der Agitation der Anti-Cornlaw-League, die erste Hälfte der vierziger Jahre denkwürdig machte. Er hatte, nach D'Israeli's oft citirtem Witzwort, „die Whigs beim Baden getroffen und ihre Kleider gestohlen". Ueber die persönliche Haltung Lord Russell's bei diesem ungewöhnlichen Gang der Dinge verdanken wir demselben genialen Beobachter folgendes kleine Charakterbild. „Session auf Session", sagt D'Israeli in dem „Life of G. Bentinell", „während seine Politik sich diejenigen aneigneten, die sie so oft verurtheilt oder verleumdet hatten, verhüllte seine kühle Haltung oft einen unwilligen Geist und sein cynisches Lächeln war mitunter das Zeichen einer Verachtung, die auszudrücken er zu stolz war. Wenn übrigens das Vorgehen Peel's die extremen Parteien nicht befriedigte, so war der Erfolg seiner finanziellen Maßregeln unter den Umständen doch ein glänzender zu nennen und im ganzen blieb dem Führer der Opposition nicht viel mehr übrig als das Weiterdrängen auf der von dem Gegner eingeschlagenen Bahn. Auch in der irischen Frage zeigte Peel sich zu Zugeständnissen geneigt. Die einzige hoffnungsvolle Aussicht der Whigs, von ihrem Parteistandpunkte aus betrachtet, lag in der Nemesis der Zerrüttung und Auflösung der conservativen Partei, welche die gegen ihren Wunsch und Willen durchgeführte freisinnige Politik Peel's verhängnißvoll begleitete. Einer seiner Genossen nach dem andern sagte sich von Peel los, und als er zuletzt, am Ende des Jahres 1845, überzeugt durch die Gründe Richard Cobden's, des großen Führers der Anti-Cornlaw-League, die völlige Abschaffung der Korngesetze befürwortete, verließ die Masse der unversöhnlichen Protectionisten entrüstet den Führer, der in ihren Augen zum Verräther geworden war. Kurz vorher hatte auch Lord Russell sich offen für die völlige Abschaffung der Korngesetze ausgesprochen. Peel reichte unter diesen Umständen

seine Entlassung ein. Da Lord Melbourne ein ruhiges Leben den erneuten Mühen eines Amtes vorzog, wurde die Bildung eines liberalen Ministeriums Lord Russell übertragen; sie scheiterte jedoch an persönlichen Eifersüchteleien Lord Grey's und Lord Palmerston's. Peel blieb daher vorläufig am Ruder, um in der Session von 1846, mit der vereinten Hülfe der ihm treugebliebenen conservativen Anhänger, der Whigs und der Radicalen, die Abschaffung der Korngesetze zu vollenden. Aber wie die Dinge lagen, konnte seine Amtsführung nicht mehr von langer Dauer sein. Am Schlusse der Session stürzte ihn die Rache der geschlagenen Protectionisten, die sich bei der Abstimmung über eine neue irische Zwangsbill mit allen andern gegnerischen Parteien gegen ihn verbanden.

In dem Cabinet, welches Lord Russell nun als Premierminister um sich sammelte, war außer ihm selbst Lord Palmerston die angesehenste Persönlichkeit. Man erwartete nach der großen Niederlage und Zersplitterung der conservativen Partei bedeutende Leistungen von diesem Ministerium; allein die Zeiten waren einer umfassenden Reformgesetzgebung mehr als gewöhnlich ungünstig. Zuerst galt es, die schreckliche irische Hungersnoth der Jahre 1846—47 zu bekämpfen; dann folgten die Revolutionsjahre 1848—49 mit ihren innern und äußern Erschütterungen. Gegenüber den vorgeschrittenen Liberalen, die, unter Cobden's und Bright's Führung, eine neue Parlamentsreform forderten, suchte Lord Russell sich freilich seines alten politischen Spitznamens zu entledigen, indem er erklärte: er sei fernern Verbesserungen nie abgeneigt gewesen; doch wurde kein Versuch zu einer Reformbill gemacht. Die einzige wirklich bedeutende Maßregel innerer Reform war die Abschaffung der Schifffahrtsgesetze (1849), welche den Sieg der Freihandelspolitik bestätigte und vollendete. Eine beträchtliche innere Bewegung rief im Jahre 1850 die sogenannte Papal-Aggression hervor und es verdient als charakteristisch Erwähnung, daß Lord Russell, als echter Whig, sich entschlossen mit dem No-Popery-Ruf indentificirte, durch welchen der anglikanische Protestantismus auf jenen „päpstlichen Angriff" erwiderte. Die

Hauptverhandlungen der Session von 1851 drehten sich um die von Lord Russell eingebrachte, gegen die Papal-Aggression gerichtete „kirchliche Titelbill“, eine Maßregel, der man damals in manchen Kreisen die höchste Wichtigkeit zuschrieb, deren Bestimmungen indeß nie in Kraft gesetzt wurden. Andererseits fehlte es dem Ministerium Russell auf dem dunkeln Hintergrunde von Hungersnoth und Revolution keineswegs an glänzenden Lichtseiten. Trotz Hungersnoth und Handelskrisen blühte während der letzten Jahre seines Bestehens der Wohlstand des Landes mächtig auf; die Staatseinnahmen lieferten wachsende Ueberschüsse und im Jahre 1851 konnte England die Nationen der Erde zu jener ersten großen internationalen Ausstellung einladen, die, abgesehen von allen andern Resultaten, für seine eigene innere Entwickelung von unberechenbarer Bedeutung war. Zugleich stieg das englische Ansehen auf dem europäischen Festlande zu einer kaum je zuvor erreichten Höhe. England blieb nicht blos unerschüttert von den Stürmen der Revolution, welche die übrigen europäischen Staaten heimsuchte, es bewahrte nicht blos seinen alten Ruhm als Asyl der Verfolgten aller Parteien; seine offen bekannte Politik der Sympathie mit den um ihre Freiheit kämpfenden Völkern weckte zugleich, mit den Hoffnungen dieser, den Haß und die Furcht der festländischen Reaction. Nach dieser Seite war es vor allem Lord Palmerston, der unruhig flackernde europäische „Feuerbrand“, der dem Ministerium Russell Glanz verlieh. Freilich war dieser Glanz zum Theil verrätherischer Art. Denn wenn Lord Russell als Haupt des Ministeriums selbstverständlich im ganzen mit der auswärtigen Politik seines Collegen übereinstimmte, so fiel doch der größere Theil des Ruhms diesem zu; und getragen von dem Bewußtsein seines Ansehens nahm Lord Palmerston allmählich eine Selbstständigkeit der Haltung an, welche immer unvereinbarer wurde mit der collegialischen Führung der Geschäfte. Aus den kürzlich veröffentlichten Actenstücken im „Leben des Prinz-Gemahls“ geht hervor, daß während des Jahres 1851 Lord Palmerston mehr als einmal wichtige Depeschen abschickte, ohne sie weder seinen Collegen zur Billigung, noch der Königin

zur Unterschrift vorzulegen. Offenbar fühlte Lord Russell, daß sein ehrgeiziger College ihm über den Kopf wachse, und entschlossen, keine Minderung seiner Autorität zu dulden, gab er kurzgefaßt Lord Palmerston seine Entlassung, als dieser, nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851, auf eigene Faust dem französischen Gesandten seine Billigung dieser Gewaltthat ausgesprochen hatte. Lord Palmerston trat ab, aber er rächte sich bald für seinen Sturz. Schon im Februar 1852, kurz nach der Eröffnung der Parlamentssession, führte ein von ihm befürworteter Verbesserungsantrag gegen die Milizbill der Regierung den Fall des Ministeriums Russell herbei.

Unterdessen hatte die zersprengte Schar der Protectionisten sich unter Graf Derby's und D'Israeli's Führung von neuem gesammelt: sie waren noch immer in der Minderheit, aber der Zwiespalt der übrigen Parteien machte für den Augenblick ein Ministerium Derby-D'Israeli unvermeidlich. Die neuen Minister gaben in Bezug auf die Freihandelsfrage beruhigende Versicherungen; doch traute man ihnen nicht ganz und die schließliche Entscheidung über diese Frage wurde erst gefällt durch die von ihnen veranstalteten allgemeinen Neuwahlen, aus denen sie mit einer Minorität hervorgingen. Unter diesen Umständen wurden sie schon im December 1852 zum Abtreten gezwungen. Zu ihrer Niederlage hatten sämmtliche liberale Sectionen: Whigs, Peeliten und Radicale zusammengewirkt. Die Folge war mithin ein Coalitionsministerium, bestehend aus den besten Kräften der genannten Parteien. Den nächsten Anspruch auf den Vorsitz in dieser neuen Regierung hatte Lord John Russell. Allein es fand sich, daß die Anerkennung dieser Thatsache nach verschiedenen Seiten auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Um die Krise nicht zum Nachtheil der liberalen Politik zu verlängern, entsagte Lord Russell schließlich zu Gunsten Lord Aberdeen's und begnügte sich mit dem Ministerium des Aeußern und der Führerschaft des Unterhauses, während sein Rivale Palmerston sich zu dem Ministerium des Innern bequemte. Dieser Act der Entsagung, so ehrenvoll er als solcher war, bezeichnete doch in Lord Russell's Laufbahn einen entscheidenden

Wendepunkt. Bis dahin hatte er sich in aufsteigender Linie bewegt; von jetzt an bewegte er sich, wenn er auch eine gewisse Höhe immer behauptete, doch vergleichsweise in absteigender Linie. Es war ein persönliches Schicksal; aber ohne Zweifel lagen demselben tiefere Ursachen zu Grunde. Die alte Whigpartei wurde durch neue in das Staatsleben eintretende Kräfte allmählich aus ihrer frühern Stellung verdrängt und bei aller Beweglichkeit, Kraft, Ausdauer und Erfahrung besaß doch Lord Russell weder die versöhnenden Eigenschaften noch das siegreiche Genie, die ihm bei der erwähnten Combination der Parteien ein unbestrittenes Uebergewicht hätten sichern können.

In der That bemerkt man an ihm während der Dauer des Coalitionsministeriums eine unverkennbare Rastlosigkeit, ein Zeichen, daß es ihm schwer wurde, sich in seine veränderte Stellung zu finden. Das Auswärtige Amt trat er schon nach wenigen Monaten an Lord Clarendon ab; dann, bis zum Sommer 1853, blieb er Mitglied des Cabinets ohne Portefeuille; hierauf übernahm er das Präsidium des Staatsraths. Im Beginn der Session von 1854, als bereits der russisch-türkische Krieg ausgebrochen war und die Einmischung Englands nahe bevorstand, verlangte er gegen den Rath seiner Collegen Vorlage einer neuen Reformbill, die, wie vorauszusehen, bei der drohenden Lage der auswärtigen Angelegenheiten geringe Theilnahme erweckte und unausgeführt zurückgezogen werden mußte. Als dann im Herbst 1854 die traurige Lage der englischen Armee in der Krim die ernstlichsten Besorgnisse hervorrief, forderte er dringend die Entlassung des seinem Amte als Kriegsminister nicht gewachsenen Herzogs von Newcastle, blieb aber, als diese verweigert wurde, trotzdem im Cabinet, um kurz darauf, im Januar 1855, nachdem Roebuck eine Commission zur Untersuchung der Kriegsverwaltung beantragt hatte, durch seinen isolirten Austritt und die denselben begleitende Erklärung, daß er nicht gegen die geforderte Commission zu stimmen vermöge, das Ministerium Aberdeen zu sprengen. Keine seiner öffentlichen Handlungen wurde ihm mehr verdacht als diese; durch keine schadete er sich mehr in der öffentlichen Meinung. Er selbst

führt sie in seinen „Erinnerungen", neben der Entlassung Palmerston's im Jahre 1851, unter denjenigen Schritten seines politischen Lebens auf, die er als verfehlt bedauere. Seine Rückkehr an die oberste Leitung der Geschäfte war dadurch auf längere Zeit unmöglich geworden. Nachdem Graf Derby die Bildung eines neuen Ministeriums abgelehnt, berief die allgemeine Stimme Lord Russell's Nebenbuhler Palmerston, dessen energische Beweglichkeit als Minister des Aeußern ihn längst zum Liebling der Nation gemacht hatte, ans Ruder des Staats.

Es mußte überraschen, daß Lord Russell nach diesen Vorgängen sich bewegen ließ, den verhältnißmäßig untergeordneten Posten des Colonialministers in Lord Palmerston's Cabinet anzunehmen. Jedenfalls that er damit noch einen weitern Schritt auf der abwärts führenden Linie seiner öffentlichen Laufbahn; und als walte ein feindlicher Stern über seinem Schicksal, hatte sehr bald nachher die außerordentliche Mission als englischer Botschafter bei den Friedensconferenzen in Wien, mit der er im März 1855 betraut wurde, für ihn persönlich einen Ausgang, der einer Katastrophe nicht unähnlich war. Wie bekannt, scheiterten die Wiener Conferenzen an den übertriebenen Ansprüchen Rußlands. Lord Russell selbst gab nach seiner Rückkehr im Parlament Erklärungen in diesem Sinne, bei denen es an heftigen Ausfällen gegen den russischen Uebermuth nicht fehlte. Unmittelbar darauf kam jedoch die misliche Thatsache ans Licht, daß er selbst in Wien zu der Annahme der russischen Bedingungen bereit gewesen und der Abschluß des Friedens auf dieser Basis nur durch das Veto des Cabinets in London verhindert worden sei. Es scheint, daß auch Palmerston's Verhalten in dieser Sache nicht frei war von Zweideutigkeit; doch der öffentliche Unwille richtete sich vor allem gegen Lord Russell. Ein Tadelsvotum wurde von conservativer Seite angekündigt, und um die Existenz des Cabinets zu retten, wurde Lord Russell geopfert. So sah er sich in die Stellung eines Gegners der liberalen Regierung gedrängt. Mit leicht erklärlicher Bitterkeit bekämpfte er seitdem, so oft eine Gelegenheit sich bot, seinen alten Collegen Palmerston, ohne doch dessen

wachsender Popularität wesentlichen Abbruch zu thun. Erst zwei Jahre später (März 1857), als Palmerston ohne genügende Veranlassung einen Krieg mit China anfing, genoß er die Befriedigung, in Gemeinschaft mit Peeliten, Radicalen und Tories seinem Nebenbuhler eine Niederlage zu bereiten. Aber Palmerston, seiner Popularität bei dem englischen Volke gewiß, löste das Parlament auf und ging mit einer überwältigenden Majorität aus dem Wahlkampfe hervor. Russell selbst behauptete nur mit Mühe seinen Sitz für die City von London; von seinen Bundesgenossen waren manche der angesehensten den Palmerstonianern erlegen. Ebenso entscheidend als plötzlich war dann freilich Palmerston's Sturz in den Debatten über die Conspiracy-Bill im Februar 1858; allein diese Niederlage hatte zunächst ein Ministerium Derby-D'Israeli zur Folge. Erst als die Conservativen, um der wieder begonnenen Agitation für eine neue Reformbill zu begegnen, in der Session von 1859, in seltsamem Widerspruch gegen ihre frühere Politik, dem Parlament eine Reformbill vorlegten, fand eine Annäherung zwischen den verschiedenen Fractionen der liberalen Partei und demgemäß auch zwischen Russell und Palmerston statt. Am 31. März 1859 wurde eine Motion Lord Russell's gegen die conservative Reformbill angenommen; im Juni, nachdem die Auflösung des Parlaments die Conservativen in der Minorität gelassen, folgte der Sturz des Ministeriums. Nach einem vergeblichen Versuch Lord Granville's, ein liberales Cabinet zu bilden, fiel diese Aufgabe an Palmerston. Es kam zu einer Aussöhnung zwischen ihm und Russell und der letztere trat als Minister des Auswärtigen in das Ministerium seines alten Rivalen ein.

Von diesem Zeitpunkte an erhob Lord Russell sich aus dem Fall der vorhergehenden Jahre wieder zu höherm Ansehen. Trotz seiner 67 Jahre und trotz eines Kämpferlebens in der politischen Arena, dessen Dauer fast ein halbes Jahrhundert erreichte, hatte er wenig von der alten Rüstigkeit verloren; die störenden persönlichen Differenzen im eigenen Lager waren endgültig ausgeglichen, und wenn er nicht mehr die erste Stelle

einnahm, so war er in dem bedeutenden Amte, das er verwaltete, doch nur durch einen geringen Abstand von derselben getrennt. In einer Beziehung ließ er sich durch Lord Palmerston beeinflussen. Dieser war stets großen Verfassungsänderungen abgeneigt gewesen und mit dem vorrückenden Alter (er zählte damals 75 Jahre) hatte diese Abneigung zugenommen. Lord Russell seinerseits hatte, wie bereits erwähnt, im Einklang mit den Forderungen einer neuen Generation seiner frühern Finalitätslehre entsagt und eine neue Reformbill, umfassender als diejenige, welche den Sturz des Ministeriums Derby-D'Israeli veranlaßt hatte, wurde nun selbstverständlich von dem Ministerium Palmerston-Russell erwartet. In der That legte Lord Russell in der Session von 1860 eine solche vor; aber sie scheiterte ebenso sehr an seinem eigenen Mangel an Energie, wie an der Lauheit Palmerston's und der Palmerstonianer. Die Frage der Parlamentsreform ruhte seitdem bis zum Tode Lord Palmerston's (1865), allem Anschein nach, nicht ohne Lord Russell's billigende Zustimmung. Diesem Zeitraum wenigstens gehört ein anderer auf die Reformbewegung bezüglicher und oft wiederholter Ausspruch von ihm an, der stark an die Finalitätslehre erinnert, die Mahnung: Rest and be thankful! d. h. freut euch des errungenen Besitzes und belästigt uns nicht wegen einer neuen Reformbill!

Wenn aber die innere Politik des Ministeriums Palmerston-Russell einen entschieden quietistischen Grundzug zeigte, so konnte ihm nach außen hin die Entfaltung einer bedeutenden Thätigkeit nicht abgesprochen werden. Im ganzen war es die alte Palmerston'sche Einmischungspolitik, welche auch von Lord Russell befolgt wurde. Am befriedigendsten war der Beginn seiner Amtsführung, da es ihm damals beschieden war, der Völkerfreiheit einen wichtigen Dienst zu leisten durch die Förderung, welche er der italienischen Einheitsbewegung zutheil werden ließ. Dieser Dienst wurde um so mehr anerkannt, je unfreundlicher das Ministerium Derby-D'Israeli gegen die Italiener aufgetreten war. Weniger erfolgreich war bei Gelegenheit des letzten polnischen Aufstandes (1863) sein Bemühen um eine menschlichere Be-

handlung der Polen seitens der russischen Regierung, und einer vielfach ungünstigen Kritik setzte er sich aus durch seine Haltung in der amerikanischen und in der schleswig-holsteinischen Frage. Seine Sympathie in dem großen Kriege der Nord- und Südstaaten lag entschieden auf seiten der Nordstaaten und seine Auffassung der völkerrechtlichen Pflichten Englands jenem gewaltigen Kampfe gegenüber war wol im ganzen die richtige. Aber seine Sympathien verschwanden vollständig unter der kalten officiellen Förmlichkeit seiner Diplomatie, während er durch seine Nachlässigkeit in Bezug auf die Alabama und andere in englischen Häfen ausgerüsteten conföderirten Kaperschiffe eine internationale Controverse vorbereitete, die erst viele Jahre später zum Nachtheile Englands entschieden wurde. Noch weniger erfreulich war seine Politik in den dänisch-deutschen Verwickelungen. Wie die Mehrzahl seiner Landsleute, konnte oder wollte er die Rechte Schleswig-Holsteins nicht begreifen. Dänemark wurde allerdings zu Reformen ermahnt, aber ebenso zum Widerstand angestachelt und zuletzt im entscheidenden Augenblick im Stiche gelassen. Der verstorbene Graf Derby hatte nicht ganz unrecht, wenn er diese Politik als „ein Mischen und Mantschen" (meddle and muddle) charakterisirte und das Parlament zu einem Tadelsvotum gegen dieselbe aufforderte. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, allein die dänische Politik der englischen Regierung wird wol immer den unerfreulichsten Kapiteln der neuern Geschichte Englands zuzählen.

Der Tod Lord Palmerston's im October 1865 rief Lord Russell noch einmal an die Spitze der Geschäfte. Er saß damals nicht mehr im Unterhause. Schon 1861 war er mit dem Titel Graf Russell von Kingston-Russell zur Pairswürde erhoben worden. Zum Theil mochte diese Erhebung wünschenswerth erscheinen, weil sie den letzten Rest seines Antagonismus gegen Lord Palmerston beseitigte; anderntheils hing sie ohne Zweifel zusammen mit dem Tode seines Bruders, des Herzogs von Bedford, der ihm Besitzungen hinterließ, welche ihn in den Stand setzten, jenem höhern Range gemäß zu leben. Als jüngerm Sohne eines großen Hauses war ihm nur ein

geringes väterliches Erbtheil zugefallen. Der Staatsdienst hatte ihm bis dahin, wie er selbst gelegentlich erklärte, in pecuniärer Hinsicht mehr Lasten auferlegt als Lohn erworben und mehr als einmal hatte sein Bruder, der Herzog, seine Schulden bezahlt. Von nun an konnte er um so gemächlicher leben, als die Königin schon während seines ersten Ministeriums ihm den Landsitz Pembroke Lodge im Park von Richmond zu lebenslänglichem Gebrauch verliehen hatte. Daß er Lord Palmerston als Premierminister nachfolgte, verstand sich nach der herrschenden politischen Sitte von selbst. Auch wurde dies neue Ministerium Russell mit großen Hoffnungen begrüßt. Schon bei den allgemeinen Neuwahlen, welche dem Tode Lord Palmerston's unmittelbar vorhergingen, war der Ruf nach Reform wieder aufgetaucht; jetzt erhob er sich lauter als je zuvor. Das liberale England erwartete von dem alten Reformer Russell die Einlösung des 1854 und 1860 unerfüllt gebliebenen Versprechens. Er täuschte diese Erwartung nicht. Die Hauptmaßregel der Session von 1866 war eine Reformbill; doch, mäßig wie diese war, erlag sie schon im Unterhause, dessen Führung Gladstone übernommen hatte, dem Widerstande der Conservativen und der Palmerstonianer. Das Ministerium hatte von vornherein erklärt, mit seiner Reformbill stehen und fallen zu wollen, und treu dieser Erklärung trat es nach jener Niederlage, im Juni 1866, vom Amte ab.

Mit diesem Act der Entsagung endete Graf Russell's officielle und vielleicht kann man auch sagen, seine öffentliche Laufbahn. Ein Staatsamt bekleidete er nicht wieder. Die Zeiten forderten jüngere, schwunghaftere Kräfte als die seinen, und bei der nächsten Wendung der Ereignisse, nach den allgemeinen Neuwahlen vom December 1868, ging die Führerschaft der liberalen Partei ohne Widerrede über an Gladstone, der jene Forderungen in glänzender Weise erfüllte. Graf Russell erschien noch jahrelang im Parlament und machte noch in mancher Debatte das Gewicht seines Namens und seines Einflusses geltend, meist zu Gunsten der großen Reformen seines Nachfolgers. Doch merkte man öfter, daß die Zeiten ihm zu

rasch fortschritten, daß er, in den alten Whigtraditionen befangen, den veränderten Zuständen nicht genügende Rechnung trug. Seine Ansichten empfing man stets mit der seinem Alter und seinen Verdiensten gebührenden Achtung; einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Verhandlungen übte er nicht mehr aus. Nachdem er das achtzigste Jahr überschritten hatte, wurden auch die Gebrechen des Alters seinem häufigern öffentlichen Auftreten hinderlich. Seine Stimme, die nie sehr kräftig gewesen, wurde fast unhörbar, sodaß es des ganzen Geschicks der Berichterstatter bedurfte, den Hauptinhalt seiner Reden wiederzugeben. Endlich, seit dem Jahre 1876, erschien er nicht mehr im Parlament. Doch seine fortgesetzte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bekundete noch mancher Brief in den Zeitungen, und geistig frisch bis zuletzt, benutzte er die Muße der Schlußjahre seines Lebens auch zu der Fortsetzung der schriftstellerischen Thätigkeit, welche bei ihm die politische fast unausgesetzt begleitet hatte. Dieser letzten Zeit gehören eine Sammlung seiner Reden und Depeschen (1870), ein geschichtlicher Ueberblick über die auswärtige Politik Englands während der letzten drei Jahrhunderte (1871), eine Sammlung von Essays über die Ausbreitung des Christenthums (1873) und die mehrfach erwähnten Erinnerungen aus seinem Leben (1875) an. Von seinen frühern Arbeiten wurde die Tragödie „Don Carlos“ (1822) genannt. Noch früher (1819) veröffentlichte er eine Biographie seines berühmten Vorfahren Lord William Russell, des Märtyrers der englischen Freiheit in der Regierung Karl's II. Zwischen diesem und seinen spätern Werken liegt eine lange Reihe historisch-politischer Schriften, unter denen wol der Essay über die Geschichte der englischen Constitution (1821, 4. Aufl. 1873), die „Briefe und Tagebücher Thomas Moore's“ (1852—56) und das „Leben von Charles James Fox“ (1859—66) den meisten Werth haben. Alles in allem kam indeß sein Erfolg als Schriftsteller seinen Erfolgen als Politiker und Staatsmann bei weitem nicht gleich. D'Israeli machte mit Bezug auf diesen Punkt während der dreißiger Jahre die Bemerkung: wie aus schlechtem Wein guter Essig

werde, so sei Lord Russell aus einem Schriftsteller zehnten Ranges ein Staatsmann ersten Ranges geworden. Ohne den Contrast so scharf hinzustellen, muß man doch bekennen, daß dem Schriftsteller Russell, bei allen Kenntnissen und bei aller Redegewandtheit, das höhere literarische Formtalent mangelt. So werthvoll der Inhalt oft ist, so vermißt man doch meist die gestaltende Hand des Künstlers, welche dem Stoff die in sich vollendete schöne Gestalt verleiht.

Von der öffentlichen Huldigung, welche dem Veteranen der englischen Staatsmänner noch während der letzten Wochen seines Lebens bei Gelegenheit der funfzigjährigen Feier der Abschaffung der Test- und Corporationsacts dargebracht wurde, wurde schon oben gesprochen. Es war ein schöner, würdiger Abschluß seiner Laufbahn, um so mehr, als seine Antwort auf die ihm überreichte Adresse ihm noch einmal Veranlassung bot, den Grundsätzen politischer und religiöser Freiheit, welche sein ganzes Leben beherrscht hatten, einen letzten feierlichen Ausdruck zu geben. Bald darauf, 28. Mai 1878, verschied er, fünfundachtzig Jahre alt, friedlich in seinem Landhause Pembroke Lodge.

In seinem Testament hatte Graf Russell den Wunsch ausgesprochen, in aller Stille in der Familiengruft der Russell in Cheneys begraben zu werden. Seine Familie lehnte daher die Anerbietung eines öffentlichen Begräbnisses in der Westminster-Abtei ab. Die von ihm begründete Pairswürde ist auf seinen Enkel, den Sohn seines ältesten Sohnes, Lord Amberley, eines durch Talent und Freimuth ausgezeichneten Mannes, der zwei Jahre vor dem Vater in der Blüte seines Lebens starb, übergegangen.


Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


38c
Erdmannsdörffer
164214
DD394
E5

